

# ZUM PHÄNOMEN HUNDERTWASSER:

## INTERVIEWS

## FRIEDRICH ACHLEITNER

Architekturpublizist und freier Schriftsteller

*Sch.: Heute ist der 5.2.1998, wir sitzen bei Prof. Friedrich Achleitner in der Schönlaterngasse, und ich darf gleich zu Beginn um ein Grundsatzstatement zum Phänomen „Hundertwasser und die Architektur“ bitten.*

A.: Es gibt beim sogenannten Phänomen Hundertwasser für mich mehrere Komponenten. Eine Komponente, vielleicht die wichtigste, ist die, daß Hundertwasser schon in den späten fünfziger Jahren durch sein „Verschimmelungsmanifest“ eine Kritik des Nachkriegs-Bauwirtschaftsfunktionalismus eingeleitet hat. Das war sehr verdienstvoll. Das haben natürlich auch andere getan. Das haben auch Günther Feuerstein und Hans Hollein gemacht, Walter Pichler und verschiedene andere. Das war ein wichtiger Akt.

Was später aus dieser Auflehnung geworden ist, ist allerdings für mich mit architektonischen Kriterien nicht mehr zu beschreiben. Das ist ein Phänomen, das in einer, sagen wir einmal, ästhetischen Bedarfsdeckung liegt. Der modernen Architektur wird ja vorgeworfen, daß sie keine Phantasie hat usw. usw. Und Hundertwasser deckt diesen Bedarf, indem er Formen oder eine Ästhetik, die er in seinen frühen Bildern entwickelt hat, auf Architektur appliziert, genauer gesagt auf Fassaden. Er hat dabei einige Grundformeln entwickelt, wie die bewegte Flächenornamentik, diese schiefen Stützen oder diese keramischen „Big Mac's“. Das ist eine Formwelt, die sich nun etabliert hat. Sie war bei seinem ersten Haus, beim sogenannten Hundertwasser-Haus, attraktiv und neu, vielleicht sogar aufregend. Ich glaube aber, daß diese Formen, die Hundertwasser damals erfunden hat, inzwischen inflationistisch, ausgelaut und verbraucht sind. Es wundert mich eigentlich, daß sie immer noch ihre Wirkung haben.

Aber es gibt eine andere Komponente, die mich zwar persönlich nicht aufregt, aber die ich immerhin bedenklich finde. Es ist doch ein ganz merkwürdiges Phänomen, daß Hundertwasser seine ästhetischen Verkaufsartikel an potentiellen Umweltzerstörern aufhängt. Seine Öko-Philosophie hängt sich an die Verschönerung von technischen Dingen, die eigentlich gar nicht „öko“ sind. Zum Beispiel hat er die österreichische Identität ausgerechnet an den Kennzeichen für Autos festmachen wollen. Das Auto ist aber ein potenter Umweltzerstörer, das Auto ist ein Element, das wesentlich mit Schadstoffemissionen zu tun hat. Und mit der ästhetischen Behübschung eines kleinen Teils dieses Umweltzerstörers, sprich an der Tafel, hat er sich eingehend beschäftigt.

*Sch.: Dabei hat er aber, glaube ich, nicht behauptet, daß es ökologisch gemeint sei, da ging es ihm mehr um die österreichische Identität.*

A.: Mag sein. Aber es ist jedenfalls interessant zu beobachten, welche Elemente er bearbeitet. Das sind einmal die Autotafeln. Das wäre natürlich ein großer Multiplikator gewesen, das hätte seinem Design eine enorme visuelle Präsenz in der Öffentlichkeit verschafft. Meiner Meinung nach ist das nicht Hundertwasser, sondern sein geniales Management. Das Autokennzeichen ist ein „Multiple“ mit einem traumhaften Verteilungsfaktor, und ich finde es einfach genial, auf die strategische Idee zu kommen, sich da einzuschalten und das zum ästhetischen Thema zu machen. Letztlich ist es zwar nicht gelungen, aber es war nahe daran, daß wir alle mit Autonummern von Hundertwasser herumfahren. Das nächste sind die Tankstellen. Wieder ein idealer Werbeträger mit hoher Kundenfrequenz.

*Sch.: Finden Sie die Alternative besser, Tankstellen und Rasthäuser sollten „in ehrlicher Weise“ häßlich sein?*

A.: Nein, das ist nicht das Thema.

*Sch.: Wenn man vergleicht, wie die Autobahnstation Bad Fischau vorher ausgesehen hat, tut es jedenfalls mir nicht unbedingt leid um den Zustand vor der „Behübschung“ ...*

A.: Diese Sechziger-Jahre-Stationen waren ganz normal und ganz brav, die haben niemandem weh getan und auch niemandem gefallen. Die waren eigentlich harmlos. Jetzt sind sie aber ästhetisch aufgemotzte Objekte, die in einer ganz anderen Strategie ihre Rolle spielen. Sie fallen auf, sie werden angefahren usw. Das ist eigentlich nur auf einer Werbeschiene zu verstehen, hat weder mit Kunst noch mit Architektur etwas zu tun ...

*Sch.: Sie sehen hier also bloß eine „geniale Werbestrategie“ am Werk?*

A.: Ja, natürlich.

*Sch.: Und das ist nun die des Hundertwasser oder die des Joram Harel?*

A.: Das weiß ich nicht, aber auf jeden Fall finde ich es genial, mit solchen Objekten zu operieren.

*Sch.: Der Ausdruck „genial“ ist natürlich in diesem Zusammenhang als ein „zweischneidiges“ Lob zu betrachten?*

A.: Natürlich. Das hat für mich nichts mit Architektur oder Kunst zu tun, sondern bloß mit PR-Strategien. Ein Fernheizwerk mit 80 Millionen zu behübschen, nur damit es anders aussieht, das halte ich für einen ökologischen Zynismus. So verharmlose ich ja ein technisches Gerät, das an und für sich nicht tatsächlich technisch harmlos ist.

*Sch.: Da kommen wir auf ein sehr grundsätzliches Problem. Sie haben das Stichwort Behübschung verwendet, mir fällt aber dazu immer auch, komple-*

*mentär und als Gegensatz, der Ausdruck Verschönerung ein. Sie wissen, im 19. Jahrhundert hat es die sogenannten Verschönerungsvereine gegeben, man wollte selbst technische Bauwerke durch entsprechendes Dekor „ästhetisch ansprechend“ gestalten und hat dabei Postulate wie „Ehrlichkeit“, das Zur-schaustellen der Strukturen etc. nicht für sehr wichtig gehalten. Heute ist aus dem positiv gemeinten Ausdruck „Verschönerung“ das abwertende „Behübschen“ geworden, Behübschungsvereine gibt es nicht, aber immerhin, Hundertwasser nimmt den Negativausdruck Behübschung wie einen Ehrentitel auf und sieht sich als „Ritter der Schönheit“. Sein Argument gegen Ihre Thesen würde vermutlich lauten: 1. Ich bin kein grundsätzlicher Gegner des technischen Fortschrittes, daher habe ich überhaupt nichts dagegen, wenn zum Beispiel bei meinen Bauten Beton verwendet wird, weil sie ja große Bäume tragen müssen. 2. Das Auto soll sicherlich möglichst umweltschonend sein, aber wenn nun einmal alle Leute, auch die meisten Ökofreaks, Auto fahren, warum soll man nicht Dinge wie Tankstellen oder Autobahnen „grüner“ und ästhetisch akzeptabler machen? Und dasselbe gilt für Fernheizwerke. Ich würde meinen, im 19. Jahrhundert hat es ja in sehr vielen Künsten eine relativ breite Synthese gegeben, man kann fast sagen, eine populistische Synthese. Das geht von der Verdi-Oper mit ihren „Gassenhauern“, die auch heute noch gesungen oder gepfiffen und in der U-Musik zweitverwertet werden, bis zur Architektur, die dem besagten populären Behübschungs- oder Verschönerungsbedürfnis Rechnung trägt. Nun habe ich den Eindruck – darum ist Hundertwasser für mich so interessant – Hundertwasser trägt diese Tradition weiter und erntet daher verständlicherweise breite Zustimmung. Von Seiten einer kleinen Elite wird ihm dies aber natürlich als Populismus vorgeworfen. Es gibt heute eine sehr asketische Philosophie – die auch sehr ernst gemeint ist – bei Musikern und Malern, speziell aber auch innerhalb der professionellen*

*Gruppen der Architekten und Architekturkritiker, und die nimmt nicht nur Anstoß an Webber-Musicals, an den „phantastischen Realisten“ und an Hundertwasser, sondern auch an „Lederhosen-Architektur“, „Marbella-Barock“ oder so manchem, was medial oder architektonisch bei Disney produziert wird.*

*Ist hier nicht Hundertwasser einfach einer der Repräsentanten eines wirklich fundamentalen Gegenstoßes gegen die Moderne – zu Endes dieses Jahrhunderts und zu Beginn des nächsten Jahrtausends?*

A.: Man könnte aber auch sagen, er ist vielleicht ein typisches Produkt der Moderne, indem er Erscheinungen der Moderne bewußt kontrastiert. Ich sehe in Hundertwasser keinen Traditionsträger. Das Problem ist ja das: Kunst, die ernstgenommen wird, irgendeinmal, vielleicht nicht im Augenblick, da sie entsteht, wirft immer, ich möchte fast sagen, existentielle Fragen auf. Das heißt, die Ästhetik ist nur ein Teil des ganzen Prozesses. Ich würde Hundertwasser fast vorwerfen, daß er selbst in seiner Kunst so etwas wie ein Verbraucher oder ein Verwerter ist. Am Anfang hat er immer einen Schub, wo er Elementares entwickelt, dann wird es immer dünner und schwächer und wird einfach verwertet.

Sch.: *Die Wiederholung gewisser Grundformen kann man aber den meisten Künstlern vorwerfen, das konstituiert eben den Personalstil: Denken Sie an die immer gleichen Mädchentypen eines Rubens oder Renoir oder die „Lichtregie“ bei Rembrandt. Sogar einem Picasso hat man zuletzt vorgeworfen sich zu wiederholen – obwohl er ja einer der wandlungsfähigsten war.*

A.: Ja, aber Picasso war unglaublich wandlungsfähig, hat immer neue Themen gefunden und hat sich selbst immer neu gefordert.

Sch.: *Der Historismus mit seinen Gußornamenten hat im übrigen auch einen feststehenden Formenkanon gehabt.*

A.: Es hat in der Geschichte immer wieder Phasen von Formenverschleiß gegeben, und der Späthistorismus war beispielsweise eine Phase, wo wirklich sämtliche Stilrepliken, die man durch die Forschung ins Gesichtsfeld bekommen hatte, wiederholt und verschliffen worden sind. Der Späthistorismus war, könnte man fast sagen, in der Tat ein ähnliches Phänomen, wie das, was jetzt im subjektiven Bereich bei Hundertwasser vor sich geht.

Sch.: *Nun kann man aber sagen, Hundertwasser hat sich im „Verschimmelungsmanifest“ positiv auf den Historismus und zwar ausdrücklich auf den Späthistorismus berufen – er erwähnt explizit die Häuser der 1890er Jahre. Und da gibt es doch wieder eine fundamentale Frage, die ich in bewußtem Gegensatz zu Loos so formuliere: Gibt es nicht so etwas wie ein Menschenrecht auf Ornament, auf Geschmücktheit als „Wohltat fürs Auge“? Gibt es nicht sogar ein Menschenrecht auf Kitsch?*

A.: Natürlich gibt es das. Dann muß ich aber definitiv sagen: Architektur ist Kitsch. Dann ist es ok.

Sch.: *Für welche Definition von Architektur stehen aber Sie? Ich bin zuletzt etlichen Leuten begegnet, die sagen, daß in Wahrheit nur etwa ein bis zwei Prozent des Bauens Architektur sei – der Rest sei eben „bloßes Bauen“. Ich lese das auch vielfach in der Architekturberichterstattung, über die ich mich zum Teil sehr amüsiere. Aber das kommt mir als eine etwas eigenartige und höchst unsoziologische Definition vor. Wir sprechen ja auch von „anonymer Architektur“, ohne dabei einen so extrem elitären Wertmaßstab zu unterlegen – und ich fürchte, als Maßstab der „Architektur unserer Epoche“ werden in Zukunft auch die 99 Prozent „Durchschnittsbauten“ genommen werden, ob uns das recht ist oder nicht ...*

A.: Es gibt keine abschließende Definition von Architektur, Kunst oder Musik. Das zu versuchen, ist lächerlich, und wer das heute noch probiert, hat vermutlich nichts verstanden.

Sch.: *Sie würden also die Idee mittragen, nur ein bis zwei Prozent sind Architektur, der Rest „bloßes Bauen“?*

A.: Wenn ich Architektur als das definiere, was das räumliche Denken, das konstruktive Denken, weiterbringt, wo Schritte gemacht werden in einer Entwicklung, dann ja. Es ist immer ein ganz kleiner Prozentsatz, der das Denken und die Wahrnehmung weiterbringt, erweitert, wo etwas Essentielles passiert. Das könnte ein Vorschlag für einen Architekturbegriff sein. Ich neige eher dazu anzuerkennen, daß in jedem Bauwerk Architektur „anwesend“ ist, aber „Schlüsselbauten“ gibt es eben nur ganz wenige.

Sch.: *Versuchen wir diese elitäre Definition von Architektur als Innovation an der Vergangenheit zu erproben. Wie steht es dann um die Schloßbauten des 18. Jahrhunderts. Sind diese „Architektur“ oder nicht? Die sind ja eigentlich oft sehr einfach, da ist meist ein Gang und rechts und links ist ein Zimmer nach dem anderen perlenschnurartig aufgereiht.*

A.: Na ja, es kommt aber darauf an, wie sie aufgereiht sind und wie man von einem Zimmer in das andere geht. Es gibt sicher Schlösser, die bloß wiederholen, wo nichts an Innovation passiert. Es gibt aber auch grandiose Grundrisse und Raumfolgen, wo sehr viel passiert. Das ist eben dann der Unterschied zwischen einem Bauen nach der Art der Handwerker und Baumeister und den Erfindungen eines Architekten, wie Fischer von Erlach. Hier sind wir genau am Punkt. Wenn man Hundertwasser zum Beispiel unter dem Aspekt der Architektur diskutieren würde, müßte man fragen: Was erfindet er an Konstruktivem, was erfindet er an Details, was erfindet er im Räumlichen? Und da muß ich sagen, selbst sein originalstes Werk, das Hundertwasser-Haus, erfindet räumlich überhaupt nichts. Das sind Gemeindewohnungen normaler Typologie, Grundrisse, also da ist gar nichts. Daß heißt also, er erfindet, wenn man das so nennen will, in seinem ganz persönlichen zeichnerischen, malerischen Bereich Formen, die er

dann appliziert auf, ich möchte fast sagen, ganz gewöhnliche Bauten.

Sch.: *Er hat aber beispielsweise diese Abtreppe durchgesetzt. Dadurch hat er Grünterrassen geschaffen, die auch benutzt und offensichtlich von den Bewohnern sehr freudig angenommen werden. Das dürfte wirklich gut funktionieren und erscheint mir auch als Neuerung.*

A.: Es gibt viele Gemeindebauten mit Terrassen, die man wunderbar bewohnen kann, da sehe ich nichts Erfindersches. Das hat schon Adolf Loos 1922 für einen Gemeindebau vorgeschlagen. Im Hundertwasser-Haus gibt es allerdings einen Raum, der eine gewisse Erfindung oder einen erfinderschen Geist zeigt: das ist dieser Kinderraum mit dem gewölbten Boden. Das ist ein sehr lustiger Raum, in dem man herumkugeln kann und der auch Qualität hat. Wenn man aber schaut, was im Bereich des ökologischen Bauens passiert, also wo sich wirklich Leute abmühen mit biologischen Baustoffen, dann ist das Hundertwasser-Haus ein Betonhaus. Es ist ein Betonhaus, das mit Ziegeln verkleidet ist. Also von Öko-Bau ist dort überhaupt keine Spur zu sehen, nur daß es eben Terrassen gibt mit Bäumen und Sträuchern.

Sch.: *In Bezug auf das „Grün auf dem Dach“ scheint Hundertwasser interessanterweise durchaus beeinflusst von Le Corbusier. Le Corbusiers Vorstellung, daß man oben auf dem Dach Grün hat und unter den Piloten vielleicht auch, daß man in Wahrheit also die Grünfläche verdoppeln kann. Und Hundertwasser hat Le Corbusiers Großwohnhaus in Marseille zu Anfang der fünfziger Jahre besucht und war sehr beeindruckt.*

*Im Endeffekt scheinen aber Hundertwassers Grünterrassen besser zu funktionieren als die von Le Corbusier und Nachfolgern, und zwar, weil sie eben dem Grün absolute Priorität geben. Dabei sagt Hundertwasser allerdings durchaus: „Ich habe überhaupt nichts gegen Beton. Wenn mir der armierte*

*Beton hilft, schwere Erdschichten zu tragen, dann bin ich dafür.“ In diesem Sinn ist er kein Anti-Modernist.*

*Aber ich wollte ein bißchen auf diese Geschichte mit dem „Reklame-Genie“ zurückkommen. Ich habe das nämlich auch immer gelesen und habe vor dieser Auftragsarbeit keine Ahnung gehabt, wie es um die Sache eigentlich steht. Ich habe aber in der letzten Zeit mit einer Reihe von Leuten gesprochen, zum Beispiel mit Pfarrer Zeck aus Bärnbach oder mit Schulleiter Sandau aus Wittenberg, wo Hundertwasser einen Plattenbau, eine Schule, umgestaltet. Diese Leute sind an Hundertwasser herangetreten – er hat sich nicht etwa reklamemäßig „offert“ – und ich habe von ihnen glaubwürdig gehört, daß Hundertwasser keinen Groschen dafür verlangt hat. Auch Zilk hat mir gesagt, Hundertwasser habe für die „Behübschung“ der Müllverbrennungsanlage nichts verlangt. Nun kann man natürlich sagen, das sei der Höhepunkt der Geschäftstüchtigkeit, wenn einer nichts verlangt – aber da löst sich dann doch das Reklameargument weitgehend auf. Pfarrer Zeck war übrigens im Gespräch geradezu rührend und hat Hundertwasser in einem etwas kühnen Vergleich mit der heiligen Therese von Lisieux verglichen. Mich hat das schon sehr beeindruckt. Ich hatte auch im persönlichen Gespräch mit Hundertwasser den Eindruck absoluter Redlichkeit. Und ich habe begonnen, mich ungeheuer zu ärgern, daß hier immer wieder unterstellt wird, daß das alles nur PR und „Schmäh“ ist. Offensichtlich glaubt Hundertwasser an das, was er tut. Er macht sehr viele Sachen wirklich gratis und nicht, wie ich glaube, deshalb, um damit mehr Publizität zu erreichen.*

A.: Vielleicht liegt der „Schilling“ nicht im Entwurf, sondern in der Vermarktung. Das wäre ja nichts Neues. Ich bin immer skeptisch, wenn wohlhabende Künstler „umsonst“ arbeiten. Wieso klagt dann andererseits Hundertwasser (wie ich gehört habe) einen armen steirischen Wirt, der à la Hundertwasser seine Fassaden angepinselt hat? Tatsache ist, daß

die Behübschung des Fernheizwerks mindestens 80 Millionen gekostet hat.

Sch.: Ja, aber das ist nicht sein Honorar gewesen, das war der Kostenaufwand.

A.: Ich werfe ihm das ja nicht vor, sondern ich werfe ihm vor, daß man andererseits den Architekten vorwirft, sie hätten keine Phantasie. Die Architekten müssen aber einen Gemeindebau um die Hälfte der Baukosten des Hundertwasser-Hauses machen. Da kann man doch nur mit Loos sagen: „Herr Professor, wenn ich soviel Geld zur Verfügung hätte, hätte ich auch Ihre Phantasie“. Da wird schon ein ästhetisches System verkauft. Und zwar mit einer PR-Strategie.

Sch.: Ja, aber die beste PR-Strategie nützt doch nichts, wenn die Leute kein Bedürfnis danach haben. Ich kann mich erinnern, wie Jan Tabor in der lange entschlafenen AZ einmal geschrieben hat, diese Hundertwasser-Tour am Donaukanal, das sei doch in Wirklichkeit eine reine PR-Sache, und in Wirklichkeit ginge keiner hin – das war in seiner Realitätsferne so hilflos. Mittlerweile wissen wir doch, daß es praktisch nur mehr die Hundertwasser-Schiffsausflüge am Donaukanal gibt.

*Man hat auch immer wieder versucht zu sagen, es besuchen so viele Leute das Hundertwasser-Haus, weil die alle bloß von den Reisebüros dort hingekart worden sind. Aber solche Argumente vernachlässigen die Tatsache, daß die Reisebüros eben anbieten, was „zieht“ ...*

A.: Es gibt ein Wiener Angebot, in dem Schönbrunn und das Hundertwasser-Haus kombiniert sind. Man muß aber auch sagen, daß sich nach dieser Tour fast jeder geneppt fühlt.

Sch.: Aber warum gibt es so viele Hundertwasser-Touren? Weil es die Leute so wollen. Prinz Charles hat man das Hundertwasser-Haus laut Zilk gar nicht zeigen wollen, aber der hat es sofort auf sein Wien-Programm reklamiert.

A.: Da kann ich nur antworten: Da trifft sich halt der Geschmack des Prinzen mit dem des Massentouristen. Trotzdem gilt, man kann nicht etwas wollen, was man nicht kennt. Der Tourist kann etwas nur wollen, wenn es ihm angeboten wird und wenn er es kennenlernt. Wenn Schönbrunn und das Hundertwasser-Haus angeboten werden, kann er sagen, ja, das will ich sehen.

Sch.: Ganz hart gesagt: Zur Werkbundsiedlung, da können sie noch soviel Reklame machen, fahren nur ein paar Leute hin, und die Reisebüros wissen schon, warum sie das nicht ins Programm nehmen. Man kann den Leuten nicht Dinge „aufs Aug‘ drücken“, die sie nicht mögen oder die ihnen langweilig sind. Das schafft ein schlechtes Image. Vom Hundertwasser-Haus aber sind die meisten (laut Besucherbuch) begeistert und erzählen das auch weiter. Diese Besucherbücher sind ja eine soziologische Quelle ersten Ranges. Und was mich besonders interessiert: Ich sehe dort neunzig Prozent Begeisterung und zehn Prozent – allerdings wirklich intensive und zum Teil geradezu haßerfüllte – Ablehnung. Und das fasziniert mich als soziologisches Phänomen.

A.: Der Konfliktstoff liegt ja nur dort, wo das, was Hundertwassers Bauten auszeichnet, mit Architektur verwechselt wird. Wenn man die Sachen trennen würde, wäre es einfacher. Objekte der Schaulust hat es ja immer gegeben, wie etwa im Prater die Kuriositätenschau. Da hat überhaupt niemand was dagegen.

Nur wenn dann damit argumentiert wird, daß das Objekt der Schaulust fast so gut ist wie Schönbrunn oder die Karlskirche, denn das seien ja auch Objekte der Schaulust, und wenn das Schauobjekt zur höchsten Architektur erhoben wird, dann wird es problematisch. Wenn Sie am Westbahnhof eine Lokomotive aus Marzipan hinstellen, garantiere ich Ihnen, daß sich das auch jeder Wien-Besucher anschaut. Wenn zum Beispiel Herr Stronach seine Kugel baut, werden die Leute auch hinfahren, das ist

überhaupt keine Frage. Aber die Diskussion ist ja eine andere. Man ist heute so gewohnt, daß man Architektur oder überhaupt künstlerische Qualität mit Einschaltziffern mißt – also nach den Maßstäben des Musikantenstadels – das kommt vom Fernsehen. Daß heute so viele Leute die Mona Lisa sehen wollen, kommt ja nicht daher, weil es plötzlich hunderttausende Leonardo-Kenner gibt, sondern weil die Medien solange gearbeitet haben, bis es als Muß empfunden wird, die Mona Lisa gesehen zu haben.

Sch.: Aber selbst die Medien können nicht verkaufen, was nicht verkaufbar ist. Auch die Mona Lisa muß in einem gewissen Sinn, etwa mit ihrem geheimnisvollen Lächeln, eine Voraussetzung der Verwertbarkeit bieten.

A.: Sie können neben diesem Highlight der Kunstgeschichte vom gleichen Meister ein gleichrangiges Werk haben, und die Leute rennen vorbei und schauen nicht einmal hin. Also das heißt, es geht um eine Mechanik der Aufmerksamkeit.

Sch.: Wenn ich aber, oft mit Amusement, die Kultur- und speziell die Architekturberichterstattung verfolge, etwa was Frau Waechter-Böhm zuweilen von sich gibt, da habe ich schon den Eindruck, daß Hundertwasser so enorm erfolgreich ist, weil er einer ganz eigentümlichen Form der In-Gruppen-Ästhetik mit eigenem Vokabular so diametral und herzerfrischend widerspricht: bunt statt weiß-schwarz-grau, „geschmückt“ statt nüchtern etc.

A.: Das hat es immer gegeben. Auch die Wagner-Schule war In-Gruppen-Ästhetik ...

Sch.: Aber Wagner und seine Schüler waren monumental, auch „geschmückt“, in gewissem Sinn recht populär, populistisch geradezu ...

A.: Aber in negativem Sinn populär, gehaßt. Denken Sie daran, was da am Karlsplatz aufgeführt wurde, mit seinen Projekten für das Kaiser Franz-Josef-Stadtmuseum. Er hat zehn Jahre vergeblich gekämpft.

Sch.: Seine großen Stadtbahnbauten haben aber Wien geprägt, ohne solchen Anstoß zu erregen.

A.: Das hat deshalb niemand von den Wienern gesehen, weil niemand gewußt hat, wie eine Stadtbahn ausschauen sollte. Wehe, es hätte eine barocke Stadtbahn gegeben. Die Stadtbahn ist unter Ausschluß der Öffentlichkeit gebaut worden.

Sch.: Mag sein. Ich würde aber meinen, es gibt da schon eine Bruchlinie. Wenn Sie heute dem architektonisch ungebildeten Durchschnittsbesucher einerseits das Majolika-Haus zeigen und andererseits das Loos-Haus, dann würde der Tourist das Majolika-Haus vermutlich fotografieren und das Loos-Haus am Michaelerplatz ignorieren.

A.: Aber auch das Majolika-Haus hätte vor dreißig Jahren noch demoliert werden können – und nur Achleitner hätte dagegen geschrieben und sonst niemand! Es ist ja daneben auch gleich die Station Meidling demoliert worden. Damals hat niemand (oder fast niemand) Wagner-Bauten angeschaut.

Sch.: Da würde ich aber sagen, die Abrißmanie der sechziger Jahre war auch In-Gruppen-Ästhetik. Die Bevölkerung im breitem Sinn wollte das nicht. Sie erinnern sich an die tausenden Unterschriften gegen den Abriß der Floriani-Kirche 1965. Ich glaube, die Mehrheit der Stadtbahnbenutzer wäre damals auch nicht hinter dem Abriß der Station Meidling gestanden. Diese Abriß-Philosophie, die ist sehr stark über die Medien im Sinne einer modernistischen Ideologie vermittelt worden. Ich erinnere mich auch an die Forderungen des Touring-Clubs bezüglich „autogerechter Stadt“ – ich würde meinen, die Bevölkerung hat das nicht gewollt.

A.: Wir müssen aber jetzt bei der Sache bleiben. Das Phänomen, daß alle heute das Majolika-Haus schön finden, ist interessant. Das kann doch nicht damit zusammenhängen, daß das Majolika-Haus wirklich schön ist, weil wirklich schön war es ja immer. Und schön gefunden wurde es erst einmal überhaupt

nicht. Erst hat man es nicht gesehen, und jetzt seit ungefähr zwanzig Jahren findet man es schön. Also was ist da passiert?

Sch.: Ich würde das nicht so relativieren.

A.: Doch. Es war so.

Sch.: Meines Erachtens kann man das nicht so relativieren. Es hängt auch damit zusammen, daß man die Wagner-Bauten lange hat „verkommen“ lassen. Da sieht dann auch ein Juwel wie eine Bruchbude aus.

A.: Nach meiner Erfahrung – ich habe ja wirklich 30 Jahre dagegen geschrieben, gegen diesen Wahnsinn – wäre das Majolika-Haus demoliert worden, wenn es in irgendeiner Form im Weg gestanden wäre, und niemand hätte mit der Wimper gezuckt. Das heißt, es war sehr lange Insider-Ästhetik, die ganze Jugendstil-Geschichte – also unsere Eltern haben ja noch den Jugendstil gehaßt und abscheulich gefunden. Seit den fünfziger Jahren, seit Carl Schorske & Co. begonnen haben, Wien aufzuarbeiten, und seitdem der Jugendstil wieder langsam entdeckt und salonfähig geworden ist, kann man Jugendstil touristisch verkaufen.

Sch.: In gewissem Sinne haben Sie schon recht, es gibt diese „Wellen“ des Zeitgeschmacks. Aber für mich gibt es doch einen Bruch. Wagner und die Wagner Schule – denken Sie an Ehns Karl-Marx-Hof – sind, wenigstens potentiell, „massenzustimmungsfähig“, weil da immer ein Element des Dekorativen und Monumentalen bleibt. Aber die totale Schmucklosigkeit und Nüchternheit, Beispiel Wittgenstein-Haus oder bestimmte Loos-Villen, bleibt ein Minderheitenprogramm. Und daran haben auch siebzig bis achtzig Jahre nichts geändert. Ein Analogon: Schönberg hat bekanntlich die Äußerung getan, daß man seine Melodien auch einmal auf der Gasse pfeifen werde. Aber das geschieht nicht, und das wird auch nie geschehen. Die Leute pfeifen höchstens Webber-Melodien nach – und die sind von der Struktur her Verdi näher als Schönberg.

A.: Da bin ich mir nicht so sicher. Wenn ich bedenke, was sich in den letzten zwanzig Jahren in der Musikwahrnehmung geändert hat und daß die modernen Konzerte heute voll sind! Sie werden sich nicht mehr erinnern an die ersten „Reihe“-Konzerte, in denen fünf Leute drinnen gesessen sind und wo man gelacht hat. Rühm hat nicht einmal zum Diplom Schönberg spielen dürfen als Pianist, das ist nicht akzeptiert worden. Und was heute an jungen Interpreten da ist! Auch die Philharmoniker haben sich gewehrt dagegen.

Sch.: Es stimmt schon, die konservative Abneigung und virulente Zurückweisung, die hat sich gelegt, und es gibt natürlich eine Gruppierung von Leuten, die moderne E-Musik interessant finden.

A.: Aber das sind viele inzwischen. Die Musikhallen, die Konzerte sind voll!

Sch.: Nur: Die jungen E-Komponisten werden auch wieder tonaler! Und Schönbergs Hoffnung wird sich letztlich nicht bewahrheiten, davon bleibe ich überzeugt (was übrigens keine Negativbewertung Schönbergs ausdrücken soll). Was gepfiffen wird, sind auch heute Melodien von der Struktur der Melodien aus dem Rigoletto.

A.: Mozart war einer der wenigen, der es sofort zustande gebracht hat, daß seine Opernarien am nächsten Tag in Prag „auf der Gass'n“ gepfiffen worden sind.

Sch.: Ich sehe da jedenfalls schon eine Bruchlinie um 1910 – und ich sehe auch einen sich weiter, bis heute fortsetzenden Kampf zwischen einer anti-hedonistischen Ästhetik und dem Hedonismus der privaten Auftraggeber, die sich, wie einst die Prinzen und Erzbischöfe, von der Kunst und Architektur den „Schmuck des Lebens erwarten“. Heute ist das dann eben der Gartenzwerg ... Ich sehe in der Architekturberichterstattung oft Lobesworte, wie „nüchtern“ oder „karg“ – ich kann mich auch noch erinnern, als die Postmoderne „in“ war, haben Tabor & Co. das Wort „prächtig“ als Schimpfwort verwendet. Dann

denke ich mir aber: Das ist doch ein Kampf gegen Windmühlen! Irgendwann wird sich das „Geschmückte“ eben wieder durchsetzen. Und Hundertwasser ist einer seiner Propheten ... Ich sehe schon ein, daß ihn die „Asketiker“ nicht mögen können. Aber daß ein Mann wie Roland Rainer, der dem Nationalsozialismus ja nicht gerade fern gestanden ist, ausgerechnet Hundertwasser, dem unzählige Verwandte von den Nazis umgebracht worden sind, den „Tonfall des Völkischen Beobachters“ vorwirft, das geht zu weit.

A.: Das habe ich mir damals auch gedacht, das war ganz arg.

Sch.: Ausgerechnet Rainer, den manche den „Waldheim der österreichischen Architektur“ nennen, wobei man Waldheim aber eigentlich in Schutz nehmen müßte ...

A.: Hundertwasser hat etwas von „entartet“ geredet. Das war natürlich auch nicht sehr klug.

Sch.: Den Begriff hat allerdings der „nicht-arische“ Herr Nordau-Südfeld erfunden, und nicht die Nazis ...

A.: Hitler hat ihn aber so verwendet, wie er heute noch verstanden wird, und das müßte auch Hundertwasser wissen.

Sch.: Dafür hat Waechter-Böhm in Bezug auf Hundertwasser von „Beulenpest“ gesprochen. Von einer „Ästhetik der Beulenpest“. Da sind wir von der Ausmerzungs- und Ungezielter-Terminologie der Nazis nicht mehr weit. Ich frage mich aber: Was ist in diese Leute gefahren? Was mobilisiert Hundertwasser da für urtümliche Haß-Instinkte? Das ist ja für mich eine gnadenlose Ablehnung, die in ihrer Art geradezu schon wieder lächerlich ist.

A.: Da können wir uns ja einigen, daß im Projekt der Moderne Elemente sind, die mit, ich möchte fast sagen, Pervertierung der Ordnung zu tun haben. Zygmunt Baumans These ist ja die, daß das Ordnungdenken der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, dieses ganze Aussortieren, dieses Reglemen-

tieren oder dieses Etikettieren und der Hygienekult etc. etc. direkt nach Auschwitz geführt haben. Daß das die Nazis nicht erfunden haben, weiß man ohnehin. Es hat schon einen Julius Tandler gegeben, der über Eugenik philosophiert hat etc. Das weiß man, und das steckt in der Moderne drinnen, und es hat auch etwas mit Kälte zu tun – und mit Zynismus. Die Moderne ist aber enorm komplex. Es hat ja neben Otto Wagner noch Moderne wie Olbrich gegeben, es hat einen Leopold Bauer gegeben, es hat einen Josef Hoffmann gegeben, auch einen Adolf Loos, also das heißt, die Moderne ist ja höchst komplex und phantasie reich. Auch in der Musik war das so.

Der Widerstand Hundertwassers betraf ja eine ganz bestimmte Art der Moderne, den Bauwirtschaftsfunktionalismus. Das war die Nachkriegs-Wiederaufbau-Architektur, die sehr billig sein mußte, die sehr schnell gemacht werden mußte, die ja dann auch zur Plattenbauweise, zu der teilweise tödlichen Monotonie geführt hat usw.

Sch.: *Aber macht man es sich denn nicht ein bißchen zu einfach, wenn man bloß den Bauwirtschaftsfunktionalismus zum Beschuß freigibt? Hundertwasser hat doch fundamental Loos und Le Corbusier angegriffen, und da ist auch was dran. Ich erinnere Sie daran, daß Loos gesagt hat: „Ornament ist vergeudetetes Kapital“. Und sein Argument war dabei durchaus an den Spekulanten gerichtet: Erspare dir das Ornament, dann hast du auch Kapital eingespart. Und somit könnte man etwa Loos durchaus als ideologischen Ahnherren des Bauwirtschaftsfunktionalismus bezeichnen.*

A.: Diese Loos-Debatte, in der irrt Hundertwasser hundertprozentig. Das ist einfach eine sehr kurz geschlossene Loos-Interpretation. Loos war nicht gegen alte, sondern gegen die Erfindung neuer Ornamente. Er hatte nichts gegen die Ornamente der slowakischen Bäuerin in ihrem Lebenszusammenhang, sondern er war gegen die Ausbeutung dieser Bäuerinnen für die Wiener bürgerliche Kultur.

Loos war gegen Ornamente, weil sie die Alterung von Nutzgegenständen vorantrieben etc. Ein Gegenstand, der fünfzig Jahre im Gebrauch bleiben könnte, ist durch die Ornamentierung (siehe Jugendstil) nach fünf Jahren veraltet. Das waren Fragen von Loos. Im Bereich etwa der Mode hat er sich sehr wohl zum Ornament bekannt. Auch die Argumente Hundertwassers gegen die gerade Linie sind falsch. Wenn man die Menschheitskultur anschaut und dann sagt, die gerade Linie ist zu verteufeln, dann ist das für mich einfach unsinnig. Gaudí hat gesagt: Die gerade Linie ist die menschliche Linie, die Kurve ist die göttliche. Der hat das also ein bißchen intelligenter aufgefaßt, als nur: „Krumm ist menschlich und gerade ist unmenschlich“. Das kann man doch nicht ernst nehmen.

Sch.: *Ich muß ja immer ein bißchen provozieren, damit es ein interessantes Gespräch wird. Ein solcher provokatorischer Aspekt wäre vielleicht der folgende: Ich habe mit dem Onkologen, Professor Samonigg, in Graz gesprochen. Er ist an Hundertwasser herantreten, und Hundertwasser hat, auch wieder gratis, die Grazer Onkologie neu gestaltet oder „behübscht“. Ich habe Samonigg nun gefragt, womit er sich die doch sehr virulente Ablehnung Hundertwassers durch einen beachtlichen Teil der „Kulturszene“ erklärt. Und da meinte er, er sehe das als „Angst vor der Regression“. Hundertwassers Ästhetik habe eine Art Kindlichkeit und von dieser Kindlichkeit wolle man sich unbedingt abgrenzen. Wie ich kurz mit Holzbauer gesprochen habe, hat er mir auch wegwerfend gesagt: „Das sind doch gebaute Kinderzeichnungen“. Auf der anderen Seite habe ich zum Beispiel mit einer sehr sympathischen Frau beim „Regenturm“ in Plochingen, einer Verkäuferin in einem Geschenk-Shop, gesprochen, und die meinte: Ja, die Leute kommen dort hin und ihre Gesichter leuchten auf, und sie sagen: „Das ist ja wie im Märchenbuch“. Es geht also immer wieder um den Aspekt des Kindlichen, oder negativ ausgedrückt, der Regression,*

*der einerseits die Leute freudig bewegt, andererseits aber auch, vor allem intellektuelle Menschen, abstößt. Was meinen Sie dazu?*

A.: Das hängt vielleicht damit zusammen, daß „intellektuelle Menschen“ nicht bereit sind, die Welt so einfach zu sehen. Ich glaube zwar, die Sehnsucht nach der kindlichen Welt ist legitim. Und je unübersichtlicher und je schwieriger, komplexer und problematischer die Welt wird, umso mehr hat man Sehnsucht nach einfachen Bildern der Hoffnung. Nur: Sie ist eben nicht so. Und die Ästhetisierung des Lebens ist ja wie eine Krankheit. Aber die Kunst war ja nie ein Verschönerungsverein des Lebens – auch wenn es in der Fin de siècle-Konsumgesellschaft der ästhetisch genießenden Söhne der Grün-derzeit-Kapitalisten so gewirkt hat.

Sch.: *Und die Villen Palladios, die Loire-Schlösser, waren das nicht „Lebensverschönerungen“? Oder anders herum: Vielleicht ist die Zumutung an die Kunst, eine Ersatzreligion zu sein, sogar eine tragische Ersatzreligion, eine fürs ausgehende 19. und das 20. Jahrhundert typische! Fürsten und Bischöfe haben sich sehr wohl Künstler und Architekten einfach gehalten wie Handwerker, als Helfer zur Verschönerung ihres Lebens. Und in Wirklichkeit passen da Leute wie Rubens oder die Schloßbaumeister, die auch die entsprechenden Opern-Unterhaltungen zu inszenieren hatten, alle in die Rolle der „bezahlten Lebensverschönerer“.*

A.: Sicher, aber dann hat es den „Sündenfall“ gegeben, und das war die französische Revolution. Und seit dieser Zeit sind die Musiker nicht mehr im gleichen Stand wie die Köche angesiedelt, und Kunst ist nicht mehr nur mehr das, was man zum Essen konsumiert. Früher haben ja die Musiker nur aufspielen dürfen, wenn der Fürst getafelt hat. Beethoven war der erste, der es sich verboten hat, bei seinen Konzerten zu reden oder die Jause einzunehmen. Das war ein Ergebnis der bürgerlichen Revolution.

Sch.: *Mag aber sein, daß das ins andere Extrem übergeschlagen ist und daß viele, vom Großbürger bis zum kleinen Mann, noch heute – wie einst die Fürsten – von der Kultur hauptsächlich „Lebensverschönerung“ erwarten. Wenn ich mir im übrigen die Aristokraten des 18. Jahrhunderts in ihren buntesten Röcken anschau, die ja die Bürger nicht tragen durften – und vielleicht waren diese auch deshalb oft so böse und puritanisch schwarz und grau gekleidet! – und wenn ich mir andererseits die Leute unserer Kulturszene anschau, insbesondere der Architekturszene, in der die „Schwarzkleidung“ ja gegenwärtig fast ein Uniformzwang ist, dann denke ich mir: Das Bunte und „Lebensverschönernde“ ist mir lieber als das Schwarze. Es kommt mir auch menschlicher vor, weniger verbissen. Also ich denke, dieses Dogma, die Kunst habe die Zerrissenheit und das Leiden im Leben auszudrücken, das ist sehr vielen Leuten mittlerweile zuviel geworden.*

A.: Was die Uniformierung im Architektenstand betrifft, glaube ich, die Leute haben einfach viel zu tun, und schwarze Kleidung paßt eben „farblich“ immer zusammen, muß nicht abgestimmt werden. Das ist recht bequem. Ansonsten glaube ich: Es geht nicht um den Ausdruck der Leiden in der Kunst. Das wäre auch wieder so ein bürgerliches Pathos. Ich glaube, es geht eher um den Erkenntnisgewinn. Da ist auch etwas Wahres daran, daß die Kunst offenbar mehr Antworten bereit hat, als die Leute glauben. Und daß Kunst in vielen Bereichen Religionsersatz geworden ist, das halte ich für durchaus möglich. Wenn ich mir die Kirche so anschau, hat heute die Religion hierzulande auf verschiedenste Fragen sicher keine befriedigenden Antworten. Ich meine jetzt nicht auf die letzten Fragen, von denen ich nichts verstehe, sondern einfach, was die Wahrnehmung der Welt betrifft. Und da muß man schon sagen, die Kunst spielt durchaus eine Rolle und hat ihre Aufgaben.

Sch.: *Ich würde das auch nicht leugnen. Ich glaube zum Beispiel, daß ein großer Teil dieses ungeheuren*

*Pathos der Entfremdung und des Durchbruchs der Moderne nach dem ersten Weltkrieg darauf beruht hat, daß hier eine autoritäre Gesellschaft der Väter blutig zusammengebrochen ist und daß ganz authentisch eine Vielzahl von Künstlern über den realen Schrecken des Krieges gesprochen und ihn künstlerisch umgesetzt haben. Aber das ist ja nur ein Aspekt des Welterlebens ...*

A.: Es gab nach langer Zeit, wenn man die Französische Revolution einmal ausnimmt, nach dem ersten Weltkrieg wieder einmal die Chance einer Jugend, die Grundsatzfragen zu stellen. Sie hat wirklich geglaubt, bei Null zu beginnen. Hat sie aber natürlich nicht wirklich.

Sch.: *Ja, das stimmt, das war eine Illusion. Man muß auch sehen: Staaten wie Amerika oder das British Empire, für die hat das nicht gegolten. In den Siegerstaaten hat sozusagen das Ancien régime noch ein Weilchen weitergedauert ...*

A.: Es ist ja dort auch die Moderne erst viel später, zum Teil durch die Emigration der Europäer, gekommen.

Sch.: *Natürlich. Nur, diese Katharsis nach dem Schrecken, das ist zwar ein sehr wichtiges und legitimes Feld der Kunst. Aber warum kann die Kunst nicht andererseits auch, als eine Möglichkeit, so etwas wie eine Religion der Schönheit oder wenn Sie so wollen, eine Religion der „Hübschheit“ anbieten?*

A.: Ja, diese Apostel gibt es ohnehin immer wieder, und die sollen auch predigen. Ich bin ja auch dafür, daß sie das machen, warum nicht. Aber ich finde in dieser Hinsicht Ernst Fuchs einfach interessanter als Hundertwasser.

Sch.: *Ich wollte Sie sowieso bitten, auch auf die anderen der sogenannten „Wiener Künstler-Architekten“ einzugehen. Das sind ja in ihrer Art alles Gesinnungstäter. Auch Arik Brauer hat beispielsweise mit seinem Lied „Glaub’ nicht an das Winkelmaß ...“*

*in populärer Form früh sein Unbehagen an der modernen Architektur zum Ausdruck gebracht..*

A.: Auch Brauer irrte in seinen „Thesen“. Abgesehen davon, daß mit dem „Winkelmaß“ die wunderbarsten Kathedralen gebaut wurden. Vermutlich meint er den rechten Winkel. Nun, „Lot und Waage“ hat ja nicht der Mensch erfunden, und wie viele großartige Baukulturen bedienten sich des rechten Winkels? Mit dem Brauer-Haus kann ich überhaupt nichts anfangen. Ich kenne nur die Entwicklung vom Fuchs von früher her, die *Architectura caelestis* etc. Ich glaube, daß diese Arbeiten, sowohl vom kulturgeschichtlichen als auch vom spirituellen Hintergrund her, spannender sind als die Hundertwassers.

Sch.: *Wobei man natürlich jetzt sagen muß, im Hinblick auf einen rein pragmatischen Baufunctionalismus: Wenn Sie eine üppig-babylonische Traumarchitektur wie die des Ernst Fuchs in ähnlicher Weise umzusetzen versuchen würden, wie etwa das Brunnentempelchen in Hütteldorf, würde das solche gigantischen Kosten verursachen, daß es nicht realisierbar wäre. Die relativ einfachen Veränderungen oder „Markenzeichen“, die Hundertwasser anbringt – die dicken Keramiksäulen, die Baummieter, die Unebenheiten und goldenen Kugeln, um seinen Stil zu dokumentieren – das geht andererseits vielleicht mit einer Erhöhung von 5 bis 20 Prozent der Bau-summe.*

A.: Nein, nein, so wenig ist es nicht. Aber genau kann ich das nicht sagen. Hundertwassers „Architektur“ bleibt jedenfalls im Bereich der Dekoration und der Schminke. Es ist wirklich nur eine äußere Bemalung, wenn man so will. Es wird ja immer wieder der Vergleich Hundertwasser – Gaudí gemacht. Einen unzutreffenderen Vergleich kann man aber nicht machen.

Sch.: *Sie meinen Gaudís strukturelle Versuche zur Statik, die „hängenden Modelle“ etc.?*

A.: Gaudí war, abgesehen von seiner visionären Bildwelt, ein absolut großer Baumeister, ein Konstruk-

teur und Erfinder. Unglaublich, was da an Naturkenntnis, aber auch an architektonischer Erfindungskraft und Kenntnis der katalonischen Handwerkstra-

ditionen etc. dahinter ist. Ich glaube, das ist doch ein ganz anderes Kaliber und mit Hundertwasser nicht vergleichbar.

## EVA BAUMANN

Resident Manager Rogner-Bad Blumau, Interview am 19. 10. 1997

Sch.: *Wir sind jetzt bei Frau Baumann im Thermendorf Blumau, und ich möchte Sie zunächst fragen, haben Sie auch schon persönliche Erfahrungen mit Hundertwasser gemacht und haben Sie ihn persönlich kennengelernt?*

B.: Ja, ich habe ihn Gott sei Dank schon kennenlernen dürfen und habe ein bißchen mit ihm geplaudert, nicht allzulange, aber ich kenne ihn und ich freue mich jedesmal, wenn er zu uns hereinkommt. Jetzt war er schon länger nicht mehr da, aber er war schon ein paar Mal bei uns, seitdem wir offen haben.

Sch.: *Sie haben wann genau geöffnet?*

B.: Am 10. Mai 1997.

Sch.: *Ich habe damals schon überlegt, zur Eröffnung zu kommen, aber es ist sich nicht ausgegangen. Ich sehe, Sie haben nicht nur relativ regen Badetourismus, sondern auch Besuchertourismus. Wie hoch ist denn die Anzahl der Besucher hier?*

B.: Bis zu 900 pro Tag. Also 35.000 bis 40.000 Besucher haben wir in den letzten fünf Monaten bis jetzt schon gehabt.

Sch.: *Was müssen die Besucher jeweils bezahlen?*

B.: Sie bezahlen 90 Schilling für den Eintritt und haben die Führung und einen kleinen Imbiß inkludiert. Es dauert alles insgesamt eineinhalb Stunden. Sie sehen die Anlage, erfahren einiges über die Geschichte, die Philosophie und bekommen dann einen Apfelstrudel.

Sch.: *Wie steht's bis jetzt um die Auslastung des Bades und die Reaktionen der Leute?*

B.: Von der Auslastung her – Sie werden es ja selbst heute schon gesehen haben – sind wir wieder aus-

gebucht. Es ist jetzt allerdings eine ganz andere Gästestruktur als im Sommer. Im Sommer hatten wir sehr viele Familien mit Kindern ...

Sch.: *Wieviel Inland, wieviel Ausland?*

B.: Bis zu 35 Prozent Auslandsanteil. Vor allem aus Deutschland und der Schweiz. Auch sehr viele Kinder. Wir haben ein Kinderprogramm, und den Kindern gefällt es natürlich besonders gut.

Sch.: *Wie ist die Reaktion der Menschen auf dieses doch ganz andere Thermenhotel-Ambiente?*

B.: Es ist sehr interessant, mit den Menschen darüber zu reden, wie sie die Anlage erleben. Sie wirken oft ein wenig überrascht davon, wie groß unser Komplex eigentlich ist. Der Komplex ist jetzt schon so gut integriert in die Landschaft, daß man ihn beim Blick von der Umfahrungsstraße her unterschätzt. Erst wenn man hereinkommt, wirkt die Größe. Die Anlage ist ja sehr weitläufig, bunt und rund und hat beachtliche Dimensionen. Es wirkt aber nicht erdrückend oder zu belastend oder zuviel.

Sch.: *Was sagen die Leute zum Stil, kommen sie wegen Hundertwasser her?*

B.: Der Stil wirkt positiv auf die Menschen. Die meisten kommen her wegen Hundertwasser, weil sie es gerne einmal sehen wollen, weil sie von den Medien so viel gehört haben. Es sind ja auch täglich internationale Journalisten im Haus, die etwas berichten möchten ...

Sch.: *Haben Sie eine Pressemappe?*

B.: Sie können pro Monat eine dicke Schwarte an Artikeln haben, wenn Sie wollen. Aber nochmals zur Reaktion der Menschen. Es ist alles sehr bunt, es ist alles sehr positiv von der Reaktion her. Und es ist auch für die Mitarbeiter sehr positiv. Die Gäste



Thermendorf Blumau, Steiermark

erzählen uns, gerade die, die schon mehrere Tage da sind, oft eine Woche, daß sie nach drei, vier oder fünf Tagen noch immer etwas finden, was sie noch nie gesehen haben. Eine neue Entdeckung. Auch wenn man länger bleibt, findet man immer wieder etwas. Auf einmal entdeckt man, das Fenster ist eigentlich verkehrt, es fällt zuerst gar nicht so auf. Wir machen dreimal in der Woche mit den Hotelgästen Führungen ...

Sch.: *Wieviel Bettenkapazität besteht insgesamt?*

B.: Wir haben 271 Zimmer oder Wohneinheiten mit den Appartements, das heißt wir haben bis zu 600 Gäste im Haus. Bei Führungen machen wir immer eine Runde mit 20 bis 60 Personen. Teils waren sie dann schon länger im Haus, teilweise sind sie erst angekommen, und sie erzählen uns dann, daß es immer etwas Neues zu sehen gibt.

Sch.: *Für den älteren Kurgast sind die Wege von der Therme bis zum Zimmer vielleicht etwas lang?*

B.: Wenn der Gast in der Rezeption angekündigt hat, daß er gehbehindert ist, versuchen wir, ihm ein Zimmer im „Stammhaus“ zu geben. Wenn man ein

Zimmer im „Kunsthause“ bekommen hat, dann ist die Entfernung doch ein bißchen weiter.

Sch.: *Wenn das Haus voll ist, kann man allerdings schwer umdisponieren, nicht wahr?*

B.: Dann ist es meist zu spät, aber sonst gehen wir natürlich auf die Wünsche ein.

Sch.: *Gibt es von behinderten Menschen Kritik an dem in manchen Bereichen unebenen Boden?*

B.: Kritik von gehbehinderten Menschen gibt es eher nicht, denn der Boden in der Mitte der Gänge ist ja eben. Es gibt auch kein Problem mit den Rollstuhlfahrern. Es kann schon passieren, daß Gäste einmal irgendwo stolpern, das passiert uns selber ja auch. Man muß eben bewußter gehen, das soll so sein.

Sch.: *Sie haben gesagt, es gibt sehr viele Journalisten, die das Haus besuchen, und unzählige Artikel. Gibt es eigentlich schon Interessenten, die sagen: Ja, so eine Anlage wollen wir auch haben, auch bauen! Es läge ja nicht ferne, daß da vielleicht ein amerikanisches Touristikunternehmen sagt: Genau so etwas wollen wir in Kalifornien auch haben!*



B.: Amerikaner hatte ich noch nicht, aber Schweizer, auch Deutsche. Sie nehmen mit der Bauunternehmung und wahrscheinlich auch mit Hundertwasser Kontakt auf, weil sie eben irgendetwas planen.

Sch.: Das kann ja Herrn Rogner nur freuen, denn er hatte eine etwas schwierige Publicity gleich zu Beginn, weil er sich offensichtlich ein bißchen überhoben hat mit der Sache und die Banken helfend einspringen mußten.

B.: Ich sehe das nicht ganz so ...

Sch.: Wenn ich mir das Objekt hier ansehe und die vielen Gäste und Schaulustigen, habe ich durchaus den Eindruck, daß Rogner letztlich in der Sache Therme Blumau strategisch richtig entschieden hat und vielleicht bloß in eine temporäre Liquiditätsknappheit geraten ist.

B.: Es waren Investitionen notwendig. Wir hätten zum Beispiel unseren ganzen Veranstaltungstrakt nicht. Und wie Sie heute gesehen haben, haben wir bereits Konferenzen im Haus, und dazu brauchen wir natürlich auch die notwendigen Räumlichkeiten.

Sch.: Ist das im Nachhinein geplant worden?

B.: Soweit ich informiert bin, hat sich aus diesem Grund der Finanzbedarf erhöht, weil Teile der zweiten Bauphase vorgezogen wurden.

Sch.: Also, es haben sich nicht die normalen Baukosten in diesem Ausmaß erhöht,

sondern der Mehraufwand ist wegen der Zusatzeinrichtungen aufgetreten?

B.: Ja, das ist richtig.

Sch.: Wie ist denn so Ihre persönliche Haltung zu Meister Hundertwasser? Würden Sie privat auch gerne so wohnen wollen? Ich habe eine sehr sympathische junge Dame getroffen in Deutschland, die mir gesagt hat: Ich habe die ganze Zeit beruflich in so einem Ambiente zu tun, aber wohnen möchte ich nicht auch noch dort!

B.: Was meine persönliche Haltung betrifft, muß ich sagen, ich arbeite wahnsinnig gerne da, und es war bei mir schon irgendwie vorgezeichnet, weil der Hundertwasserstil mich schon seit Jahren quasi „verfolgt“.

Sch.: Wie das?

B.: Ich habe in einem Hotelbetrieb gearbeitet und bin auf Hundertwasser aufmerksam geworden durch deutsche Galeristen, die mit ihm zu tun hatten, ihn kennen oder Freunde oder Bekannte von ihm sind. Ich habe in Italien auf einem Weingut seine Säulen gesehen. In Nitardi in der Toscana, da stehen drei Hundertwasser-Säulen bei den

Weinkellern auf einem Weingut. Ich bin dort privat eingefahren. Dann habe ich Hundertwasser-Kasinetons erhalten, und ich habe einen Arzt kennengelernt, der hier dieses Gesundheitszentrum mitentwickelt hat. Es waren immer wieder kleine Bausteine. Oder, wenn ich in Wien war, bin ich immer gerne ins KunstHausWien gefahren, habe dort auch gerne gegessen, weil mir die Atmosphäre einfach sehr behagt hat. Wenn ich es jetzt betrachte, ist es wie ein kleines Puzzle ...

Sch.: Sie sind also immer mehr in die Hundertwasser-Sphäre eingetaucht. Und wie hat es sich ergeben, daß Sie diesen Job übernommen haben?

B.: Weil mich Herr Hackl von diesem Unternehmen angerufen und mir diesen Posten angeboten hat.

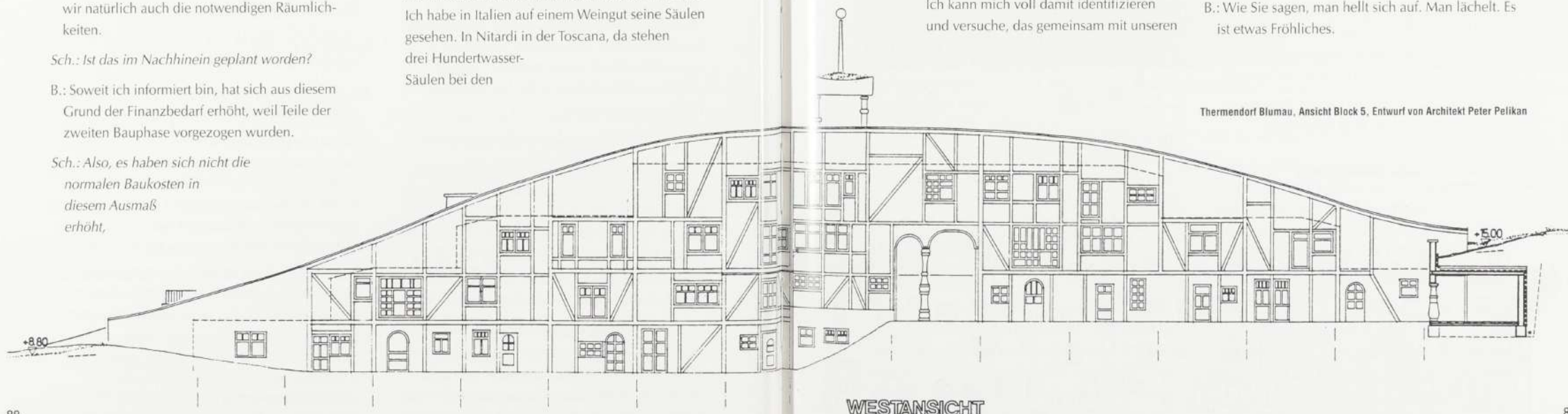
Sch.: Wie würden Sie aus Ihrer ganz persönlichen Sicht sich zu dieser doch sehr anderen architektonischen Sicht Hundertwassers stellen?

B.: Ich muß Ihnen gestehen, es ist einfach phantastisch, hier arbeiten zu können. Ich kann mich voll damit identifizieren und versuche, das gemeinsam mit unseren

Mitarbeitern dem Gast weiterzugeben. Diese Verbindung mit der Natur, das ist ganz phantastisch. Hier gibt es ja keine in Form geschnittene Pflanzen, sie können natürlich wachsen, es gibt keinen englischen Rasen, es ist alles ganz natürlich. Wenn ich sage, auch ich möchte hier nicht wohnen, hat das vielleicht weniger mit der Architektur zu tun als mit dem Beruf. Ich möchte raus, wenn ich ein paar Stunden frei habe, um mich entspannen zu können. Nicht, weil ich die Architektur nicht mehr sehen kann, sondern weil ich ganz einfach ausspannen möchte, vom Geschäftlichen.

Sch.: In Plochingen, da gibt es den Regenturm, der ist auch schon eine Touristen-Attraktion, und da haben mir die besagte Dame und auch ein Rechtsanwalt einen ganz typischen Kommentar abgegeben. Ich habe gefragt: „Wie reagieren die Leute?“ Und sie antworteten: „Die Gesichter hellen sich auf, und die Leute fühlen sich wie im Märchenland“. Man begegnet immer wieder diesem Hinweis auf Märchen oder die Kindheit.

B.: Wie Sie sagen, man hellt sich auf. Man lächelt. Es ist etwas Fröhliches.



Thermendorf Blumau, Ansicht Block 5, Entwurf von Architekt Peter Pelikan

WESTANSICHT

## ULLRICH BRETSCHNEIDER

Rechtsanwalt, geb. am 30. 10. 1954, Sozius in der Rechtsanwaltskanzlei Kowald + Kollegen, Neckarstraße 3, 73207 Plochingen

B.: Wir sind vier Anwälte in diesem Anwaltsbüro. Wir arbeiten hier sehr gerne. Wir werden zwar öfters scherzhaft gefragt, tropft es hier rein und könnt ihr hier aufrecht gehen? Es ist aber ein ganz normales, funktionales Büro. Der schönste Raum unserer Kanzlei ist das Wartezimmer, weil man aus ihm einen wunderschönen Blick auf den Innenhof hat. Die Resonanz unserer Klienten auf unser Umfeld ist überwiegend positiv. Es gibt ein paar wenige Architekten, würde ich sagen, die hier eher kritisch mit Hundertwasser umgehen. Das „gemeine Volk“ oder das „normale Publikum“ ist dagegen sehr angetan, findet den Bau von Farbe und Form her gut.

Wir waren einmal zu Mittag unten in dem Café und haben uns die Gesichter angesehen: Die strahlen förmlich, wenn sie den Hof sehen. Also das Gesicht geht auf, es ist kein Verziehen des Gesichts, sondern es ist ein wirkliches Strahlen. Ich muß sagen, wir haben uns ja auch damals bewußt entschieden, hier in den Hundertwasserbau reinzugehen, und das war, heute gesehen, die richtige Entscheidung.

Sch.: Es ist also ein attraktives Gebäude. Wie sehen Sie das aus der Sicht der Stadt Plochingen?

B.: Wer Plochingen von früher kennt, wird die Stadt heute nicht wiedererkennen. Plochingen hat in seiner Attraktivität einen großen Sprung nach vorne gemacht durch dieses Projekt. Ich stelle immer wieder fest, daß in unserer Tiefgarage Fahrzeuge aus Bonn oder Frankfurt, aus Heidelberg oder vom Bodensee stehen.

Die prominente Lage hat natürlich für uns als Anwaltsbüro – wir durften ja bislang nicht werben – gewisse Vorteile. Man denkt vielleicht, die Geschäftsräume sind besonders teuer, dabei haben wir sie zu einem ganz normalen Marktpreis erworben.

Sch.: Ich weiß nicht, ob es Kontakt mit den Bewohnern gibt, und habe selbst bewußt nicht versucht, mit den Bewohnern in der unangenehmen Art der Touristen Kontakt zu knüpfen. Die Bewohner können aber vielleicht etwas belastet sein durch dieses touristische Interesse, nicht wahr?

„Wohnen unterm Regenturm“, Plochingen. Fassadengestaltung, Architekt Heinz S. Springmann



„Wohnen unterm Regenturm“, Plochingen am Neckar, Deutschland, Blick vom Turm in den Innenhof

B.: Die Bewohner, wir kennen hier einige, haben besonders am Anfang einiges mitmachen müssen durch Touristen, die teilweise jeglichen Anstand haben vermissen lassen. Da war eine Bewohnerin einmal in der Waschküche, hat die Wäsche aufgehängt und die Türe zur Wohnung offen gelassen. Als sie wieder hochkam, standen wildfremde Leute in ihrer Wohnung. Also, das kam vor, aber das hat sich eingespielt. Es ist nicht jedermanns Sache, wenn man vielleicht nachmittags am Sonntag auf seiner Terrasse einen Kaffee trinkt und dreißig, vierzig Leute schauen zu, aber ich glaube, daß die Bewohner, die jetzt da sind – es hat auch am Anfang einen kleinen Wechsel gegeben – mit diesen Begleiterscheinungen leben können.

Sch.: Es ist ja auch der Hof geschlossen worden, nicht?

B.: Der Innenhof ist geschlossen worden, doch die Leute können ja praktisch bis zur Mauer vor. Über das Büro ist noch zu sagen, daß hier die Verkehrsanbindung gut ist, es ist wichtig, daß man mit dem Fahrzeug erreichbar ist. Die Tiefgarage und der direkte Fahrstuhl in den dritten Stock sind für uns optimal.

Sch.: Wollen Sie noch ein kleines Schlußwort sagen?

B.: Wir freuen uns, daß wir hier leben und arbeiten können, und senden Herrn Hundertwasser schöne Grüße!

## IRENÄUS EIBL-EIBESFELDT

Forschungsstelle für Humanethologie, Seewiesen, Deutschland, Interview am 22. 9. 1997

Sch.: Herr Professor, darf ich Sie um ein Statement zum Phänomen Hundertwasser bitten?

E.: Herr Hundertwasser hat in höchst eigenständiger und origineller Weise auf die Idee einer Ornamentalisierung des Alltags zurückgegriffen – in der Architektur ebenso wie in den Gebrauchsformen des täglichen Lebens und, in gewissem Sinn, in der Lebensgestaltung. Seine urbanistische Philosophie spricht mich sehr an, weil ich ähnliche Gedanken entwickelt habe. Sie knüpft an das an, was ich das menschliche Bedürfnis nach Naturnähe nenne, und ist damit im wahrsten Sinn des Wortes human. Die Natur ist bunt – Hundertwassers Farbenfreude spiegelt das. Auch sein Bedürfnis, lebende Pflanzen in den Wohnbereich zu bringen, zu vermitteln, wie im Jahresablauf Pflanzen wachsen, blühen und vergehen, erscheint mir sehr wertvoll. Durch diese Art des Wohnens auch in der Stadt entsteht eine ganz andere Beziehung zum Leben. Hundertwasser zeigt seine Achtung vor der Natur und ihren Geschöpfen, und ich würde sagen, er hilft, die positiven Anlagen für die Wahrnehmung des Schönen zu entfalten.

Sch.: Das ist sehr schön gesagt. Geht diese geistige Haltung aber nicht in vieler Hinsicht gegen den Trend der heutigen Zeit? Zum Ornament fällt einem ja gleich mit Adolf Loos das Stichwort „Verbrechen“ ein. Es gibt doch eine ganz große asketische Tradition der Moderne, der sich viele verpflichtet fühlen. Und diese Menschen lehnen genau das, was Sie sagen, massiv ab.

E.: Historisch läßt sich Hundertwasser sicher im Widerspruch zu Adolf Loos einordnen, der das Ornament auf den Häuserfassaden als unehrlich mit einem Bann belegte, weil sich hinter der reichen

Fassade oft Armut verbirgt. Aber das ist kein gutes Argument, aus den gleichen Gründen könnte man schöne Kleidung verbieten, wenn sich nicht gerade eine hübsche Frau dahinter verbirgt. Und eine düstere, schmucklose Hausfassade bedrückt doch diejenigen, die täglich dort vorbeigehen. Gerade in unserer anonymen Gesellschaft ist alles positiv zu bewerten, was Menschen froh stimmt. Das trägt bei zur Entspannung, zum Wohlbefinden. So wie Arik Brauer hat auch Hundertwasser den Mut gehabt, gegen die Anbeter des Häßlichen aufzutreten, gegen den Destruktivismus unserer Zeit, der ja gegen viele Werte und unter anderem auch gegen das Schöne auftritt. Ich will nicht zu deutlich werden, aber gewisse sadistische Happenings, als Blutmysterien verbrämt, sind sicher nicht in positiver Weise charakterbildend und den ästhetischen Geschmack förmernd. In warmen Eingeweiden wühlen ist nicht sehr schön und sicher nicht vorbildhaft.

Sch.: Das Orgien-Mysterientheater ist sicher ein Extrem. Im übrigen kann ich bestätigen, daß die Menschen durch Hundertwasser froh gemacht werden. Bei meiner Rundreise durch Deutschland hat man mir beispielsweise sehr glaubwürdig erzählt: Wenn die Leute in Plochingen in den Hof der Anlage „Wohnen unterm Regenturm“ kommen, dann hellen sich die meisten Gesichter auf, die Leute wirken froh, sie fühlen sich kindlich erinnert an ihre Märchenbücher ... Hundertwasser hat mir selbst in einem langen, schönen Gespräch auch gesagt, daß ihn die Illustrationen alter Märchenbücher sehr inspiriert hätten, weil diese sozusagen die „heile Welt“ zeigen und die Einbettung in die Natur. Allerdings gibt es auch in Plochingen eine Minderheit von Besuchern, die den Hundertwasserstil massiv

ablehnen. Und es sind nicht nur Nitsch-Fans, die hier opponieren. Es gibt eben eine entgegengesetzte Ideologie: die Ideologie des Ehrlichen, Kühlen ... In gewissem Sinn kann man sich auch in die Leute versetzen, die sagen: Wir präferieren Glas, kühle, klare Linien, weiß und schwarz statt bunt und rund.

E.: Da stimme ich Ihnen durchaus zu. Ich würde die klare Linie durchaus nicht aus der Kunst verbannen, sie ist auf griechischen Tempeln sichtbar, sie charakterisiert vor allem die sogenannte politische Architektur, sie ist auch ein Ausdrucksmittel, um Klarheit darzustellen, Stärke, Macht, Ordnung. Die antiken Tempelbauten der Pyramiden, die Tempelanlagen in Teotihuacan beeindruckten mit diesen geraden Linien. Auch die Architektur der Renaissance und der Neoklassik bedient sich ihrer.

Das ist natürlich eine besondere Form von Herrschaftsarchitektur, über die man viel sagen könnte, aber die durchaus auch ästhetischen Wert hat, nur mangelt es ihr meist an menschlicher Wärme. Die faschistische Architektur hat sich der geraden Linie als Ausdrucksmittel bedient. Weg vom Ornament heißt demnach nicht weg von der Bedeutung.

Sch.: Sie sagen Herrschaftsarchitektur, und dazu fällt mir auch die Geschlechterspezifik der Hundertwasserrezeption ein. Eine Beobachterin in einem Gift-Shop hat mir beispielsweise gesagt: Positiv reagieren auf die Hundertwasserbauten die meisten Leute, negativ reagieren aber in der Regel Männer, und zwar solche über fünfzig.

Könnte man sagen, daß vielleicht Frauen dem Floralen, dem Bunten, dem Geschmückten bei Hundertwasser mehr zugänglich sind, so wie die Frauenkleidung ja auch diesen Schmuckcharakter in stärkerer Weise betont, während die Männerkleidung seit etwa 150 Jahren, seit dem Verschwinden der bunten Fräcke, sehr grau geworden ist?

E.: Die „Vermausgrauung“ des Mannes hat vielleicht einen anderen Grund. Sie ist wohl eine Anpassung an die anonyme Gesellschaft, in der Männer provo-

zierende Individualität gerne verbergen. Anders ist die Lage ja bei Naturvölkern, da treten Männer prachtvoll geschmückt auf, aber auch in kriegerischem Schmuck mit Federkronen, die sie sich aufsetzen. In Neuguinea gibt es etwa eine bunte Bemalung des Gesichts in sehr aggressiven Farben, Schulterbetonung mit Ara-Federn bei verschiedenen Indianervölkern. Dieser Männerschmuck ist allerdings eher „imponierend“, er wirkt herausfordernd und kriegerisch.

Sch.: Wenn wir aber jetzt an die Adeligen des 18. Jahrhunderts in ihren bunten Seidengewändern denken, mit den Spitzenkrägen oder eben die Männer des Biedermeiers in ihren bunten Fräcken, dann sind die ja nicht so imponierend kriegerisch, sondern mehr im Sinne der Schmuckform.

E.: Es ist der Reichtum dargestellt, und Reichtum ist ja auch Macht. Es gibt verschiedene Formen der Selbstdarstellung, und das gestattet man in der individualisierten Gesellschaft hochrangigen Personen. Wie man Ansehen und seine Macht zur Schau trägt, das wechselt auch nach Moden und Anlaß. Schützenvereine treten in bunten Trachten auf. Aber wenn viele Menschen, die einander nicht kennen, zusammen wohnen oder leben oder einander auf der Straße begegnen, dann wird betonte Individualität oft als herausfordernd wahrgenommen. Und um Reibungsflächen zu vermeiden, tritt man in der anonymen Gesellschaft im Alltag als Mann unscheinbar auf.

Sch.: Hundertwasser wäre damit ein „später Individualist“. Hat das nicht auch im Zeitalter der Anonymität geistesgeschichtliche Gründe? Zum Beispiel gibt es seit der Reformation das Auftreten dieser strengen Schwarzgekleideten, der düsteren Puritaner ...

E.: Der Puritanismus, daß man überhaupt keinen Schmuck möchte und sich in Sack und Asche kleidet, das ist durchaus auch ein Motiv. Der Mensch ist ja sehr wandelbar durch Kultur und sehr beeindruckbar durch Ideologien. Er experimentiert auch viel.

Sch.: Auch heute gibt es den Typus des „schwarzgekleideten Menschen“. Das ist ein Topos, der mir in letzter Zeit sehr auffällt, auch wenn er sehr wenig behandelt wird. Ich habe einmal einen Hinweis bei einem Literaturkritiker der Tageszeitung „Die Presse“, Hans Haider, gefunden, er hat die „Schwarzgekleideten“ kurz in einem Nebensatz thematisiert, aber sonst ist das nicht üblich. Die „Schwarzgekleideten“ sind heute meist jüngere Leute aus dem Kulturbetrieb und Architekten. Soweit ich das feststellen konnte, sind das stets auch die intensivsten Gegner Hundertwassers, das Bunte trifft diese Leute sozusagen ins Herz.

E.: Schwarz ist eine Farbe der Dominanz, der Nacht, die wir als tagaktive Wesen fürchten. Schwarz ist daher geeignet, Respekt zu erwecken. Das Wort „Ehrfurcht“ bezieht sich auf die Angstkomponente. Schwarz ist daher auch keine anheimelnde Farbe, sondern eher eine distanzierende. Schwarz ist nicht dem uniformierenden Grau gleichzusetzen, in dem der Mensch sich in der Masse verbirgt.

Sch.: Aber könnte nicht eine Präferenz für das einschüchternde Schwarz bedeuten, daß man in Wahrheit selbst eingeschüchtert ist?

E.: Das kann durchaus bisweilen so sein. Aber der dunkle Abendanzug, der bei einer gesellschaftlichen Einladung gefordert wird, dient der strengen, sachlichen Selbstdarstellung. Gegenüber den frohen Farben drückt das Schwarz auch Nüchternheit aus. Das ist in bestimmten Situationen erwünscht und schließt nicht aus, daß dieselben Personen, die sich gelegentlich dunkel kleiden, auch frohe Farben tragen. Buntheit ist die Farbe, die Frohsinn fördert. Man spricht auch von Farbenfreudigkeit. Die Buntheit ist ja auch ein Merkmal der Hundertwasserschen Malerei und Architektur.

Sch.: Würden Sie Hundertwasser als einen Künstler gegen die Grundtendenzen der Moderne sehen?

E.: Wenn Sie mit „Grundtendenzen der Moderne“ die Ablehnung von Schönheit, die Bevorzugung des

schnell „Hingeschluderten“ und billiger Materialien bis zum Müll hin meinen, dann kann man es so sehen, denn das sind einige Grundtendenzen der Moderne, aber ich würde sie nicht pauschal so abwerten. Vielleicht kann man es so ausdrücken: Installationskünstler schaffen Räume, die unbewohnbar sind. Hundertwasser gestaltet Räume, in denen Menschen gerne verweilen, ja auch leben können. Und Hundertwasser, ebenso wie Arik Brauer, Ernst Fuchs oder Peter Klitsch stellen sich als Meister gegen die Überbewertung im Grunde billiger Gags. Es bedarf keines besonderen Könnens, um Porträtaufnahmen schwarz zu übermalen. Ein Einfall, ja, und daß er sich gut verkauft, ist nicht ein Gütesiegel für den Maler, sondern belegt das Geschick des Managements und die Kritiklosigkeit der Käufer. Hundertwasser bemüht sich darum, unseren Alltag über das Schöne zu bereichern. Er weist damit unserem Alltag Kostbarkeit zu und trägt zu einem Bewußtseinsprozeß im Sinne einer Kultivierung des Menschen bei. Auch nebensächliche Dinge erhalten hier ihren Wert.

Kürzlich besuchte ich die Kirche in Bärbach. Ich verbrachte herumwandernd einige frohe Stunden und erfreute mich der vielen Details, die, gut durchdacht und mit hoher künstlerischer Begabung umgesetzt, meinen Spaziergang mit Entdeckerfreuden bereicherten. Wie schmucklos und freudlos erschien die Kirche vor ihrer Neubekleidung. Heute stimmt sie freundlich ein, aber nicht übermütig, sondern auf besinnliche Art. Man schaut nicht flüchtig hin, sondern betrachtet und denkt nach. Vielleicht beschreibt auch der Ausdruck „Andacht“ das Erleben. Die ästhetische Gestaltung unserer Städte ist von zentraler Wichtigkeit. Wir wissen beispielsweise, daß sich der ganze Vandalismus gegen kahle Betonwände richtet, gegen das Tote, das unserer Seele fremd ist und fremd bleibt. Da ist man eben nicht zu Hause.

Wir leben ja in einer merkwürdigen Zeit. Es geht uns gut wie wahrscheinlich wenigen zuvor, wir verfügen über die verschiedensten Dinge, aber wir

werfen vieles einfach weg, wir achten gar nichts mehr. Wir verschleudern so den Reichtum zukünftiger Generationen und entwickeln gar keine richtige Beziehung mehr zum Objekt. Erstmal, weil wir es gar nicht selbst herstellen, weil wir keine Mühe investieren. Wir behalten die Gegenstände oft nicht lange, sie wachsen uns nicht ans Herz. Manchmal kommt es vor, daß man etwa ein Taschenmesser zufällig viele Jahre besitzt, dann stellt man fest, aha, das hat man liebgewonnen, es ist zu einem eigenen Organ geworden. Auch vermeintlich nebensächliche Dinge haben ihren Wert. Früher, in traditionellen Kulturen, auch solchen auf steinzeitlicher Stufe wie in Neuguinea, wurden diese Objekte des Alltags geschmückt. Man hat sie gern, man hat eine affektive Beziehung zu ihnen.

Sch.: Das ist natürlich gerade das Argument von Loos, der den Papua, ich glaube, er hat „Papua-Neger“ gesagt, und die slowakische Bäuerin als unzivilisierte Beispiele des Geschmückten nennt, das zu überwinden sei.

E.: Und das ist eben ein großer Irrtum, denn wenn man das überwindet, dann verliert man auch die Beziehung zum Objekt, dann endet das, was wir materielle Kultur nennen.

Sch.: Ich glaube, das war schon eine, wenn auch pessimistische, aber sehr schöne Zusammenfassung.

E.: Ich glaube nicht, daß sich die Leute das auf Dauer gefallen lassen. Man wird das Handwerkliche wieder schätzen lernen.

Sch.: Also doch nicht so pessimistisch?

E.: Nein, ich bin nicht pessimistisch. Ich hoffe, daß es viele gibt, die letztes Endes Künstler wie Hundertwasser und Arik Brauer und manche andere schätzen. Es gibt ja in Wien und Umgebung eine ganze Reihe von Leuten, die sich dem Schönen widmen.

Sch.: Wie sehen Sie in diesem Zusammenhang Ernst Fuchs? Er zielt in dieselbe Richtung, geht aber ins üppig Babylonische, würde ich meinen.

E.: Immer, wenn ich von Deutschland kommend nach Wien-Dornbach fahre, komme ich an seinem Haus in Hütteldorf vorbei. Das ist mir ein lieber Gruß. Ich habe ihn einmal besucht, und er hat mir seine Werke gezeigt. Ich schätze ihn sehr. Es wären noch einige zu nennen, wie Peter Klitsch. Er ist ein Romantiker unter den phantastischen Realisten. Er wohnt im Kamptal. Irgendeine Rangfolge zwischen den genannten Künstlern kann ich nicht herstellen. Jeder hat seine eigene Handschrift, und jeder eröffnet mir mit seinem Werk den Zugang zu neuen Facetten dieser Welt.

Meine erste Begegnung mit Friedensreich Hundertwasser war in der Bauhütte vor dem mittlerweile berühmten Hundertwasser-Haus in der Löwengasse. Er ließ es sich nicht nehmen, mich zu führen und seine hier sich verwirklichenden Ideen zu erklären. Er hat damals nicht allein mein Interesse, sondern auch mein Herz gewonnen.

## ELFRIEDE FORTE

Designerin, Malerin, Bewohnerin des Hundertwasser-Hauses, Interview am 12. 8. 1996

F.: Unser Wunsch war es, als Stadtmenschen in der Stadt zu wohnen und dennoch im Grünen. Das Interessante und Schöne beim Hundertwasser-Haus ist, in Wien zu wohnen und doch zugleich in einer vegetativen Oase.

Sch.: *Wie sind Sie dazu gekommen, sich speziell für das Hundertwasser-Haus zu interessieren?*

F.: Ich wußte, daß Hundertwasser schon seit Jahrzehnten ein Haus bauen wollte, und fand das sehr wichtig. Denn es erschien mir entscheidend, in einer anderen Art von Architektur, in einer lebenswerten Architektur zu leben, nach diesen Schrecklichkeiten der fünfziger und sechziger Jahre. Meiner Ansicht nach ist Hundertwasser diese lebenswerte Architektur großartig gelungen.

Ich habe dieses Haus noch als Rohbau gesehen und war bereits begeistert. Die Ziegelbauweise des Hauses hat schon unverputzt phantastisch ausgesehen.

Sch.: *Die tragenden Strukturen sind allerdings aus Beton und müssen ja wohl aus Beton sein, schon wegen der vielen schweren Bäume. Man hat in diesem Zusammenhang Hundertwasser ja auch vorgezogen, sein Haus sei gar nicht „öko“.*

F.: Ein „wirklich ökologisches“ Haus müßte natürlich Wind- und Sonnenenergie nützen, es müßte eine Wasseraufbereitung vorhanden sein. Das ist hier natürlich nicht der Fall. Aber allein die Tatsache, daß das Haus zu 90% aus Ziegeln gebaut ist, merkt man bereits. Das Haus ist warm im Winter und kühl im Sommer. Das ist natürlich auch ein Effekt der vielen Pflanzen, der Begrünung. Die Bäume dämpfen aber auch den Lärm von der Straße, und sie reinigen die Luft. Besonders schön ist es, den Wandel der Jahreszeiten zu verfolgen. Wir sind hier wirklich in die Natur einbezogen. Man genießt die Natur wie in

einem Landhaus, obwohl man in der Stadt wohnt. Selbst die Touristenmassen, die das Haus besuchen, verursachen keinen Lärm. Die Autos auf einer Durchzugsstraße wären viel unangenehmer.

Sch.: *Die Touristenmassen sind also nicht so schlimm?*

F.: Die Leute durften ja nie ins Haus, und daher habe ich diese Situation nie besonders störend empfunden. Man sieht auch, daß sich die Leute freuen, wenn sie das Haus sehen. Man begegnet freundlichen Gesichtern. Außerdem war dies früher eine Durchzugsstraße. Jetzt sieht man statt Autos Menschen – in der Regel freundliche Menschen.

Sch.: *Das Besucherpublikum ist also eher angenehm? Es gibt keine Schwierigkeiten wie sonst bei massenhaft besuchten Orten, etwa mit Betrunkenen?*

F.: Nein, das ist mir noch nie begegnet. Es gibt zwar ein paar Lokale im Umkreis, aber die Masse der Menschen kommt doch nur kurz, mit den Bussen. Außerdem ist das Haus eine Attraktion, die die Leute nicht aggressiv stimmt.

Sch.: *Also ein Haus, das die Leute eher friedlich macht. Es scheint aber doch eine Kategorie von Menschen zu geben, die dieses Haus in Rage bringt, und das sind die Architekturkritiker. Was sagen Sie dazu als Bewohnerin und als ästhetisch sensibler Mensch, der in einem künstlerischen Beruf tätig ist?*

F.: Ich glaube, das hängt unter anderem damit zusammen, daß die Leute das Haus nicht von innen kennen, die Vorzüge des Wohnens im Grünen, die wunderbaren Dachterrassen. Das ist es, was mich als Bewohnerin am meisten glücklich stimmt. In diesem Haus kann man sich entspannen und wohlfühlen, gerade auch als Mensch, der im Geschäftsbetrieb tätig ist. Hier kann man sein Umfeld wirklich

genießen, auch am Wochenende. Die anderen Stadtbewohner müssen dem Grünen nachjagen, fahren ins Sommerhaus aufs Land oder in den Schrebergarten. Dort muß man dann wieder putzen oder den Rasen mähen.

Sch.: *Wie weit ist eigentlich die Pflanzenauswahl den einzelnen Mietern überlassen?*

F.: Pflanzen kann man nach Belieben – Bäume entfernen allerdings nicht.

Sch.: *Um auf die Kritik zurückzukommen: Was dem Hundertwasser-Haus in der Regel vorgeworfen wird, das sind Dinge, die man auch von außen feststellen kann. Man spricht von Prater-Architektur, man kritisiert die angeblich übertriebene Farbigkeit, man wendet sich gegen die reichlichen Ornamente und bezeichnet es als „Lüge“, daß die dicken Säulen nicht sehr viel zu tragen haben. Dann fällt auch immer dieses berühmt-berüchtigte Wort der „Behübschung“. Was würden Sie als Bewohnerin dazu sagen?*

F.: Ich wäre froh, wenn die wirklich häßliche Architektur der fünfziger und sechziger Jahre in so scharfer Form kritisiert würde. Diese Architektur ist aber derzeit sogar auf einer Art Vormarsch, wie mir scheint. Dabei wäre es wahrlich am Platze, gerade die Architektur der fünfziger und sechziger Jahre zu „behübschen“, etwa durch die Schaffung kleiner bepflanzbarer Terrassen. Das Entscheidende am Hundertwasser-Haus ist seine wunderbare Vegetation. Wenn man das verbreiten könnte, wäre das wunderbar. Die Architekturkritiker sprechen aber so gut wie nicht davon – vielleicht gerade deshalb, weil sie genau wissen, daß die Grünterrassen die eigentlichen Werte für die Bewohner darstellen. Über den ästhetischen Ansatz Hundertwassers kann man sicher diskutieren. Wer etwa protestantisch erzogen ist und Sinnlichkeit nicht so prall vermitteln möchte, wird mit dem Hundertwasser-Haus vielleicht Schwierigkeiten haben. Ich habe den Eindruck, daß die Menschen, die das Hundertwasser-

Haus ablehnen, in gewissem Sinn ängstlich reagieren.

Sch.: *Sie meinen also, daß die Architekturkritik hier eine „antisinnliche“ Auffassung vertritt und Hundertwasser eine im Vergleich sehr sinnliche?*

F.: Absolut. Hundertwasser arbeitet mit der Kraft der Farben. Hundertwassers Farben sind nicht aufdringlich, aber sie haben eine starke Wirkung. Sie vermitteln ein Wohn- und Wohlgefühl.

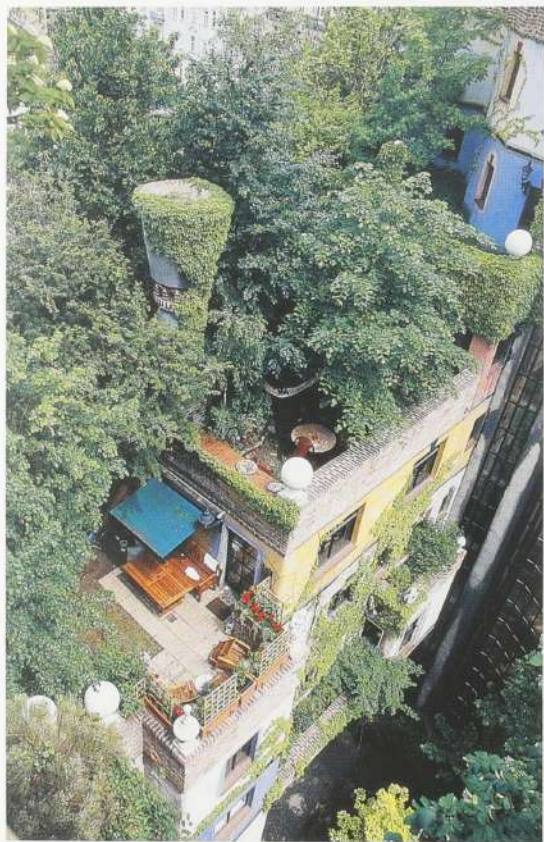


Hundertwasser-Haus, Wien, Stiegenhaus

Sch.: *Sie selbst sind, wie ich sehe, auch als Malerin tätig, und ihre Werke sind sehr farbkraftig. Ich entdecke in ihnen ein fernes Echo des Jugendstils.*

F.: Es fällt mir nicht leicht, aber ich möchte Ihnen etwas sehr Persönliches sagen: Ich habe als junge Frau zur Zeit meines Studiums an der Akademie den Jugendstil als „kitschig“ empfunden. Ich habe nur in

dunklen Farben gearbeitet, in Grau, in Braun. Ich habe mich aber auch in meiner Haut nicht wohlgefühlt. Mit der Geburt meines Kindes ist das ganz anders geworden. Einem Kind will man eine farbige Welt vermitteln.



Hundertwasser-Haus, Blick auf die Dachterrassen

Sch.: Sie sehen also die asketische Ästhetik, die auf Hundertwasser oft geradezu haßerfüllt reagiert, als eine Art „Ästhetik der Kinderlosen“ an?

F.: Das ist etwas extrem formuliert, aber es ist möglicherweise etwas daran. Die Bewohner des Hundert-

wasser-Hauses haben sich auch in den letzten Jahren erheblich vermehrt. Es ist ein sehr kinderfreundliches Haus.

Sch.: Die Leute wohnen also gern hier?

F.: Offenbar ja. Etliche, die es sich leisten könnten, in ein Haus umzuziehen, wohnen immer noch hier. Es soll Hunderte von Interessenten auf einer Warteliste geben, und im Haus selbst wollen viele Leute in Wohnungen mit einer Terrasse übersiedeln. Die Architekturkritiker sind hier sehr ungerecht und unfair, weil sie die realen Vorteile des Hauses für Bewohner nicht zur Kenntnis nehmen.

Sch.: Wie steht es eigentlich mit dem Finanziellen? Ist das ein Bau, der zu den Bedingungen eines Gemeindebaues vermietet wird, also quasi auf Kosten der Steuerzahler einen Grün-Luxus für wenige Privilegierte schafft?

F.: Nein, wir mußten, soweit ich mich erinnere, beispielsweise einen relativ hohen Baukostenzuschuß leisten – sehr viel mehr als übliche Gemeindemieter.

Sch.: Und wie steht es mit dem sozialen Kontakt zwischen den Mietern?

F.: Man kann ihn haben, wenn man möchte, aber man muß nicht: Es gibt zwei sehr schöne, gemeinsame Gartenterrassen, einen Wintergarten und zwei Kinderspielräume. In einem dieser Kinderspielräume war ich einmal mit blinden Kindern. Die sinnlichen Qualitäten der Hundertwasserschen Raumgestaltung waren für diese Kinder ein ganz großes Erlebnis. Sie waren wirklich begeistert.

Sch.: Also auch hier der sinnliche, der „erfühlbare“ Charakter des Hauses. Aber nun zu etwas anderem: Wie sehen Sie Hundertwasser im Vergleich zu den anderen Wiener „Maler-Architekten“?

F.: Das sind natürlich alles eigenständige Künstler. Aber ich halte Hundertwasser für die stärkste Persönlichkeit unter ihnen. Er war es ja auch, der diesen unglaublichen Kampf gegen die Bürokratie aufgenommen hat, für sein Haus, letztlich für uns Mie-

ter. Er ist dabei von Architekt Pelikan sehr unterstützt worden.

Sch.: Von Architekt Krawina zuvor nicht so sehr?

F.: Ich habe die langweiligen Pläne gesehen. Krawina hat wohl mehr in die Richtung eines „normalen“ Hauses tendiert, so in etwa à la Architekt Glück.

Sch.: Aber sehr fruchtbar ist die Botschaft Hundertwassers im Bereich der Architektur ja noch nicht geworden.

F.: In letzter Zeit sehe ich geradezu in verstärktem Maße Dinge, die für die Bewohner entsetzlich sind, z. B. bei den Bauten auf der Donauplatte. Oder es gibt da beispielsweise ein neues Studentenheim, das kommt einem förmlich „vergittert“ vor. Ich habe Reaktionen von Studenten, von Bewohnern, gehört, die sind verzweifelt. Solche Reaktionen gibt es bei den Bewohnern des Hundertwasser-Hauses nicht. Dabei ist das Eigentümliche, daß Architekten große Ästheten sind und selbst wunderschön wohnen. Aber wahrscheinlich hat das, was da als Studentenheim gebaut wurde, am Plan interessant ausgesehen.

Sch.: Sie meinen also, daß die professionellen Architekten sich vielleicht zu sehr von der Ästhetik der Planzeichnungen verführen lassen, während Hundertwasser ja stets sinnlicher arbeitet, also mit Modellen, unter Umständen auch mit Änderungen auf der Baustelle selbst.

F.: Was die Architekten betrifft, die Hundertwasser vielleicht am meisten kritisieren, liegt auch ein weiteres eigenartiges Phänomen vor: Oft sind das Leute, die vom Land kommen und in grüner Umgebung aufgewachsen sind. Sie wollten sich von dieser Herkunft anscheinend emanzipieren, sie haben die Stadt gesucht und haben ein Idealbild der Stadt entwickelt, gleichsam eine „Superstadt“, ein Häusermeer, wie etwa in New York. Nur sind wir nicht in

New York und haben kein Meer vor der Haustür. Diese Leute haben nicht den Grün-Hunger des wirklichen Städters. Für sie hat die Stadt aus Beton zu bestehen, aus Hochhäusern. Gerade der Stadtmensch sehnt sich aber nach Bäumen, nach guter Luft, nach einer Oase der Ruhe.

Sch.: Bei Meinungsumfragen zeigt sich ja meist, daß die Städter eine große Sehnsucht nach mehr Grün haben. Ich habe aber den Eindruck, daß viele Architekten diese Sehnsucht für nicht sehr „niveauvoll“ halten. Sie finden, die Stadt sollte etwas „Kristallines“ sein.

F.: Die Architekten und Architekturkritiker wohnen meist in einem sehr schönen Umfeld. Sie haben aber anscheinend nicht sehr viel Verständnis dafür, daß Kinder, wenn sie heranwachsen, für ihre gesunde Entwicklung ein lebenswertes, naturnahes Umfeld brauchen. Das war für mich und meine Familie im Hundertwasser-Haus gegeben, und ist es noch immer.

Sch.: Haben Sie eigentlich die Reaktionen von Architekten erlebt, die das Haus von innen gesehen haben?

F.: Ja, das ist sehr eigenartig. Ich habe eigentlich nur sehr positive Äußerungen erlebt. Margarethe Schütte-Lihotzky war wirklich begeistert. Sie hat gefunden, das Terrassenhaus ist die Bauform der Zukunft. Auch Friedrich Achleitner hat sich sehr bewundernd über unsere Grünterrassen geäußert. Mir ist allerdings nicht bekannt, daß er diese Äußerungen später in der Öffentlichkeit wiederholt hätte. Es gibt hier wohl einen gewissen Gruppendruck. Ich würde jedenfalls alle Kritiker, ganz besonders die wirklich erbitterten Gegner des Hundertwasser-Hauses, einladen, sich einmal anzusehen, wie wir hier wohnen. Vielleicht käme es dann nicht mehr zu diesen unsachlichen und ungerechtfertigten Kritiken.

## VERONIKA GRAF

Fremdenführerin im Rogner-Bad Blumau, Interview am 19. 10. 1997

Sch.: Sie haben große Erfahrung bei der Betreuung und in der Führung von Gruppen. Darf ich Sie einmal fragen, wie sind Sie überhaupt dazu gekommen, diese Aufgabe wahrzunehmen? Wie sind Sie zu Hundertwasser gekommen?

G.: Das hat sich zufällig ergeben. Ich bin aus Italien zurückgekommen und habe hier in Österreich Arbeit gesucht. In Italien war ich übrigens Übersetzerin/Dolmetscherin und Lehrbeauftragte an einer Dolmetscherschule. Ja, und hier in Blumau hat sich dann ganz unerwartet eine Tür geöffnet, man hat mir hier diese Tätigkeit als Fremdenführerin angeboten, bei der ich meine Fremdsprachen einbringen kann.

Sch.: Haben Sie schon vorher von Hundertwasser gehört?

G.: Ja, selbstverständlich. Ich hatte mich mit seiner Architektur allerdings nicht weiter auseinandergesetzt.

Sch.: Seit wann sind Sie hier tätig?

G.: Seit der Eröffnung, um genauer zu sein seit dem ersten Mai. Eröffnet wurde das Rogner-Bad Blumau am zehnten Mai, am Geburtstag von Herrn Ing. Rogner.

Sch.: Wie ich sehe, sind Sie stark strapaziert, weil es eine große Anzahl von Gruppen gibt. Wie weit werden da Ihre Fremdsprachenkenntnisse in Anspruch genommen? Wie viele ausländische Gruppen gibt es schon? Ich habe bisher vage den Eindruck, daß die Mehrzahl der Gruppen doch noch Österreicher sein dürften.

G.: Der Großteil unserer Gäste kommt aus Österreich, sehr oft haben wir aber auch gemischte Gruppen, das heißt, daß sich zu den deutschsprachenden

Gruppen auch Italiener, Franzosen und andere Nationen gesellen, die dann beispielsweise englisch geführt werden wollen. In diesem Fall muß man dann zweisprachig führen. Ich persönlich ziehe es vor, die Gäste nach Möglichkeit sprachlich getrennt zu führen.

Sch.: Wie ist die grundsätzliche Reaktion der Menschen auf diese sehr andere Architektur, wie sie Hundertwasser in der Therme Blumau vorzeigt?

G.: Die Reaktion der Menschen auf die Therme ist generell äußerst positiv. Egal, ob es sich um die jüngere oder ältere Generation handelt. Überraschenderweise spricht dieser Stil durchwegs auch die ältere Generation an. Wir haben hier einen fröhlichen, vielleicht auch etwas naiven Stil, der in der Regel gefällt. Er bietet schließlich eine Mischung aus verschiedenen Elementen an. Wir haben ein bißchen das Flair des Südens, unsere Kultur ist natürlich auch eingebunden – und aus anderen Kulturen kommen ebenfalls Elemente. Vielleicht ist es die Gesamtheit und die Mischung all dieser Elemente, und natürlich das Märchenhafte, das die Gäste anspricht.

Sch.: Es gibt so ein märchenhaftes Element wie in Kinderbuch-Illustrationen, in denen das Wohnen im Baum und ähnliche Vorstellungen gezeigt werden.

G.: Ich kann nur bestätigen, daß die Gäste das auch so sehen.

Sch.: Nun sind aber, wie wir wissen, in den Kulturspalten der Medien, vor allem in der Architekturberichterstattung, Kritiker ganz massiv dagegen. Sie lehnen das als Kitsch ab und sehen geradezu die Welt einstürzen, wenn Hundertwasser mit seinen Bauten Österreich und Mitteleuropa überzieht. Begegnen Sie solchen Leuten auch in Ihren Führungen?



Thermendorf Blumau, Steiermark, Blick auf die Rehrückenhäuser (Rolling Hills)

G.: Wenn es sich um eine Architektengruppe handelt, kann es schon passieren, daß Wörter wie „Scharlatan“ fallen ...

Sch.: Also, Architekten fühlen sich hier besonders herausgefordert. Warum eigentlich?

G.: Es könnte eine Prise Neid dahinterstecken, denn es steht wohl außer Zweifel, daß Hundertwasser mit seiner Architektur und seinem Stil außergewöhnlich viel Erfolg hat. Andererseits muß man wohl davon ausgehen, daß viele Architekten unter Baukunst etwas anderes subsumieren, und – geprägt von ihrer Ausbildung und der herrschenden Auffassung von Schönheit – das, was sie selbst schaffen, eben als das ästhetische Nonplusultra empfinden. Hundertwasser geht unbeirrt seinen ganz eigenen Weg, weicht mit sei-

nem Stil völlig von den geltenden Normen ab.

Es gibt andererseits sicherlich so manche Widersprüche oder Ungereimtheiten in Hundertwassers Bauphilosophie, die Berufskollegen ins Treffen führen, und hier gelingt es mir als Nicht-Expertin meist nicht, stichhaltige Gegenargumente zu finden. In diesem Zusammenhang würde es mich sehr interessieren, wie der vielleicht prominenteste Mann Italiens, Vittorio Sgarbi, unser Kunstwerk hier, das den italienischen Gästen durchwegs besonders gut gefällt, und den Stil von Meister Hundertwasser generell beurteilt. Sgarbi ist nämlich einer der namhaftesten und kompetentesten Kunsthistoriker Italiens, Universitätsprofessor, Abgeordneter der italienischen Deputiertenkammer und Gestalter einer täglich ausgestrahlten, ca. 15-minütigen Sendung im

„Canale cinque“, in der er aktuelle Themen aus den Bereichen Kunst, Kultur und Politik behandelt. Sein Markenzeichen ist, daß er sich kein Blatt vor den Mund nimmt, daher gilt er in seinem Land als der „beliebteste und gehäßteste Italiener“.

Sch.: Sie würden also anregen, daß man Sgarbi einlädt, weil seine Meinung eine große Breitenwirkung in Italien hätte?



Thermendorf Blumau, Steiermark. Besucherführung

G.: Ich denke schon. Natürlich muß man in einem solchen Fall mit allen Extremen in seiner Beurteilung rechnen.

Sch.: Selbst das wäre nicht unbedingt negativ zu sehen; Wie wir etwa aus der Benetton-Werbung wissen, geht es ja generell um das Erwecken von Aufmerksamkeit. Auch eine Philippika gegen ein Projekt kann neugierig machen. Aber zurück zu ihren Führungen. Sehen Sie sich, wenn man den Hundertwasserstil bei Führungen angreift, gehalten, Hundertwasser zu verteidigen?

G.: Auf jeden Fall, denn mir persönlich gefällt diese Architektur ja auch. Es gibt vielleicht ein paar Ungeheimheiten, generell gesehen ist sie jedoch sehr freundlich und ansprechend. Gelegentlich wird die Akustik von den Gästen beklagt. In unseren Räumen finden sich zwar viele warme Farben, insgesamt stimmt auch das Bild für das kritische Betrachterauge, aber mit dem Material Stein und Beton ist man in der Innenausstattung zweifellos recht großzügig umgegangen – und hier wurzelt wahrscheinlich auch das Problem der teilweise schlechten Akustik. Daß das Begrünen der Dächer langfristig scheinbar Probleme mit sich bringt, kann ich natürlich als Nicht-Fachfrau nicht eindeutig widerlegen. Gemeint sind hier Dichttheit und Isolierung.

Sch.: Wenn die Wurzeln der Bäume die Isolierung durchstoßen ...

G.: Ja, man fürchtet eben doch, daß das passiert.

Sch.: Sie sind Chefin eines Teams von immerhin zwölf Fremdenführern; ich nehme an, hauptsächlich Fremdenführerinnen. Gibt es auch Herren dabei, wie viele sind es?

G.: Das ist die Minderheit.

Sch.: Sie haben soeben gesagt, mit Ausnahme der Architektengruppe haben Sie sehr positive Rückmeldungen?

G.: Durchaus! Ganz wenige haben etwas Negatives zu sagen. Das viele Grün wirkt sicher recht beruhigend und einladend auf den Gast.

Sch.: Kommen die Besuchergruppen, die die Theme sehen wollen, von kommerziellen Veranstaltern?

G.: Das glaube ich nicht, es ist sicherlich die spontane Neugier des Publikums, die dazu führt, daß Exkursionen von Verbänden, Vereinen und Schulen organisiert werden. Stammtischrunden, Pensionistenvereine, Kegelklubs und dgl. mieten Busse und kommen hierher.

Sch.: Also eine Volksbewegung – Bewegung auch im Sinne der Autobusse, die hier vorfahren.

G.: Es entwickelte sich, glaube ich, so, daß sich bereits lange vor der Eröffnung verschiedenste Verbände, Schulen und Vereine gemeldet haben, die mit einer Gruppe kommen wollten. Dadurch wurde überhaupt erst gesehen, daß Fremdenführer in der Anlage selbst gebraucht werden. Viele Vereine machen einen Ausflug mit einem Tagesprogramm, in dem ca. zwei Stunden für die Besichtigung unserer Theme vorgesehen sind. Nicht immer besteht bei diesen Gruppen, vor allem, wenn es sich um ältere Leute handelt, Interesse fürs Baden. Solche Ausflugsprogramme kommen sicherlich durchwegs deshalb zustande, weil irgendwann im Fernsehen die Neugier auf diese Anlage geweckt wurde.

Sch.: In der hundertwasserfeindlichen Presse wird gelegentlich unterstellt, die Reiseveranstalter in Wien nähmen Hundertwasser-Projekte ins Programm und stülpten sie quasi ihren Gästen über. In Wahrheit scheint es aber eher so zu sein, daß die Reiseveranstalter einem Interesse nachkommen. So, wie Sie das sagen, kommt ja das Interesse auch noch ganz unkommerziell über ganz andere Kanäle zustande.

G.: Genauso ist es. Es wird den Gästen sicher nicht aufgezwungen. Die Gäste haben von sich aus den Wunsch, und wir erfüllen ihn gerne.

Sch.: Es ist aber anzunehmen, daß sich bei diesem großen Interesse demnächst auch kommerzielle Veranstalter melden werden.

G.: Das kann durchaus der Fall sein. Derzeit läuft das jedenfalls ganz ungezwungen und natürlich ab. Der Gast möchte etwas sehen, auf das er im Fernsehen aufmerksam gemacht wurde.

Sch.: Ich habe gehört, sie wollten schon einmal mit

Hundertwasser sprechen, aber wenn er kommt, wird er natürlich gleich umlagert. Das ist das Los eines berühmten Menschen, nicht wahr?

G.: So ist es. Wir, das Fremdenführerteam, hätten natürlich Fragen, die wir sozusagen von den Gästen an ihn weiterreichen möchten.

Sch.: Könnten Sie ein paar solcher Fragen nennen? Vielleicht geht das auf Umwegen dann doch zu Meister Hundertwasser?

G.: Es ist schon mehrmals die Frage aufgetaucht, warum die Farben mit dem Modell nicht übereinstimmen. Oder von wo die Steine der drei Brunnen auf dem Dorfplatz kommen. Fragen zu den verwendeten Materialien werden überhaupt sehr oft gestellt – es wäre gut, diese sehr spezifischen Dinge aus erster Hand zu erfahren.

Sch.: Gibt es irgend etwas, das Sie als zusammenfassende Äußerung zum Phänomen Hundertwasser, als Benützerin oder als Betrachterin sagen würden?

G.: Ja, zusammenfassend möchte ich sagen, daß Hundertwasser mit seiner Architektur auf dem richtigen Weg ist. Er orientiert sich soweit wie möglich an der Natur und den Bedürfnissen des Menschen – das kann einfach nicht falsch sein. Mich spricht diese Architektur an – und jedesmal, wenn ich am Abend das Rogner-Bad Blumau in der Dämmerung oder „by night“ verlasse, bin ich zugegebenermaßen stolz auf dieses Nestchen.

Sch.: Würden Sie auch selbst gerne in einem Hundertwasser-Haus wohnen?

G.: Ja, warum nicht? Ich würde vielleicht nur den Innenbereich mit mehr Holz gestalten. Ob das dann noch zusammenpaßt, müßte man sich natürlich überlegen.



## LEOPOLD GRATZ

Bürgermeister der Stadt Wien von 1973 bis 1984, Interview am 27. 10. 1997

Sch.: Bitte um ein kurzes Einleitungsstatement zu Friedensreich Hundertwasser.

G.: Ich habe Friedensreich Hundertwasser, oder für mich, damals in der Studentenzeit, Fritz Stowasser, über gemeinsame Freunde, die er aus Schweden gekannt hat, kennengelernt und nicht sehr oft, aber doch in regelmäßigen Abständen, getroffen. In den frühen fünfziger Jahren hat übrigens das Kulturamt der Stadt Wien im Künstlerhaus die Ausstellung „Das gute Bild für jeden“ gemacht. Ich erinnere mich, daß Hundertwasser und Staudacher damals ihre ersten Bilder zum Verkauf ausgestellt hatten, die, glaube ich, zwischen 200 und 400 Schilling gekostet haben. Ich hätte mir damals, unter sehr großen Anstrengungen, vielleicht ein Bild leisten können und habe auch daran gedacht, eines zu erwerben. Dann war mir das aber doch zu viel Geld. Das war die Zeit vor der Einführung der Stipendien, in der ich in der Nacht bei einem Buchverlag, der ein neues Lexikon herausbrachte, als „Packerlmacher“ arbeitete, um bei Tag studieren zu können. Das ist heute für meine Kinder unvorstellbar, so wie es für sie wie ein Märchen aus früheren Zeiten klingt, daß man, um inskribieren zu dürfen, damals, gleich nach dem Krieg, nachweisen mußte, daß man eine gewisse Stundenanzahl an der juristischen Fakultät Schutt weggeräumt hat. Aber gut, das würde zu weit führen ... Nur damit man sieht, in welchem Umfeld unsere ersten Kontakte stattgefunden haben.

Sch.: Wie war er denn damals, Fritz Stowasser?

G.: Er war eigentlich so wie heute. Er hat allerdings noch nicht die extreme Naturliebe, über die ich dann noch etwas sagen werde, gehabt. Er war ein sympathischer, offener und manchmal etwas skurri-

ler Mensch, aber besessen von seiner Kunst. Ich meine damit auch seine jugendlichen Bilder, die ganz anders waren als seine heutigen, etwa die sehr realistischen Ansichten vom Donaukanal. Aber da ist er ja nicht der einzige. Wenn Sie nach Barcelona ins Picasso-Museum kommen, sehen Sie seine Meisterarbeit an der Kunstakademie, ein betendes Mädchen vor einem Altar, da hat man das Gefühl, wenn man draufbläst, fliegt der Schleier weg, so naturalistisch ist das.

Sch.: Picasso hat auch später sehr naturalistisch gearbeitet, wenn man etwa an sein berühmtes Bild: „Kind mit Taube“ denkt ...

G.: Schon, aber bei Picassos Werken, die zwischen dem 15. und 19. Lebensjahr entstanden, kann man glauben, es ist ein Werk eines alten Meisters. Wobei er im Gegensatz zu heutigen Porträtmalern sogar eine räumliche Tiefe zusammengebracht hat. Aber ich höre schon auf mit den Bosheiten. Der Kontakt war jedenfalls da. Hundertwasser ist dann viel in der Welt herumgekommen, hat Neuseeland entdeckt und Gott sei Dank zur gleichen Zeit die Wiener Schrebergärten. Ich bin ein geborener Ottakringer und kann mich noch erinnern, wie begeistert meine Freunde vom Schrebergartenverein „Zukunft“ waren, daß Hundertwasser eine Lanze für Schrebergärten gebrochen hat. Besonders die faulen Schrebergärtner hat es gefreut, daß er für verwilderte Schrebergärten eine Lanze gebrochen hat.

Sch.: Meine Eltern haben auch einen Schrebergarten auf der Schmelz gehabt und da hat, glaube ich, ein strenges Vereinsregiment geherrscht.

G.: Richtig. Da ist der Vereinsausschuß durchgegangen und hat gesagt: Hallo, das Gras ist nicht gemäht und das Spalierobst fällt runter, was ist denn das?

Jedenfalls hat mir bei Hundertwasser immer gefallen, daß er nicht ein Künstler im Elfenbeinturm war, sondern sich engagiert hat, wenn auch manchmal auf eine Art, die mir nicht zugesagt hat, aber er war engagiert. Das war das Schöne. Wir haben später noch öfter diskutiert darüber – ich war schon Bürgermeister – meistens spät abends, wenn wir uns noch getroffen haben. Da ist es um Fragen gegangen wie: Warum leben nicht alle Leute so wie er in Neuseeland, mit Ziegen auf dem Dach? Aber wie soll denn eine Textilarbeiterin bei Bernhard Altmann im 12. Bezirk in Neuseeland ein Haus mit einer Ziege auf dem Dach haben? Und aus dem hat sich die Idee entwickelt, eigentlich ist sie ausschließlich von ihm gekommen, daß man ja auch in Wien ein ganz anderes Haus bauen könnte, ein Haus mit Fensterrecht, mit Begrünung und individueller Fußbodengestaltung...

Sch.: Hundertwasser hatte einen sehr berühmten Auftritt in der Fernsehsendung „Wünsch Dir was“ und hat dort die Idee dieses Hauses in der Öffentlichkeit vertreten, nicht wahr?

G.: Ja, und da waren wir einmal zusammen – ich kann das Datum nicht mehr sagen, aber jedenfalls war es wie immer schon gegen Mitternacht – wir haben heiß diskutiert, mit Unterstützung durch bestimmte Getränke (ist ja nichts Schlimmes, solange man noch reden und denken kann). Schließlich habe ich gesagt: „Also gut, das machen wir!“ Es ist natürlich nicht so einfach, wie jeder glaubt, daß der Bürgermeister etwas anschafft und schon geschieht es.

Sch.: Die Magistratsabteilungen haben ja auch mitzureden!

G.: Ja, richtig. Ich sagte, gut, ich übernehme es, zu organisieren, daß Hundertwasser den Auftrag für ein Haus bekommt. Aber unter einer Voraussetzung: Auf einem Berghang in Grinzing oder Sievering ein „Naturhaus“ zu bauen, das ist nicht schwer, das bringt jeder zusammen. Die Frage ist, ist er bereit, in einem eng verbauten, alten Wiener Bezirk ein Haus

zu bauen? Hundertwasser hat gesagt: Ja! Und damit hat eigentlich – er hat das ja selbst schon geschildert – die Leidensgeschichte begonnen. Meines Wissens hat er zwei Statiker und drei Architekten verbraucht, bis er endlich die Leute gefunden hat, die mit ihm kooperieren wollten.

Sch.: Es war offenbar so, daß etliche Leute nicht wirklich kooperieren wollten. Ich habe ein Modell von Krawina gesehen, das stand in krassem Gegensatz zu einem Hundertwasser-Bau.

G.: Also ich will jetzt wirklich nicht die Leute abwerten. Einige konnten einfach nicht „über ihren architektonischen Schatten springen“. Auch Fritz Hundertwasser mußte wohl lernen, daß man über gewisse Grundsätze der Statik nicht hinwegspringen kann. Ein Trakt, der in der Luft schwebt, das geht nicht. Ich habe auch noch gesagt: Zusätzliche Geldmittel für eine künstlerische Gestaltung werden schon vorhanden sein, aber es gilt der Grundsatz, es muß ein Haus sein, das sich in den Grenzen des sozialen Wohnbaus bewegt. Ich muß das dazusagen, denn mit den heutigen technischen Mitteln kann man natürlich alles machen. Das Guggenheim-Museum in New York widerspricht ja auch den Gesetzen der Statik, wenn man es anschaut. Wenn aber genügend Geld vorhanden ist und es mit Titanium-Stahlbeton errichtet wird, geht alles.

Sch.: Welche Rolle hat da eigentlich Helmut Zilk gespielt? Er sagt, er kennt Hundertwasser auch schon sehr lange, und Joram Harel war auch Manager von Dagmar Koller.

G.: Als das Ganze begann, war Zilk, glaube ich, noch nicht Kulturstadtrat ...

Sch.: Das läßt sich eruieren. Mit Hilfe eines Briefes von Ihnen, ich glaube von 1977, den Harel im goldenen Rahmen aufgehängt hat, ließe sich das sicher feststellen.

G.: Jedenfalls mußte mir Zilk dann als Kulturstadtrat helfen, denn wenn die Bürokratie nicht will, ist es

schwer. Aber wesentlich war, daß die Bauabteilungen sozusagen „zum Wollen“ gebracht wurden.

Sch.: Schön ausgedrückt!

G.: Wobei es auch darum gegangen ist, unter Umständen andere Leute zu finden. Es hat ja keinen Sinn, ständig mit einer Bürgermeisterweisung zu arbeiten. Ich muß ja jemand finden, der bereit ist, mitzutun.

Sch.: *Architekt Peter Pelikan war dann sehr engagiert und wirklich bereit, Hundertwassers Intentionen mitzutragen. Die anderen wollten offenbar eher nicht.*

G.: Sie wollten eher beweisen, daß es gar nicht möglich ist. Es ist ja nicht nur beim Magistrat so, daß es für viele Beamte einfacher ist zu beweisen, daß etwas nicht geht und warum es nicht geht, als herauszufinden, wie es doch geht.

Warum habe ich überhaupt „ja“ gesagt? Mir hat die Idee so gefallen, daß man ein Kunstwerk erleben kann und nicht nur an die Wand hängen, daß man es sozusagen begehen, bewohnen, erleben kann. Daß das ein Touristenanziehungspunkt wird, konnte damals niemand ahnen. Für mich ist es damals einfach darum gegangen, daß man Mieter findet, denen das gefällt. Es hat sich ja dann alles so ergeben, daß plötzlich auch die Handwerker begeistert waren, was sie da mit ihren eigenen Händen schaffen konnten.

Sch.: *Hundertwasser hat stets ein sehr gutes Verhältnis zu den Handwerkern gehabt ...*

G.: Ja, das hat er gehabt. Er ist kein Künstler, „der vom Olymp herniedersteigt“, sondern einer, der in der Vorstadt aufgewachsen ist, am Donaukanal.

Sch.: *Er hat eine sehr menschliche Art.*

*Nun ist das Hundertwasser-Haus also ein Riesenerfolg geworden, und Sie haben großen Anteil daran. Ich habe den Eindruck, daß dieser Stil – es ist ja fast schon ein Stil geworden – sehr viele Menschen emotional anspricht. Auf der anderen Seite gibt es Leute, die ganz massiv dagegen sind, weil sie ein*

*ganz anderes Kunstethos haben, nämlich das der Askese. Kunst soll nicht bunt sein ... Das ist eine sehr typische, soziologisch interessante Kluft, die sich da auftut. Was sagen Sie dazu?*

G.: Ich finde, das zeigt nur, daß Hundertwasser echte Kunst produziert. Ein Kunstwerk, das die Leute gleichgültig läßt, ist ja keines.

Sch.: *Aber Hundertwasser hat nicht nur begeisterte Zustimmung geerntet, sondern, ich würde sagen, auch wirklichen Haß. Das ist doch recht selten und mit ein Grund, weshalb ich diesen Dokumentationsauftrag angenommen habe. Häufig wird Hundertwasser vorgeworfen, er wolle sich mit diesen Architekturaktionen bereichern. Nun habe ich aber sehr häufig, und zwar beim Pfarrer in Bärnbach, bei Professor Samonigg in Graz, bei den Leuten in der Schule in Wittenberg, immer wieder gehört, Hundertwasser hätte gesagt: Das kostet nichts! Was ein Architekt nicht häufig sagen würde. Auch Zilk hat festgestellt, daß Hundertwasser im Zusammenhang mit der Verschönerung der Müllverbrennungsanlage kein Honorar verlangt hat. Wie war das eigentlich beim Gemeindebau, beim ersten Hundertwasser-Haus?*

G.: Ich muß Ihnen ganz offen gestehen, ich weiß es einfach nicht. Ich habe als Bürgermeister den Auftrag gegeben, Hundertwasser hat diesen Auftrag zu bekommen, und ich habe angenommen, daß das normal honoriert wird. Aber ich weiß ehrlich gesagt bis heute nicht, in welcher Höhe das Honorar war. Ich habe mir das gar nicht überlegt, es war ja teilweise ein Architekturauftrag, verbunden mit einem Auftrag zur künstlerischen Gestaltung. Aber ehrlich gesagt, ich kann das nicht beantworten. Im übrigen hätte ich nie erwartet, daß er das gratis macht. Hier ist unsere Gesellschaft schon recht eigentümlich: Wenn ein Künstler während seines Lebens hungert und nach seinem Tod andere daran verdienen, ist es hoch achtbar und anständig. Wenn er aber selbst schon Geld für seine Kunst bekommt, dann wird das

nicht akzeptiert. Es ist eigenartig, aber das gilt für die meisten geistigen Leistungen. Ich meine, niemand würde erwarten, daß jemand aus Liebe zur Stadt Wien gratis im Lainzer Tiergarten Holz hackt oder gratis Häuser verputzt oder reinigt, aber bei künstlerischen oder überhaupt bei intellektuellen Leistungen wird es gern verächtlich gemacht, wenn jemand Geld damit verdient.

Sch.: *Ich habe auch eine kleine Theorie über den Zeitgeistwandel, die möchte ich Ihnen vortragen und fragen, was Sie dazu meinen. Ich hatte den Eindruck, daß in der Ära Kreisky durchaus so etwas wie ein breiter, man kann fast sagen populärer oder populistischer Kulturkonsens bestanden hat. Da sind die Meister des phantastischen Realismus gleichsam „offizielle“ Künstler gewesen, und Hundertwasser hat sein Haus bauen dürfen. Auf der anderen Seite hatte ich den Eindruck, daß es in den späteren achtziger Jahren und frühen neunziger Jahren eine scharfe elitäre Wende gegeben hat, in der eine selbsternannte kulturelle Oberschicht gesagt hat: Weg vom Volkstümlichen, das ist ja kitschig oder spießbürgerlich. Man hat plötzlich den Schrebergarten nicht mehr hochleben lassen, sondern hat in ihm den Hort des Kleinbürgers gesehen. Man hat die populäre Kunst, die vorher durchaus auch von gewissen Teilen der kulturellen Elite anerkannt worden ist, abgewertet und hat gesagt: Das ist Kitsch, das ist kleinbürgerlich, das ist vollkommen überholt. Es hat diese Entwicklung gegeben in Richtung des Aktionismus, zu Nitsch etc. Es wurde modisch, kontroverse Positionen zu vertreten, im Sinne des kulturellen Achtundsechzigertums. Dazu zählt auch Peymann. Es hat ein Klima der kulturellen Kontroverse und der Verächtlichmachung des Kleinbürgers gegeben, der dann auch gleich als faschistoid dargestellt wurde, und da ist auch Hundertwasser ein bißchen, ich will nicht sagen „unter die Räder gekommen“, dazu ist er viel zu populär, aber jedenfalls in den Kreisen der intellektuellen Schichten abgewertet worden, damit auch der „Grün“-Aspekt ...*

G.: Das ist ja nicht nur im Kunstbereich so. Das sind ja auch jene Kreise, die jetzt nicht verstehen, warum nicht alle Österreicher Widerstandskämpfer waren im Jahr 1943 oder 1944.

Sch.: *Ich frage mich bei solchen Leuten oft, ob sie es selbst gewesen wären ...*

G.: Ich möchte gar nicht so boshaft sein, das zu fragen, aber das liegt ja alles auf einer Linie. Es ist im wesentlichen – aber das hat sich jetzt Gott sei Dank schon wieder gebessert – eine Zeitspanne eines scheinelitären Unverständnisses für die Taten und Beweggründe der älteren Generation gewesen. Es war nicht durchgehend ... Zwei, die ich auch sehr mag, und die auf einer ganz anderen Linie sind als Hundertwasser, das sind, ich kann fast sagen, meine Freunde Frohner und Hrdlicka. Sie wurden eigentlich die ganze Zeit anerkannt und jedenfalls nicht bekämpft ...

Sch.: *Aber sie sind am Rande gestanden ...*

G.: Ja, sie sind am Rande gestanden, das ist schon richtig. Aber ich mag beide, weil auch sie engagiert sind.

Sch.: *Das ist auch ein Generationskampf ...*

G.: Ich habe übrigens auch Leherb sehr gemocht. Ich war mit ihm auch fast befreundet, und was mich bei dem Mann fasziniert hat, ist, daß er für die Wiederentdeckung der Fayence-Technik in Faenza sein Leben gegeben hat, denn er ist ja am Blei in seinen Knochen gestorben. Er hat die alte Kachel-Bleimalei in Faenza studiert und sich dort erstens sein Rückgrat ruiniert, weil er monatelange auf einer Stehleiter oder einem Gerüst gestanden ist und weil er über die Bleifarbe soviel Blei in die Knochen bekommen hat, daß er letztendlich daran gestorben ist. Er war mir als Person unglaublich sympathisch, auch sein Stil, oder der Stil des Wolfgang Hutter, den ich auch persönlich mag und in Venedig besucht habe. Ihm bin ich allerdings persönlich weniger nahegestanden, ohne ihn deswegen abzu-

lehnen. Man mag einfach manche Menschen und Dinge mehr und manche weniger.

Sch.: *Es muß doch eine Vielfalt geben. Darum interessiert mich gerade diese ganz konzentrierte Ablehnung, die Hundertwasser entgegenschlägt. Auf der anderen Seite gibt es diese emphatische Zustimmung vieler, sonst gar nicht auf Kunst ansprechbarer Menschen.*

G.: Wir sprachen ja schon über die Generationen. Die Hundertwasser-Gegner, das sind dieselben Leute, die den Ausdruck „political correctness“ aus Amerika übernommen haben, ein Ausdruck, der mich wahnsinnig macht. Man darf keine Worte mit „mann“ verwenden ... Mich macht es auch nervös, wenn ich das Wort „SiegerInnen“ mit dem großen I in der Mitte lesen muß. In Amerika geht es ja noch weiter, die Engländer sind Gott sei Dank noch nicht so weit. Aber der englische Ausdruck für Mensch ist in Amerika bereits verpönt, nicht? „Mankind“ darf man nicht mehr sagen, sondern „Humankind“. Und nicht „German“, sondern „German person“.

Sch.: *Was mich lange schon fasziniert hat und worüber man wenig spricht, ist die „Schwarzmode“. Viele dieser jüngeren Leute, die einem randkünstlerischen Bereich zugeordnet werden können, und viele Architekten gehen immer schwarz gekleidet. Ich finde, sich gelegentlich schwarz anzuziehen, ist ja nicht schlecht. Aber da steckt offenbar eine Lebensphilosophie dahinter. Und als Lebensphilosophie finde ich das schon ein bißchen ungut, geradezu trist. Ich denke auch an die Oper von Lyon, die jetzt innen ganz schwarz ist, und von einem Architekten, der immer in Schwarz geht, nämlich Jean Nouvel, umgestaltet wurde. Das suggeriert nicht gerade Lebensfreude.*

G.: Dieselben Leute, die sich dauernd schwarz kleiden, gehen aber gern demonstrativ bunt ins Burgtheater oder in die Staatsoper.

Sch.: *Das würde ich bezweifeln. Ich glaube, sie gehen immer „schwarz“. Es ist auch sehr praktisch, muß man zugeben.*

G.: Das war eine kleine Bosheit. Ich habe einmal als Nationalratspräsident dem Schauspieler Herbert Fux, als er noch Abgeordneter war, gesagt, ich würde akzeptieren, daß er grundsätzlich möglichst schlampig gekleidet zu den Parlamentssitzungen kommt, wenn ich nicht wüßte, daß er beim Münchner Filmball sehr wohl im Smoking auftritt.

Sch.: *Aber Fux ist doch ein in seiner Art origineller und vitaler Typ, nicht wahr?*

G.: Ihn konnte man vom Präsidium im Parlament aus so „aufziehen“, bei einem anderen wäre das gleich ein furchtbarer Eklat geworden.

Sch.: *Wir kommen ein wenig vom Thema ab. Aber gibt es noch ein Schlußwort, eine zusammenfassende Bemerkung zum Künstler und Menschen Hundertwasser und zu seinem gigantischen Erfolg?*

G.: Also zum Künstler und Menschen ist eigentlich nicht mehr zu sagen, als daß ich es noch immer faszinierend finde, daß der Künstler vom Menschen nicht zu trennen ist. Und wenn er auch mit anderen Initiativen leider keinen Erfolg gehabt hat: Daß jemand nicht nur das Hundertwasser-Haus gebaut und in Amerika Ausstellungen veranstaltet, sondern sich auch für Autokennzeichen engagiert hat, das hat mir imponiert. Zum Erfolg folgendes: Ich gratuliere Hundertwasser zu seinem Erfolg, aber ich sagte schon am Telefon, ich hätte Angst vor allzu vielen „Nachahmungstätern“. Ich meine, einige Hundertwasser-Lichtpunkte sind schön. Sowohl in der Neubaugegend Wiens, als auch in Bärnbach oder bei einer Müllverbrennung. Aber ein Netzwerk von Hundertwasser-Gebäuden wäre auch nicht das Richtige.

Sch.: *Sollte man nicht die Botschaft ein wenig anders aufnehmen und sagen: Die Menschen fühlen sich wohler mit bunteren Bauten, mit ein bißchen Verspieltheit, vielleicht auch mit ein wenig Ornament? Gibt es vielleicht so etwas wie ein Menschenrecht auf Kitsch, um es hart auszudrücken?*

G.: Ja, das hat Hundertwasser auch vertreten, das Menschenrecht auf Gartenzwerge. Ein Recht auf mehr Buntheit und mehr Verspieltheit halte ich für vollkommen richtig. Es müßten sich in der Architektur eben andere auch trauen. Ich will jetzt niemand abwerten, aber solange Architekturleistungen etwa im schulischen Bereich einen Preis bekommen, die zwar wunderschön anzusehen sind, aber worin sich Kinder nicht wohlfühlen ...

Sch.: *Es gibt einen Architekten, ich will seinen Namen nicht nennen, der einen Kindergarten entworfen hat, in dem die Farbe schwarz dominiert.*

G.: Ich gebe Ihnen vollkommen recht. Wenn die Botschaft lautet „nicht lauter Hundertwasser“, sondern „Architekten denkt daran, daß die Menschen, besonders die Kinder, auch Freude an der Verspieltheit und Freude an der Farbe haben“, dann wäre es gut.

## JORAM HAREL

Interview mit Joram Harel am 6.7.1998

Sch.: *Joram Harel, Sie gelten als Friedensreich Hundertwassers wichtiger „Mann im Hintergrund“. Viele meinen, Hundertwasser hätte ohne Sie nie diese enorme Breitenwirkung gehabt. Wie sehen Sie aus der Warte des Managers Hundertwassers Engagement in Sachen Architektur?*

H.: Zuerst muß ich ein wenig korrigieren: Ich habe mit Hundertwassers Breitenwirkung, glaube ich, nicht viel zu tun. Die Tatsache, daß wir mit ihm zusammenarbeiten, die Organisation, eine Dienstleistungsstelle bieten, bringt Hundertwasser den Vorteil, daß er ein aktives Zentrum hat, das immer tätig ist, auch dann, wenn er im Ausland ist. Ich bin sozusagen sein verlängerter Arm. Aber seine künstlerische Wirkung beruht vor allem auf der Qualität seines Werks.

Sch.: *Seit wann arbeiten Sie mit Hundertwasser zusammen?*

H.: Seit 1972.

Sch.: *Und wie verstehen Sie dabei Ihre Tätigkeit?*

H.: Ich sehe mich als „Türöffner“, als „Umsetzer“, eigentlich als „Geburtshelfer“. Die Breitenwirkung kommt aus dem Wirken Hundertwassers. Man kann à la long nichts „verkaufen“, was nicht von sich aus Anklang findet.

Sch.: *In Hundertwasser-kritischen Kreisen hält sich allerdings hartnäckig die Mythologie, daß die Menschen nur zu den Bauten hinkommen, weil sie „vom Reisebüro vermittelt werden“. Viele – auch gescheite Leute – pflegen diese höchst eigenartige Vorstellung: Wenn ein Reisebüro auf einen Programmpunkt seiner üblichen Bustour schlechte Reaktionen bekommt, ist es ja schon aus Gewinnrücksichten gut beraten, ihn das nächste Mal zu eliminieren ...*

H.: Eben. Und somit disqualifiziert sich diese absurde Behauptung von selbst.

Sch.: *Nun vielleicht zu Ihrer persönlichen Sicht von „Hundertwasser und die Architektur“.*

H.: Ich bin zwar nicht berufen, Hundertwasser offiziell zu würdigen, aber privat bin ich natürlich voll eingenommen und total überzeugt von seinen Anliegen. Ein Mensch kann nichts Erfolgreiches tun im Leben, wenn er nicht davon überzeugt ist. Ich kann allerdings sagen, daß ich Hundertwasser oft nicht sofort verstanden habe. Als er mir zum Beispiel seinen Einsatz für die Humustoilette erklärte und diese unbedingt in die Museums-Weltwanderungsausstellung, die ich organisiert hatte, integrieren wollte. Auch gegenüber dem Konzept des Baummieters war ich anfangs etwas skeptisch. Oft wenn Hundertwasser eine Meinung äußert, bin ich zunächst perplex und unsicher. Es stellt sich aber im nachhinein immer heraus, daß sie sich als richtig und wichtig erweist.

Sch.: *Ihr buntes, grünes Büro mit den vielen Pflanzen, dem Springbrunnen und, wie ich sehe, sogar mit einigen der von Hundertwasser so geliebten Gartenzwerge, weist Sie auch als praktischen Anhänger seiner Lebensphilosophie aus ... Nun aber zum ersten Hundertwasser-Haus in der Löwengasse. Das war ja kein leichter Weg bis zur Realisierung. Wie haben Sie das erlebt?*

H.: Wir haben mit Architekturmodellen angefangen, um Hundertwassers Gedanken plastisch zu machen. Pläne lesen können ja nur Fachleute, aber Modelle sind allgemein verständlich, jeder Mensch hat hier Zugang.

Sch.: *Nicht umsonst hat man schon in der Renaissance viel mit Modellen gearbeitet.*

H.: Auf diese Weise hat Hundertwasser seine Thesen zur Architektur begreifbar gemacht. Hundertwasser hat immer gesagt, daß er die verborgenen Sehnsüchte der Menschen erkennt und ausdrücken kann. Er hat ja überhaupt etwas Prophetisches in sich, im Sinne des Biblischen. Nun hat er damals als ersten Schritt das Anliegen formuliert: „Alles, was waagrecht ist unter freiem Himmel, gehört der Natur und die Senkrechte dem Menschen“. Seine ersten Modelle waren daher nur der Begründung und Bewaldung der Dächer gewidmet. Das war sein Hauptanliegen. Diese ersten Modelle waren ein Teil der Museums-Wanderausstellung, die ich damals organisiert habe und die ab 1975 um die Welt gegangen ist. Die zweite Phase war, daß Hundertwasser meinte: „Ich müßte jetzt eigentlich etwas bauen“. Es haben ihm nämlich viele Architekten vorgeworfen, daß er in der Theorie recht hat, aber daß seine Ideen praktisch nicht umsetzbar seien. Hundertwasser hat ja viele Vorträge gehalten, auch vor Architekten, in Amerika, in Frankreich, in Deutschland. Viele Architekten wollten ihn hören, und fast alle haben ihm recht gegeben, solange er nichts praktisch umgesetzt hat. Dabei hat er sich sehr extrem und provokant ausgedrückt. Er hat die Architekten etwa mit Kriegsverbrechern verglichen, die gegen besseres Wissen und Gewissen tätig sind und sich auf „Befehlsnotstand“ berufen. Das hat er nicht erfunden, denn die Architekten haben immer gesagt: „Hundertwasser, wir sind mit dir einverstanden. Was du willst, fühlen und wollen wir auch“. Ich habe auch gelesen, daß verschiedene Architekten das Verschimmelungsmanifest großartig fanden. Aber sie sagten, künstlerisch, menschengerecht und individuell zu bauen, sei zu teuer, man müßte auch andere Baugesetze haben. Es hieß: „Wir als Architekten müssen von unseren Aufträgen leben, und es sind die Bauherren, die uns vorschreiben, nur 2,50 Meter hoch und mit Gipsplatten oder Fertigteilen zu bauen. Wenn nicht ich es mache, macht es eben ein anderer Architekt“. Oder: „Für ordentliches Grün auf dem Dach braucht man eine starke Decke, und

da sparen die Bauherren eben gern“, usw. Daraufhin hat Hundertwasser gesagt, diese Rechtfertigung hatten auch Kriegsverbrecher.

Und einmal, in Brasilien, ich erinnere mich noch genau, hat Hundertwasser zu mir gesagt: „Ich muß jetzt beweisen, daß all das, was die Architekten sagen, faule Ausreden sind“. Und: „Jeder Mensch, jeder Bauarbeiter ist kreativ, aber der Bauarbeiter wurde degradiert zum verlängerten Arm der Maschine und hat seine Berufsehre verloren. Wenn er sie zurückbekommt, wird er vielleicht sogar noch schneller ein Haus bauen können als in zwei Jahren“.

Meine Aufgabe war es nun, danach zu sehen, daß Hundertwasser wirklich ein Haus bauen darf. Wir haben im übrigen lange besprochen, daß das nicht irgendeine Privatvilla eines reichen Menschen sein dürfe, sondern ein sozialer Wohnungsbau. Denn sonst könnten ja die Architekten sagen, sicher, er hat Geld und kann Dir alle Möglichkeiten bieten. Wir wollten daher einen Gemeindebau, für dessen Bau Steuergelder aufgewendet werden und bei dem genau festgelegt ist, wieviel ein Quadratmeter kosten darf. Anlässlich Hundertwassers 50. Geburtstages hat dann der Wiener Bürgermeister, Leopold Gratz, Hundertwasser im Namen der Stadt Wien eingeladen, ein Haus nach seinen Vorstellungen eines natur- und menschengerechteren Wohnens zu realisieren. Aber das war ein langer Weg, und die Beamten haben diesen Auftrag zunächst nicht ernst genommen. Sie haben gedacht, das ist ein Witz. Da habe ich auch sehr gekämpft, sogar als Hundertwasser selbst irgendwann einmal resignierend meinte, er wäre eigentlich müde und wollte niemand zwangsbeglücken.

Sch.: *Wo, glauben Sie, lagen die größten Widerstände?*

H.: Die größten Widerstände lagen zuerst einmal in der mit dem Bau befaßten Stadt Wien, beim Planungsrat und bei den Magistratsabteilungen, die damit zu tun hatten. Ich kann Ihnen eine Anekdote erzählen: Es war nach etwa drei Jahren, alles

schien in Ordnung, es gab schon Pläne – mit Krawina noch. Und dann war da so eine Sitzung, in der alle Magistratsabteilungen vertreten waren – da hat plötzlich jeder gesagt: Nein, das kann ich nicht unterschreiben! Der eine hat gesagt: das Baugesetz schreibt 18 Meter Maximalhöhe vor, und das ist 18,73 Meter. Der andere hat gesagt: hier muß das Trottoir 2,70 Meter breit sein, aber es ist nur 2,48 Meter usw. Der dritte hat erklärt: Außerdem stimmt der Lichteinfall nicht. Jeder hat also erklärt, warum etwas nicht geht. Dann hat sich aber der Bürgermeister zu Wort gemeldet, das war damals Gratz, und er hat gesagt: „Ich möchte hier festhalten, daß wir diesmal zuerst agieren und dann diskutieren wollen. Normalerweise macht man immer Gutachten und zerredet ein Projekt. Hier in diesem Fall haben wir uns entschlossen, ein Pilotprojekt von Meister Hundertwasser durchzuziehen. Der erste Volkswagen war auch teurer, hat auch länger gedauert, und es gab viel mehr Probleme als später, als er in Serie ging. Und daher haben wir diese gute und schöne Aufgabe, das erste Pilotprojekt für ein natur- und menschengerechteres Haus zu bauen. Hundertwasser ist Künstler, und wir wollen ein Hundertwasser-Haus haben. Daher bitte ich Euch, mir nicht zu erklären, warum etwas nicht geht, sondern es so zu machen, daß es geht. Sollte es Gesetze geben, die es euch nicht erlauben, dann werden wir die Gesetze novellieren. Wir novellieren Gesetze ja in jeder Gemeinderatssitzung. Gesetze sind dazu da, um novelliert zu werden“.

Das war außerordentlich hilfreich. Hundertwassers Wunsch war es, ohne jede Sonderbewilligung zu bauen, und das hat er auch stets geschafft. Aber von diesem Tag und von dieser wirklich sehr heftigen Ansprache des Bürgermeisters an war der magistratsinterne Widerstand gebrochen.

Sch.: War Zilk bei dieser Besprechung auch schon dabei?

H.: Nein, Zilk war damals, soweit ich weiß, noch Unterrichtsminister.

Sch.: Man hatte das Projekt Hundertwasserhaus magistratsintern zunächst „sterben“ lassen wollen.

H.: Ja. Das habe ich bemerkt. Und da bin ich persönlich zu Gratz gegangen und habe gesagt: „So, Herr Bürgermeister, geht das nicht. Bitte geben Sie mir eine Bezugsperson, und die soll mit allen Abteilungen reden. Eine, die ihre Sprache spricht, denn ich bin dazu nicht geeignet.“ Und da hat mich Gratz an den sehr mächtigen Magistratsdirektor Bandion verwiesen. Zweimal hat der sich einmischen müssen, und dann ging es.

Sch.: Also, Bandion war der Mann, der Ihnen praktisch die Wege im Magistrat geebnet hat.

H.: Ja, aber er mußte sich gar nicht viel einsetzen, es genügte, daß er da war.

Sch.: Ihre Vorstellung, daß es ein Gemeindebau sein sollte, der auch nach den Bestimmungen und mit den Kosten der Gemeindebauten errichtet werden sollte, war ja nicht ganz realisierbar. Das wurde zum Argument für die Hundertwasser-Gegner. Krier hat im Interview für diese Dokumentation sehr deutlich gemacht, was ihn sehr geärgert hat: Er hat damals etwa einen gleichgroßen Gemeindebau gestaltet, hat aber weniger als die Hälfte Geld dafür zur Verfügung gehabt. Wie sehen Sie das?

H.: Ob er weniger als die Hälfte Geld gehabt hat, bezweifle ich, denn da wird nicht gezaubert, und Hundertwasser kann nicht Geld verschwenden, nur weil er Hundertwasser heißt.

Sch.: Es wurden aber immer etwa achtzig Millionen für das Hundertwasser-Haus erwähnt, für vergleichbare Häuser eben erheblich weniger.

H.: Vielleicht maximal dreißig Prozent weniger. Und diese dreißig Prozent, die das Haus mehr gekostet hat als ein in Kubatur gleichwertiges, liegen an keiner künstlerischen Extravaganz. Es lag daran, daß Hundertwasser volle Holzfenster verlangt hat, und zwar dreizehn verschiedene Fenstertypen, keine Fertigfenster. Es lag daran, daß man das gesamte Dach

bewaldet hat und daß es ein Ziegelbau ist etc. Auch die Keramiksäulen kosten etwas mehr. Aber das Hundertwasser-Haus ist in Wirklichkeit viel billiger, wenn man die Folgekosten der Erhaltung rechnet.

Sch.: Aber die Stützen und Träger mußten natürlich Beton sein, und das ist ja auch einer der klassischen Vorwürfe, daß da sehr viel Beton im Haus verwendet worden sei. Hundertwasser hat allerdings, soweit ich weiß, immer gesagt, wenn ich dafür Grün auf dem Dach habe, akzeptiere ich auch Beton.

H.: Hundertwasser war nie gegen Beton. Er ist überzeugt davon, daß die Technik dazu da ist, um uns zu dienen. Er prangert es an, wenn wir Sklaven der Technik werden. Wenn wir computergerecht Formulare ausfüllen müssen, weil der Computer sie sonst nicht lesen kann, dann ist er dagegen. Ich wiederhole nochmals: Beton nutzt er, wo er Tragfunktion hat, wo er statisch notwendig ist. Dort aber, wo der Mensch sich bewegt und geht, vom Fußboden bis zur Decke, ringsherum, da ist nicht ein Gramm Beton. Putz ist da, aber alles andere sind Ziegel. Aber es hat nicht geholfen, noch während der Bauzeit, als man Fotos vom Rohbau und den Ziegelwänden machen konnte, haben Zeitungen hier in Wien geschrieben: „Betonburg“, „Hundertwasser baut mit Beton, predigt Wasser und trinkt Wein“, usw.

Sch.: Warum diese Verdrehungen, man kann schon sagen: dieser Haß?

H.: Ich bin kein Psychologe, aber ich weiß: In dem Moment, als ein Künstler im Ausland Erfolg hatte, wurde er hier in Österreich immer noch aus Neid attackiert. Das kann man nachlesen, das war immer so. Besonders in Wien herrscht das Mittelmaß, und die Leute hier sind organisiert. Es gibt die Kammern, die Vereinigungen, und das sind die, die am meisten opponieren. Was die Journalisten betrifft und die Reporter, die schreiben, man solle nicht pauschal verurteilen: Die meisten vertreten keine eigene Meinung, sie gehen sozusagen mit der Mode. Und in

manchen Kreisen ist es Mode geworden, Hundertwasser zu beschimpfen. Wenn einer sagt, Hundertwasser ist Kitsch, dann wiederholen das sofort alle Reporter, die keine eigene Meinung haben, sondern im Trend mitschwimmen wollen. Das gibt es heute auf vielen Gebieten. Es gibt wenige Leute, die ein Rückgrat haben, die zu etwas stehen und ihre eigene Meinung vertreten. Auch nicht im Theater: Schauen Sie, was Peymann hier geschehen ist! Das ist ein Mensch, der weiß, was er will, er tut es und übernimmt die Verantwortung dafür.

Sch.: Es gibt vielleicht diesen lokalen Aspekt, aber es gibt ja schon auch den umfassenden Gesichtspunkt, daß bestimmte Milieus in der Architekturszene Hundertwasser sehr negativ gegenüberstehen. Das trifft durchaus auch für Deutschland zu. Da wird regelmäßig argumentiert damit, was Hundertwasser wolle, sei „Lüge“, „Behübschung“, „Vorspiegelung falscher Tatsachen“, „unzeitgemäß“, „vergangenheitsseelig“ und ähnliches.

H.: Das stimmt nicht. In der Bundesrepublik ist man viel sachlicher und objektiver. Nichts ist bei diesen Häusern vorgespiegelt. Ich kenne diese Vorwürfe: Alles sei krumm, Dekoration, potemkinsche Dörfer ... das ist alles mit den Tatsachen unvereinbar. Als die Diskussion in Griffen stattfand, hat man gesagt, das ist keine Architektur. Ich habe gefragt, warum? Ja, wurde mir geantwortet, man sieht nicht die Form des Baus und seine Funktion. Es ist überall ein Hügel drüber, alles Grün, man glaubt, es ist Natur, das sei Vortäuschung. Was soll man darauf sagen? Sind Sie kein Mensch, weil Sie einen Anzug anhaben und er Ihren wirklichen Körper verbirgt? Sie haben da vielleicht Kissen im Sacko, die machen Ihre Schultern breiter, und das ist eine Lüge, Sie verstellen sich. Ist das nicht lächerlich?

Sch.: Ich habe einmal ganz ähnlich argumentiert wie vorhin Sie, nämlich, daß dieser Lüge-Vorwurf ja eigentlich auch den Zahnersatz betreffen müßte und die Menschen daher keine „echt aussehenden“ drit-

ten Zähne haben dürfen. Das heißt, sie dürften allenfalls blaue oder grüne oder andersfarbige Zähne haben, aber keine weißen, denn auch das wäre sonst Vorspiegelung falscher Tatsachen, Lüge und Behübschung. Aber unter den Architekturmoralisten gelten hier offensichtlich strengere Gesetze als bei den Zahnärzten. Und es scheint hier strikte Gruppennormen zu geben.

H.: Genau – und Hundertwasser ist der Außenseiter, der diese Gruppennormen herausfordert. Noch dazu ist Hundertwasser kein Architekt, und Hundertwasser-Architektur ist vom Gesichtspunkt eines Architekten wahrscheinlich wirklich nicht erlaubt. Das sind keine bedeutenden architektonischen Raumfolgen und Strukturen, das ist absolutes, brauchbares Mittelmaß. Hundertwasser hat keinen künstlerischen Zugang zu seinen Gebäuden, im Sinne, wie er ein Bild malt oder eine Grafik machen würde. Wenn dort Farbe ist, kommt das von den Materialien, kommt es von der Individualisierung eines Baus mit vielen Wohnungen oder was immer. Hundertwassers Bauen hatte nie künstlerischen Anspruch. Der Erfolg Hundertwassers, der riesige Zulauf beruht nicht auf seiner bescheidenen Architektur, nicht in dem Null-Komma-Josef von Kunst der Gestaltung. Es ist der realisierte Ausdruck seiner Philosophie, seines Anliegens, der die Leute begeistert. Die meisten Menschen, die Hundertwasser-Architektur bestaunen und schauen, haben ja keine Ahnung, wer Hundertwasser ist. Ich war im Hundertwasser-Haus, als ein Bus mit Touristen kam und eine Frau gefragt hat: „Aber wo sind die hundert Wasser? Wo kommen die hundert Quellen heraus?“ Sie wissen überhaupt nicht, wer Hundertwasser ist. Es ist auch nicht sein Name und sein Ruf, sondern eben die Tatsache, daß seine Bauten sichtbare Manifeste gegen die menschenabweisende, kalte, seelenlose Architektur sind, die die Menschen bedrückt. Sie kennen alle diese Bauhaus-Architektur. Ich habe immer gesagt, das Bauhaus hatte eine gute Absicht. Aber Sie wissen, das Gegenteil von gut ist gut

gemeint. Was als einfach und kostengünstig und demokratisch gedacht war, ist inhuman und steril geworden. Auf der Strecke geblieben ist die Sehnsucht der Menschen nach Vielfalt und Buntheit, nach organischen Formen anstelle der geraden Linien, nach Harmonie mit der Natur. Jeder Mensch hat Blumentöpfe zu Hause und Pflanzen, liebt etwas Farbe, will nicht alles grau haben, nicht alles eintönig uniformiert. Der unebene Fußboden, das Grün, die goldenen Kugeln machen begreifbar, was Hundertwasser in seinen Manifesten geschrieben hat.

Sch.: Hier spricht der Mann mit dem bunten und grünen Büro. Andere freilich lieben es, in leeren, weißen, von Chrom, Stahl und Beton geprägten Räumlichkeiten zu residieren ... Aber zurück zum Thema Politik: Gratz und Zilk haben Hundertwasser in Wien sehr unterstützt. Wie steht es aber heute?

H.: Gratz und Zilk haben den Wert und die Bedeutung Hundertwassers für die Stadt Wien erkannt. Das Hundertwasser-Haus wurde aber manchen bald geradezu peinlich. Der große Erfolg hat sich natürlich so ausgewirkt, daß Interessengruppen, besonders jene der Architekten sich darüber beschwert haben, daß die Stadt Wien hier einen derartigen „Kitsch“ fördert, sie solle sich dafür schämen. Es gibt heute geradezu Tendenzen zur „Kindesweglegung“. Wenn ein Brunnen kaputt ist, will keiner für die Reparatur zuständig sein. Die Telefonzellen hat Hundertwasser seinerzeit von seinem eigenen Geld gekauft, in England, weil er diese haben wollte anstelle der häßlichen österreichischen Post-Telefonzellen. Heute ist niemand da, der sie repariert. Bis heute reparieren wir das selbst auf eigene Kosten, denn wenn beispielsweise ein Glas kaputt geht, hat die Post nur Normglas zur Verfügung. Der große Erfolg wird Hundertwasser sogar zum Vorwurf gemacht. Im dritten Bezirk hat die Opposition etwa einen Beschluß durchgesetzt, daß das Haus ein Störfaktor des Lebens der Bezirksbewohner ist und Hundertwasser deshalb im dritten Bezirk nichts mehr bauen soll.

Nochmals: Hundertwasser hat immer gehofft, daß er den Architekten Anregungen geben kann. Die Architekten, die keine potemkinschen Dörfer bauen, die nicht Scheinarchitektur machen, sollten kommen und beweisen, wie man es besser und menschlicher macht. Hundertwasser hat gedacht, seine Herausforderung wird sofort greifen. Ich habe dagegen immer gesagt, das ist vegetativ, das dauert lange. Aber Hundertwasser hat einen Beitrag zum Architekturbewußtsein geleistet.

Erst als Hundertwasser begonnen hat zu bauen, in den achtziger Jahren, wurde Architektur in den österreichischen Tageszeitungen permanent zu einem Thema. Daß man über Architektur auf den Kulturseiten so viel und so oft schreibt, ist auch zum Teil sein Verdienst. Hundertwasser hat auch für mehr Grün in Wien gekämpft. Er hat beispielsweise 1980 mit der „Kronen-Zeitung“ die Aktion „Mehr Grün für Wien“ gestartet. Auf einem Haus ist damals wilder Wein gewachsen, und da wurde von einer Wohnbaugesellschaft befohlen, das Grün wegzunehmen. Und Hundertwasser hat gesagt, nein, ich verteidige das bis zum Obersten Gerichtshof und hat den Mieter in seinem Kampf finanziell unterstützt. Dann kam ein Exekutionskommando und hat das schöne Veitschi abgeschnitten. Wir haben für den Mieter Anwälte genommen, haben aber letztlich verloren. Hundertwasser hat daraufhin aber der Naturschutzjugend um 10.000 Schilling Veitschi gekauft. Sie sollte überall in Wien, wo graue Fassaden sind, zum Beispiel bei Parkhäusern, dieses Veitschi pflanzen. Wir haben sogar Meißel und Hämmer gekauft, sie sollten ein Loch in den Asphalt schlagen und das Veitschi einpflanzen. Auch wenn die Hälfte eingeht, ein Teil würde bleiben.

Sch.: Die populäre „Grünmode“ der siebziger und frühen achtziger Jahre hat allerdings nachgelassen. Um 1990 wurde dann in den Medien gerne die „kristalline Metropolenarchitektur“ gelobt, und die Bäume und Blumen in den Fußgängerzonen wur-

den als kleinbürgerlich verunglimpft. Zum Teil haben sogar dieselben Politiker, die sich um 1975 beim Baumpflanzen haben fotografieren lassen, 15 Jahre später das Gegenteil vertreten.

H.: Trotzdem wissen die Politiker, daß die Mehrzahl der Leute mehr Grün in der Stadt wollen. Heutzutage gibt es Aktionen wie „Wien trägt Grün“, und man verteilt einmal im Jahr umsonst Pflanzen zur Begrünung der Höfe. Alles braucht Zeit, aber es gibt auch Rückschläge. Ein langsames Umdenken ist im Kommen. Hundertwasser wollte Signale setzen, wollte provozieren, damit die Architekten etwas Vernünftigeres tun – er ist selbst ja kein Architekt, er will das gar nicht machen.

Sch.: Es gibt aber doch auch aktuelle Architekturprojekte Hundertwassers. Ich glaube, es gibt relativ viele solche Vorhaben, die an ihn herangetragen werden. Wie geht das im Detail vor sich, wie wird die Auswahl getroffen?

H.: Hundertwasser ist Maler, er ist kein Architekt. Für ihn ist Architektur etwas Komplexes. Wenn man baut, muß man mit so vielen Leuten, mit so vielen Behörden, mit so vielen Gesetzen arbeiten, und das ist für einen, der gewohnt ist, allein zu arbeiten, eine Belastung. Hundertwasser will kein Architekt sein. Für Hundertwasser ist in seinem Leben immer seine innere Überzeugung und sein Anliegen maßgeblich. Und sein Anliegen in der Architektur war, zu beweisen, vorzuleben, daß man mit Kreativität natur- und menschengerechter bauen kann, ohne die gerade Linie im Sinne eines Lineals, ohne entscheidende Mehrkosten, ohne längeren Zeitaufwand und ohne daß man dafür spezielle ausführende Künstler braucht. Er wurde quasi gezwungen zu bauen, um all dies zu beweisen.

Die Mosaiken stammen von den Fliesenlegern und Maurern, nicht von Hundertwasser. Das ist bei jedem seiner Projekte so. Die Bauarbeiter dürfen ihre individuelle Kreativität einbringen. Hundertwasser interessiert Architektur nur dann, wenn er

sich damit nicht wiederholt und wenn er damit wiederum ein Signal, eine Provokation, ein weiteres Beispiel setzen kann. Ob das ein Industriegebäude ist oder eine Wohnanlage. Er versucht eben Projekte zu verwirklichen, die eine Vorbildwirkung haben können und seinem Glauben einer natur- und menschengerechteren Architektur entsprechen. Und nur dieses Anliegen interessiert ihn.

Sch.: *Wie geht nun die Auswahl der Projekte vor sich?*

H.: Natürlich bekommen wir sehr viele Angebote. Von der wirtschaftlichen Seite her wird von den Projektwerbern oft an den Tourismus, an Umwegrentabilität gedacht. Entscheidend ist aber Hundertwasser, und er hat andere Kriterien.

Meine Aufgabe bei der Sache ist es, darauf zu schauen, daß es ein realisierbares Projekt ist. Hundertwasser soll nicht für die Schublade arbeiten. Die kostbarste Ressource, die ein Mensch hat, ist Zeit.

Sch.: *Mir ist aufgefallen, es gibt jetzt große aktuelle Projekte in Japan, es gibt viele Projekte in Deutschland, aber in Amerika gibt es wenige. Dabei könnte ich mir vorstellen, daß gerade dort durchaus realisierbare, große, allerdings wahrscheinlich sehr kommerzielle Projekte zu machen wären. Stehen Sie da irgendwie „auf der Bremse“, machen Sie das bewußt, daß es nicht zu viele Hundertwasser-Objekte auf der ganzen Welt gibt?*

H.: Nochmals: Hundertwasser will keine Architektur machen, er ist kein Architekt. Er will in Neuseeland sitzen, malen und unterm Baum liegen und träumen. Für ihn ist das Bauen zwar keine Strafe, aber im Grunde genommen eine Belastung. Von Amerika hatten und haben wir mehrere Angebote, nur waren diese Angebote häufig so groß, daß wir dorthin hätten übersiedeln müssen, ich oder er, zumindest für ein Jahr, um das wirklich verantwortungsvoll abzuwickeln, wie Hundertwasser das eben macht. Und dazu war die Priorität nicht hoch genug. Jetzt sind ein paar Projekte vorhanden, die sind etwas greifbarer und einfacher. Hundertwasser hat sich in den

letzten zehn bis fünfzehn Jahren viel mit Architektur beschäftigt, aber wir achten jetzt darauf, daß er zur Malerei zurück kommt und zu seinem Lebensrhythmus.

Sch.: *Glauben Sie, daß es zu seinem 70. Geburtstag eine Umkehr in der Mediengunst geben könnte? Oder wird da wieder ein großer Kübel Hämme und Spott ausgegossen werden?*

H.: Ich glaube persönlich, daß diese ganze Kritik und die öffentlichen Stellungnahmen von gewissen Architekten, Politikern und Journalisten total bedeutungslos sind für das, was man tut und woran man glaubt. Wichtig ist, was man tut, was davon bleibt, was wirkt. Hundertwasser hat nie auf gute Kritiken geschielt, sondern immer das getan, von dem er überzeugt war. Und das hat dann die Gegenliebe der Menschen gefunden. Im Endeffekt ist jeder Mensch, der seine Träume verwirklicht, sehr glücklich. Der Erfolg läßt sich aber nicht an einer guten Kritik messen oder an der Akzeptanz von Architekten oder einer Clique, sondern er läßt sich daran messen, ob die Leute, für die man tätig ist, es zu schätzen wissen. Natürlich gibt es sehr viele Klischees, vorgefaßte Meinungen und besonders Vorurteile über Hundertwasser, aber die haben mit einem Lebensabschnitt nichts zu tun. Vorurteile fallen nicht, weil man siebzig Jahre wird. Hundertwasser versucht, seinen Weg zu gehen. Immer ist er seinen Weg gegangen, mit Überzeugung, ohne Kompromisse, ohne Rücksicht auf die Kritiker, ohne Rücksicht auf Verluste und schon gar nicht auf selbsternannte sogenannte Sachverständige. Ein Schlüsselsatz, den mir ein sehr bekannter Kunsthistoriker, Pierre Restany, gesagt hat, ist: Hundertwasser ist ein Einzelgänger. Den kann man nirgends einordnen. Seine Schwäche ist gleichzeitig seine Stärke. Er hat eine eigene Laufbahn. Hundertwasser war immer ein Außenseiter, ein Vorläufer. Der Erfolg von Hundertwasser war und ist immer gegeben durch die Gegenliebe der Menschen und die Akzeptanz dessen, was er gemacht hat. Die offi-

ziellen Repräsentanten haben es zumeist nicht sofort erkannt, aber Sie wissen, wahre Kunst wirkt in den Dimensionen der Ewigkeit. Natürlich freuen Hundertwasser gute Kritiken und schlechte ärgern ihn. Solche Dinge sind ihm nicht egal, aber sie beeinflussen nicht sein Tun. Er ist ein Künstler, der seinen Weg ohne die Kritiker gemacht hat und ohne die Museumsdirektoren, und das ist ein ungewöhnlicher Weg.

Sch.: *Es hat aber schon eine Phase gegeben, in der Hundertwasser und auch die „phantastischen Realisten“ von der Kunstkritik akzeptiert worden sind. Das war eine, für mich, historisch gesehen, etwas kultur-„populistische“ Phase. Damals waren Leute wie Hans Muschik wesentliche Kritiker, so zwischen 1960 und 1975, die durchaus eine „Verbindung mit den Massen“ gesucht haben. Damals hat an diesen Künstlern also nicht so „gestört“, daß sie eine Breitenwirkung hatten, und sie wurden auch, wie Hundertwasser, Akademieprofessoren ... Es ist aber dann, glaube ich, speziell in den ausgehenden achtziger Jahren zu einer ganz starken Tendenz gekommen, den „Normalverbraucher“ als Spießbürger zu verunglimpfen. Die Kunstkritik hat die Wiener Aktionisten hochgejubelt, Nitsch, Mühl, etc., auch in der Architektur ist die elitäre 68er-Provokation großgeworden. Erst dann ist Hundertwasser, so wie die phantastischen Realisten, auch wegen seiner Breitenwirkung vollkommen diskreditiert worden.*

H.: Ich sehe das nicht so. Hundertwasser hat stets fast nur schlechte Kritiken gehabt. Er wurde immer als ein Außenseiter angesehen. Andererseits war er, im Gegensatz zur „Wiener Schule des phantastischen Realismus“, viel internationaler. Er hat viel mehr im Ausland gelebt und ausgestellt.

Sch.: *Vielleicht noch ein abschließendes Wort zur Zusammenarbeit mit den beteiligten Architekten.*

H.: Zuerst einmal: Ich bestimme nicht, ob ein Projekt angenommen wird, das tut allein Hundertwasser. Natürlich übe ich eine gewisse Vorselektion bei Pro-

jekten aus, von denen ich weiß, daß sie nicht in Frage kommen. Da muß ich nicht Hundertwasser fragen. Bei den vielen Angeboten und Anfragen von Interessenten und in Anbetracht der Hundertwasser zur Verfügung stehenden Zeit müssen Prioritäten gesetzt werden. Natürlich bin ich auch derjenige, der darauf achtet, daß die Sache realistisch und realisierbar ist. Hundertwasser allein aber entscheidet über Architekturprojekte und darüber, ob er einen Beitrag leisten kann, der seinen Anliegen dient. Er beschäftigt sich eingehend und ausschließlich mit einem Projekt. Ideen reifen, es folgen Skizzen. Sowie er das Projekt konzipiert hat, beauftragt er den Architekten, dieses planmäßig umzusetzen. Hundertwasser begleitet sodann den ganzen Planungsprozeß, verfeinert, verbessert, korrigiert das Konzept und entwickelt es weiter, bis er den Vorentwurf freigibt. So geht es weiter bis zur Fertigstellung. Wenn Hundertwasser zum Beispiel ein Projekt mit Architekt Pelikan realisiert – und mit Pelikan verbindet uns eine fast zwanzigjährige Zusammenarbeit – dann geht die Kommunikation schneller und einfacher als mit neuen Architekten, mit denen er zum ersten Mal zusammenarbeitet. Aber es ist egal, welcher Architekt herangezogen wird, sofern dieser Architekt bereit ist, als ausführendes Organ die Ideen Hundertwassers zu realisieren. Hundertwasser begleitet diese Entwicklung von der ersten Zeichnung bis zum Vorentwurf und vom Vorentwurf bis zum Entwurf. Er ändert in jeder Phase und ist hundertprozentig involviert, damit das geschieht, was er architektonisch und künstlerisch vorhat. Der Architekt andererseits kommt dort total zur Geltung, wo Hundertwasser sich weniger einmischte. Und das ist die Planung der funktionellen Aspekte: wo die Naßgruppen sind, wo eine Tür ist oder die Treppen, etc.

Sch.: *Wie die Wege zu den Garagen sind ...*

H.: Ja, das ist alles Verdienst des Architekten. Hundertwasser beschäftigt sich dann erst wieder mit der Gestaltung. Hundertwasser glaubt übrigens, daß

Peter Pelikan einer der begabtesten Architekten ist, mit einem phantastischen Sinn für Volumina. Wenn einer sagt, ich will 300 Apartments haben, mit zwei Geschäften und einem Swimmingpool und habe 3.000 m<sup>2</sup> dafür, bringt Pelikan das fast auf Anhieb, vom Gefühl her, sofort in diesen Rahmen, in diese Form. Und natürlich hat er durch diese langjährige Zusammenarbeit „Hundertwasserliches“ in sich aufgenommen. Ich glaube, Pelikan kann nicht mehr ganz Pelikan sein. Ich denke, was immer er macht, er wird dabei immer ein wenig Hundertwasser sein. Er hat das so intus ...

*Sch.: Er ist sozusagen das Alter ego von Hundertwasser geworden ...*

H.: Ich will das anders ausdrücken: Es gibt keinen Menschen, der mit Hundertwasser gearbeitet hat – ob es ein Bauarbeiter, ein Fliesenleger, ein Polier, ein Manager, ein Bauherr oder eben ein Architekt ist, der durch die Begegnung mit Hundertwasser nicht in seinem Leben, seinen Ansichten, seinen Werten eine neue Sicht der Dinge gewonnen hätte.

## HANS HOLLEIN

Interview mit Architekt Professor Hans Hollein am 23.7.1998

*Sch.: Herr Professor Hollein, der Name Hundertwasser wirkt üblicherweise auf Architekten und Architekturkritiker wie ein rotes Tuch. Man spricht gerne von „Kitsch“, „Lüge“, „Behübschung“, „Entertainment-Architektur“. Andererseits gibt es große Massenzustimmung. Viele Leute in den Besucherbüchern schreiben: Ja, so wünschen wir uns das Bauen, so bunt, so grün, so menschengerecht. Wie ist Ihre Meinung zu diesem Thema?*

H.: Ich kenne Hundertwasser seit seinen Anfängen und schätze ihn als Künstler. Ich fand auch wichtig, daß er sich sehr frühzeitig auf seine Weise mit Architektur auseinandergesetzt hat. So habe ich ihn auch näher kennengelernt, das war in Seckau bei dem berühmten Treffen, bei dem er sein Verschimmelungsmanifest vorgelesen hat. Danach haben Markus Prachensky und Arnulf Rainer gesprochen, und auch ich habe dort meine Sicht zur Architektur dargestellt, die etwas anders war als die damals übliche. Daraus ist ein gegenseitiges Interesse entstanden. Hundertwasser hat mir sofort aus Schweden die erweiterte Form seines Verschimmelungsmanifestes geschickt und gefragt, ob ich dazu einen Kommentar hätte. Ich fand seine Haltung im damaligen Zusammenhang noch in Ordnung. Er und ein paar andere haben neue Perspektiven eröffnet. Ich habe durchaus auch begrüßt, sicher im Unterschied zu einigen anderen Architektenkollegen, daß Hundertwasser sein Haus bauen durfte. Ich war nämlich der Meinung, es wäre wichtig, daß er zeigen kann, was er verbal und polemisch eingefordert hat, etwa daß Bäume aus dem Fenster herauswachsen sollen. Ich fand es auch von der Stadt Wien gut, daß sie ihm das ermöglichte. Er war dort ja auch selbst tätig und wurde nicht von seinen Assistenten und sonstigen Helfern in gewisse Bahnen gelenkt. Ich würde

eine solche Sache natürlich ganz anders angehen, aber es ist ihm doch gelungen, ein gewisses Statement herüberzubringen. Zur Frage der geraden Linien und Begrünung von Dächern muß man freilich sagen: Begrünte Dächer gibt es schon lange, von den hängenden Gärten und den Pueblos der Indianer an, da haben sich schon andere damit auseinandergesetzt und beschäftigt, mich eingeschlossen. Es hat auch vor Hundertwasser Leute gegeben, die nicht nur gerade und in Blöcken gebaut haben, sondern gekurvte Formen verwendet haben. Trotzdem finde ich: Seine Art, der Öffentlichkeit gegenüberzutreten, etwa mit seiner Nackt-Performance, hat einen gewissen Nerv der Zeit getroffen, dadurch auch breite Resonanz gehabt, im positiven wie im negativen Sinn. Gleiches gilt für seine Endlosspirale in Hamburg. Nicht ganz einverstanden bin ich mit Hundertwassers Ideen von Tankstellen mit goldenen Kugeln und was immer sich jetzt, angefangen von der Müllverbrennungsanlage, alles so abspielt. Ich glaube, das geht auch sehr von Hundertwassers ursprünglichen Inhalten und Gedanken weg und bleibt an der Oberfläche.

*Sch.: Ihr Haupteinwand gegenüber dem „Hundertwasserstil“ wäre also der Vorwurf der Oberflächlichkeit?*

H.: Ich will Hundertwasser nicht den Vorwurf der Oberflächlichkeit im geistigen Sinne machen. Aber heute wird sozusagen überall ein Hundertwasser-Signet „draufgeklebt“. Bei dem Gebäude in der Löwengasse gab es ja noch so etwas wie eine Gesamtidee und ein Gesamtkonzept. Heute verbreiten sich aber die goldenen Kugeln allerorts. Ich bin kein Spezialist seiner letzten Werke, langsam verliert man auch den Überblick, aber eine gewisse Banalisierung erscheint schon auffällig. Immerhin kann man jetzt, wo Hundertwasser siebzig Jahre



wird, sagen: Auf seine Weise ist es ihm – zum Unterschied von vielen anderen Künstlern – gelungen, sein Leben lang aktuell zu bleiben.

Sch.: *Was mich an der Sache interessiert, ist der kultursoziologische Aspekt. Hundertwasser vertritt eine bestimmte Ästhetik, eine Ästhetik des Bunten, des Geschmückten und des Ornamentalen. Auf der anderen Seite gibt es so etwas wie eine asketische Ästhetik, die vor allem in Architekturkreisen, unter Berufung auf Loos und die Bauhaus-Tradition, sehr verbreitet ist. In der Architekturkritik werden gerne Vokabel wie „karg“ oder „nüchtern“ als Lob verwendet, andererseits wurde etwa gegenüber der Postmoderne „prächtig“ als eine Art Schimpfwort gebraucht. Trifft hier Hundertwasser nicht eine Grundproblematik der Moderne? Viele Menschen, von den breiten Massen bis zu den traditionell eingestellten Teilen der Oberschicht, sind auf diese karge Ästhetik nicht eben erpicht. Hundertwassers goldene Kugeln sprechen hier dieselbe Freude am Geschmückten an wie etwa der „Lederhosenstil“ ...*

H.: Was die Leute wollen, ist eine eher unklare Sache. Vielleicht glauben manche, daß sie mit Buntheit oder Schmuck Werte und Stimmungen erreichen, die sie sonst nicht haben können. Es gibt aber auch in der Buntheit Askese. Hier geht es nicht um eine Frage der Geometrie. Hundertwassers aktuelle Aktivitäten mögen gewisse populäre Bedürfnisse treffen. Diese Bedürfnisse kommen freilich nicht immer direkt aus eigenem Wollen und Verlangen, sondern werden in den Menschen stimuliert, indem man ihnen etwas vorsetzt, das sie dann schön finden. Wenn man ihnen aber etwas anderes vorsetzt, finden sie es unter Umständen auch schön. Es gibt im übrigen sehr farbige Architektur, und es gibt monochrome Architektur, die in der Gestaltung sehr vielfältig und reizvoll ist. Man darf Hundertwasser nicht nur von einer gewissen Richtung der Architektur her beurteilen.

Ich glaube, daß das Grenzüberschreitende in unserer Zeit das Wesentliche ist, auch in der Architektur.

Sie wissen, von mir stammt der Ausspruch: „Alles ist Architektur“, und Transgressionen von Künstlern, von Malern, von Bildhauern in die Architektur und umgekehrt erscheinen mir sehr wesentlich. Nicht nur bei Hundertwasser. Es gibt ja auch Frank Stella. Umgekehrt dringen auch Architekten in den traditionellen Kunstbereich vor. Das ist eine klare Tendenz, die nicht auf Hundertwasser zurückzuführen ist, der er aber zugehörig ist. Solche Phänomene gab es schon um die Jahrhundertwende und im Bereich des Bauhauses, aber auch schon im Barock ...

Sch.: *Ich spiele weiter den Advocatus Diaboli. Hundertwasser wird oft unterstellt, daß er eine Art Regression predige, eine Regression im historischen Sinn (er sei also „unzeitgemäß“), aber auch im individualpsychologischen Sinn. Professor Holzbauer hat mir neulich zu Hundertwassers Bauten kurz und wegwerfend gesagt: „Das sind doch gebaute Kinderzeichnungen“. Das ist die negative Sicht der Regression. Andererseits haben mir Leute begeistert erzählt, sie fühlten sich bei Hundertwasser an die Märchenwelt ihrer Kindertage erinnert. Professor Hellmut Samonigg, der die Onkologie in Graz von Hundertwasser hat umgestalten lassen, vermutet, die Hundertwasser-Gegner fürchteten offenbar genau diese Regression, dieses Abgleiten ins Bunte und Barocke, denn sie wollten „erwachsen sein“. Wie sehen Sie das? Geht das „Zeitgemäße“ wirklich eindeutig in die Richtung des Nüchternen, oder ist nicht, sogar in der Industriegesellschaft, ein „neues Barock“ vorstellbar, mit üppiger Ornamentierung, für die Hundertwassers goldene Kugeln vielleicht nur den Vorreiter darstellen?*

H.: Ich glaube nicht, daß es Ziel des Menschen ist, ununterbrochen in seine Kindheit zurückzukehren. Der Mensch hat eine Kindheit, aber er schreitet durch verschiedene Lebensalter. Es gibt sicher Entwicklungen und Erlebnisse der Kindheit, die prägend fürs ganze Leben sind und bis ins Alter ihre Wichtigkeit bewahren. Aber ich meine, daß der Mensch über die Kindheit hinaus will, vor allem der

kreative und initiative Mensch. Er will mehr als nur in der Märchenwelt seiner Kindheit leben. Er will seine Welt auch weitergestalten und als Erwachsener mit größerem Überblick und größerer Weisheit etwas darstellen, etwas vollbringen.

Sch.: *Ich erinnere mich, einmal eine eindrucksvolle Installation von Ihnen gesehen zu haben, „L'ultima scena“ („Die letzte Szene“). Das war eine höchst witzige, sehr reduktionistische Variante auf das „Letzte Abendmahl“, das ja auf italienisch „L'ultima cena“ heißt. Man hat sofort gewußt, worum es geht, um eine Anspielung auf Leonardos berühmtes Bild, obwohl Jesus und die Apostel nur durch 13 Glühbirnen, eine zentrale und je sechs links und rechts, symbolisiert wurden. Wäre das Ihr Beitrag zur These, daß gleichsam nur mehr der reduktionistische Weg offen ist?*

H.: In gewissem Sinne ja. Ich habe mich übrigens in anderen Zusammenhängen mit dem „Letzten Abendmahl“ ausführlich beschäftigt. Mit der Frage des Mahls und daß es menschliche Verrichtungen gibt, die Überhöhungen erfahren. Man muß täglich essen – aber es unterscheidet den Menschen vom Tier, daß er aus solchen Vorgängen Rituale, ja einen ganzen Kosmos entwickeln kann. Oder daß gerade solche Vorgänge zu einem wesentlichen Aspekt der

Erkenntnisse der christlichen Religion werden. Eine solche kulturelle Überhöhung kann auch andere elementare, animalische Vorgänge betreffen. Berühmte Zen-Meister hatten ihre Erkenntnisse etwa beim Urinieren. Natürlich, es gibt gewisse Dinge, die ich mit extrem reduzierten Mitteln präzise, klar, vielschichtig und mit unterschiedlichen Interpretationsebenen ausdrücken kann. Ich sehe aber überhaupt keinen Gegensatz zwischen Formenvielfalt und Reduktion, zwischen dem Einfachen und dem Bunten. Es ist überhaupt nichts Negatives, daß jemand einen bunten Blumenstrauß mag. Umgekehrt sehe ich auch nichts Negatives darin, daß jemand das Meer, das da flach vor einem liegt und sich leicht bewegt, bewundert.

Sch.: *Das heißt, Sie würden Hundertwasser als Antireduktionisten nicht in eine „zurückgebliebene Ecke“ verbannen ...*

H.: Er hat sich allerdings selbst in eine gewisse Ecke gestellt und im Zuge seines Durchsetzungsdranges seine Argumentationen zu sehr aus dieser Ecke heraus geführt. Das ist sicher manchmal ein Problem.

Sch.: *Darf ich Sie noch um ein Abschlußstatement bitten?*

H.: Ich habe alles gesagt, was zu sagen ist.

## ROB KRIER

Univ. Prof. Rob Krier, Technische Universität Wien, Interview am 14. 1. 1998

*Sch.: Herzlichen Dank, Herr Professor Krier, für Ihre Bereitschaft, ein Statement zum Thema Hundertwasser abzugeben. Sie haben, wie ich weiß, hier eine sehr ausgeprägte Meinung.*

*K.: Ich bin kein professioneller Architekturkritiker, ich fühle mich absolut nicht berufen, „Kehraus“ in dieser Szene zu machen, wie das die Profis tun, deren Arbeit ich übrigens für außerordentlich wichtig halte. Meine ganz persönliche Einstellung zu dem Thema ist durch folgende Erfahrung geprägt: Ich hatte zur gleichen Zeit wie Hundertwasser in Wien einen Auftrag, ein Haus für eine Genossenschaft zu bauen. Wir beide hatten eine ähnliche Anzahl von Wohnungen, nur ich mit dem Budget des geförderten Wohnungsbaus. Wir hatten damals für ca. fünfzig Wohnungen 27 Millionen Schilling zur Verfügung. Wenn ich mich recht entsinne, hatte Hundertwasser auch 50 bis 56 Wohnungen in seinem Haus, also ein ähnliches Volumen. Beides waren Eckhäuser, meines im 10. Bezirk, seines im 3. Bezirk. Ich verarbeitete das verfügbare Geld, also 27 Millionen, unter ungeheuren Sparanstrengungen. Natürlich wurden mir dann von der Kritik auch noch Knüppel in den Weg geschmissen, indem man mir vorwarf, übertriebene Dekorationen im Grundriß wie in den Ansichten zu verwenden. Das tut weh, denn diese Anstrengungen, den Wohnbau für den täglichen Bedarf zu verschönern, sollte den Nutzwert aufwerten und das Wohnen angenehmer machen. Ein Lokalpolitiker hat mir dazu gesagt: „Hören Sie mal, diese Art von Architektur zeigen Sie doch lieber im 1. statt im 10. Bezirk“. Als ob der 10. Bezirk als Arbeiterbezirk durch schlechte Architektur noch zusätzlich gestraft werden müßte.*

*Sch.: Und dabei ist dort seinerzeit ein so schönes, „prächtiges“ Arbeiterheim errichtet worden.*

*K.: Eben. Es gibt auch ein sehr schönes Bad nicht allzuweit weg, das Amalienbad. Das also war meine Aufgabe im 10. Bezirk. Hundertwasser baute sein Haus für mehr als das dreifache meines Budgets mit über 90 Millionen Schilling. Natürlich, jeder weiß, wenn ich einen Baum oben auf die Terrasse pflanze, dann kostet mich die Isolierung wahnsinnig viel, und die viele Erde muß ja statisch getragen werden. Alles das sind Mehrleistungen. Und wenn ich dann auch noch komme mit so Spielereien, wie mit Fluren, die onduliert sind, mit keramischen Schmuckteilen, mit doppelgeschoßigen Gemeinschaftsräumen, dann weiß ich, daß das von irgendeiner Seite bezahlt werden muß. Eigentlich müßte ich Hundertwasser ja beneiden, daß er die Millionen zusammenkratzen konnte, daß der Bürgermeister ihn so freundschaftlich, fast überschwenglich gestützt hat. Ich hätte mir nur gewünscht, daß diese Anstrengungen in einer Art von Architektur resultiert hätten, die alles das bietet, was Hundertwasser wollte, aber in einer gediegenen urbanen Architektursprache. Diese Art von Praterarchitektur mitten im 3. Bezirk, das hat Wien nicht verdient. Die Stadt soll bewohnbarer werden, das wissen wir alle. Auch das Grün soll wieder so weit wie möglich in die Stadt hinein. Aber nicht in der Art, daß die Bäume durch die Fenster rauswachsen oder daß überall da, wo man es nicht erwartet, noch ein Strauch rausguckt oder Tauben nisten. Es muß nicht so übertrieben anormal sein, es kann sehr reduziert und städtisch artikuliert werden. Statt so viel Geld auf ein Projekt zu konzentrieren, hätten wir Fachleute gerne, daß in der Stadt, vielleicht auf mehrere Objekte verteilt, ein bißchen mehr Aufwertung des normalen Planungsproduktes passieren würde. Das war der Ausgangspunkt meiner Hundertwasser-Kritik.*

*Sch.: Was Sie hier gesagt haben, ist, glaube ich, sehr repräsentativ für einen ganz gravierenden und durchaus legitimen Kritikpunkt, den sehr viele Architekten äußern. Sie meinen: Wir müssen innerhalb der ganz engen finanziellen Grenzen des sozialen Wohnbaus bleiben, aber Hundertwasser durfte andererseits mit Mitteln des sozialen Wohnbaus ein Objekt schaffen, das sich als künstlerisch versteht und in dem praktisch alles möglich gemacht wurde, auch durch mediale Unterstützung. Da gibt es einfach ein gewisses verständliches Resentiment mit dem Motto: „Wieso habe ich nicht diese Freiheiten, wenn ich sozialen Wohnbau mache?“ Nun glaube ich aber, daß man über dieses Phänomen ein bißchen hinausgehen kann und soll, weil ja Hundertwasser mittlerweile den sozialen Wohnbau auch nicht mehr braucht. Das war nur das Pilotprojekt, die Starthilfe, mittlerweile ist es aber durchaus so, daß er etwa große kommerzielle Thermenprojekte gestaltet. Und alle Hundertwasser-Projekte, obwohl sie von der Architekturelite gerne als „Prater-Architektur“, als „Entertainment-Architektur“ oder ähnliches abgewertet werden, erfreuen sich eines ungeheuren Publikumszuspruchs. Wie erklären Sie sich das, und wie setzen Sie das in Beziehung zur vorherrschenden Unpopularität der modernen, „sachlichen“ Architektur?*

*Ihre eigenen, sehr traditionsbezogenen Bauten oder gewisse andere spektakuläre Werke sind ja hier gar nicht so typisch, weil sie eine überdurchschnittliche Akzeptanz bei der Bevölkerung genießen. Sie haben ja eben selbst gesagt, daß Ihre Bauten von mancher Seite als „postmoderne Ergüsse“ und mit anderen nicht ganz feinen Ausdrücken abgetan werden.*

*K.: Ich werde schon seit langem in diese romantische Schublade gesteckt, nach dem extrem minimalistischen Funktionalismus der trockenen Funktionsarchitektur der Nachkriegszeit. Es ist eine Bewegung, die sich gegen die Austrocknung gewehrt und die wieder Präferenzen gesucht hat, die ein etwas reichhaltigeres Repertoire anbietet und geschichtsbewuß-*

*ter agieren möchte. Die einmalige Leistung des Abschüttelns der alten Traditionen und der Wiedergeburt oder der Wiederformulierung einer neuen bildnerischen Philosophie nach der Jahrhundertwende, diese Zeit ist schon längst vorbei. Wir haben soviel Renaissancen, soviel Wiedergeburten gehabt in diesem Jahrhundert, daß wir heute eine ganze Schublade voller Tendenzen haben, die innerhalb von zehn Jahren immer wieder alles neu machen wollten. Nach dem Postmodernismus ist der sogenannte Dekonstruktivismus dran, eine Tendenz, die fast so absurd ist wie die von Hundertwasser. Also: Ich konstruiere etwas, dekonstruiere es, schüttele es und lasse es explodieren, räume den Schutt zusammen und mache daraus eine Philosophie.*

*Sch.: Hundertwasser scheint kommerziell allerdings etwas erfolgreicher als der Dekonstruktivismus zu sein, er spricht offenbar mehr das „Gemüt“ an – und das interessiert mich.*

*K.: Nein, beide sind sehr erfolgreich. Die großen Arbeiten von Frank Gehry, etwa das Guggenheim-Museum in Bilbao, zeigen, daß es keine Grenzen gibt. Es gibt auch Geld für diese Art Exuberanzen, die das Bauwesen heute technisch ermöglicht. Es gibt da Früchte, die wir noch gar nicht erahnen. Es gibt auch Techno-Übertreibungen ...*

*Sch.: Coop Himmelb(l)au zum Beispiel, an die habe ich jetzt gerade beim Thema Dekonstruktivismus gedacht. Sie haben es aber nicht so leicht mit ihren Projekten, sowohl mit den individuellen Bauvorhaben (wie dem Ronacher), wie mit der Stadtplanung von Melun-Sénart, dieser „Mikadostäbchen-Architektur.“ Es gibt hier sehr wohl Dinge, die offensichtlich nicht kommerziell machbar sind. Hundertwasser dagegen verkauft sich im Vergleich viel besser und ist pragmatisch machbar.*

*K.: Eines muß man sagen: Hundertwasser wie Coop Himmelb(l)au sind Leute, die selbst ihre originalen Themen erfunden haben. 20, 30, 35 Jahre habe ich sie beobachtet, und sie waren immer sie selbst.*

Sie haben niemals Sachen aus fremden Schubladen geholt. Leicht haben es immer diejenigen, die kopieren und hinterher die Sache kommerziell aufbereiten.

Sch.: *Kommen wir zurück auf Hundertwasser und Gehry. Für mich ist Gehry kein typischer Dekonstruktivist. Gehrys Architektur ist ja nicht zuletzt deshalb für viele Leute so faszinierend, weil sie etwas „Organisches“ hat, weil sie diese undulierenden Formen zeigt, wie einst Utzons Oper in Sidney. Es gibt, würde ich meinen, hier sogar Bezugspunkte zu Hundertwasser, nicht nur im Spektakulären und im Charakter als „Gesamtkunstwerk“, also mit einem Überschuß an Kunstwert. Es gibt auch so etwas wie den gemeinsamen Protest gegen eine allzu glatte, allzu kantige, allzu quadratische Architektur. Und um wieder auf Hundertwasser zu fokussieren, darf ich ganz provokant fragen: Sitzen Sie nicht in mancher Hinsicht im gleichen Boot wie er, auch wenn er vielleicht ein für Sie unerwünschter Bootsgefährte ist? Dieselben Leute, die Sie sehr virulent angreifen und die Ihnen vielleicht auch latent die Popularität ihrer Bauvorhaben neiden, die greifen ja auch Hundertwasser an und neiden auch ihm die Popularität.*

K.: Ich sehe es ein bißchen anders. Als ich Hundertwasser erstmals kennenlernte, war das Anfang der sechziger Jahre, ich war als junger Student auf einer Ausstellung in Salzburg, und was mich faszinierte, war sein Kolorit. Er hat herrliche Aquarelle zustande gebracht, die in der damaligen Zeit so nach Klee rochen, nach dieser Art überschwenglicher Farbinintensität, die in der Zeit des Tachismus der fünfziger Jahre, in dieser Zeit, in der Pollock arbeitete, untergegangen war. Da gab es Farbe, da gab es auch diese Art von Fröhlichkeit, von Sinnlichkeit der Farben. Hundertwasser hat damals seine Ideen zur Architektur, zu dieser ökologischen, naturverbundenen Architektur entwickelt, und das klang alles sehr sympathisch. Es klang sogar extrem sympathisch, weil es auf die Seele der Hausbewohner Bezug

nahm. Was will ich, wenn ich aus meinem Haus hinauskomme? Wenn ich aus meinem Fenster rausgucke, ist das Schönste, was ich erlebe, in einen Baum hineinzuschauen, der sich bewegt im Wind, und daß Sonne reinscheint. Wenn ich auch noch raustreten, meine Blumen am Fenster pflanzen und meine kleine Terrasse pflegen kann. Alles das ist ganz naheliegend. Und jeder Architekt der Welt, der sein Metier ernst nimmt, müßte zugeben, daß das zu den Essentialien unseres Handwerks gehört.

Sch.: *Es gibt allerdings Leute, die meinen, es sollte nicht zu viele Bäume in der Stadt geben, weil das „störe den urbanen Charakter“, und die finden, die Stadt müsse „etwas Kristallines“ haben. Daß man in den siebziger Jahren überall Bäume pflanzen wollte, haben manche in den achtziger Jahren so kritisiert, als sei es etwas schrecklich Verkitschtes. Es sind dann die großen Plätze üblich geworden, die, wenn möglich, gepflastert und ganz leer sind. Also, es gibt, würde ich sagen, durchaus eine Tendenz in Architektenkreisen, über die laienhafte Freude des Normalbürgers an bunten Farben und grünen Bäumen zu spotten und mehr „Nüchternheit und Härte“ einzufordern. Ich glaube, Sie sind hier vielleicht ein untypisch menschenfreundlicher „Großarchitekt“.*

K.: Ich spinne noch einmal dieses Hundertwasser-Anliegen weiter, daß er so populär geworden ist in seinen Bauaktivitäten und die Leute richtig hysterisch an ihm hängen. Ich habe das beim Hundertwasser-Haus erlebt, wenn die Busladungen dort ausgeschüttet werden. Wie ältere Schweizer Pensionisten über dieses Haus herfallen, über diesen Hundertwasser-Shop, über seine Galerie und wie sie seine Souvenirs mit nach Hause nehmen. Wie sie mit glasigen Augen an dieser Fassade langschauen und die krummen Kacheln und das bunte Farbwerk bewundern ...

Sch.: *Werden da nicht vielleicht Grundbedürfnisse angesprochen? Gibt es nicht so etwas wie ein Menschenrecht auf Buntheit, Grün und „Kitsch“?*

K.: Gut, das ist etwas, was mir auch sehr sympathisch ist, daß die Leute gerne intensiv optisch leben. Aber ich würde es auf andere Art versuchen, nicht mit anthropomorphen und malerisch undisziplinierten Mitteln. Ich würde das aus der Ordnung der klassischen Architektur aufbauen, wie es sich gehört, sodaß man dann wirklich unzählige Male mit Freude auf das Haus schaut und immer wieder Neues entdeckt. Aber nicht mit so billigen, handgezeichneten Mitteln! Schauen Sie, das Schlimmste im Hundertwasser-Haus sind die unebenen Flure. Sie müssen sich einmal vorstellen, wie sensibel ältere Leuten sind, was das Stolpern über eine unebene Treppe bedeutet! Das ist absoluter Schwachsinn. In einem Almhaus auf dem Lande würde ich über eine Freitreppe, die in meine Wiese läuft, ein bißchen stolpernd gehen, weil das alles ein bißchen uneben ist und die Steine wacklig sind. Aber ich kann diese Art von Romantik nicht in ein städtisches Haus übertragen!

Sch.: *Wenn man sich ansieht, wie die kommerziellen Umsetzungen etwa bei der Rogner-Therme Blumau aussehen, dann sieht man ja schon Kompromisse. Da gibt es in der Mitte einen durchaus ebenen Gang, und an den Rändern gibt es diese Aufwölbungen. Das heißt, in der Mitte kann man gerade gehen, aber wenn man unbedingt stolpern will, tut man es am Rand.*

K.: Wenn ich zusehen muß, wie die Garderobiere im KunstHausWien die Mäntel über einen unebenen Fußboden schleppt, dann tut es mir in der Seele weh. Man darf Natur nicht mit Bauen verwechseln, Bauen ist eine rationale, intellektuelle Interaktion in der Natur, die versucht, das zu ebenen, was dem menschlichen Körper angenehm und schmeichelnd ist. Und dazu gehört das Bucklige ganz bestimmt nicht.

Sch.: *Ich kann vieles von Ihrer Kritik durchaus verstehen, weil ich selbst ein wenig in klassischer Richtung geprägt bin, etwa Claude Lorrain sehr liebe etc.*

*Was mich aber am Fall Hundertwasser so interessiert, ist diese Dialektik einer ganz breiten Massenzustimmung und andererseits eines geradezu halberfüllten Widerspruchs bestimmter Eliten, vor allem aus der Architekturszene. Und da möchte ich doch wiederholen: Gibt es nicht vielleicht so etwas wie ein Menschenrecht auf Buntheit, Geschmücktheit und sogenannten Kitsch, das allzu lange Zeit mißachtet wurde, weil es von den in akademischen Institutionen herrschenden Eliten eine ganz massive Antikitsch-Gesinnung gibt? Ein Beispiel der Antifarbigkeitsideologie: Frau Waechter-Böhm hat ja etwa einmal eine große Tirade gegen die Farbigkeit geschrieben.*

K.: Ich färble meine Häuser nach Lust und Laune und mindestes so frech wie Hundertwasser.

Sch.: *Eben. Das wird Ihnen aber auch reichlich übel genommen ...*

K.: Ich bin ja kein Erstling und kein Anfänger. Le Corbusier hat seine Architektur gefärbelt, in einer sehr kräftigen und überzeugenden Art. Nein, das ist es nicht. Die Thematik liegt in der künstlerischen, intellektuellen Qualität dessen, was ein Architekt oder ein Maler produziert. Das Bauen ist nicht Hundertwassers Gewerbe, das spürt man. Es ist Dilettantismus von vorne bis hinten, da ist liebliche Intention, aber es ist absolut unprofessionell umgesetzt. Die Details passen nicht, vom Fenster über die Geländer, bis hin zum Fußboden. Es ist Wald- und Wiesen- wenn nicht gar Schrebergartenqualität, auch wenn sie noch so populistisch sein mag, noch so nett und so heimelig. Ich mag gerne, wenn meine Bewohner sich wohl in meinen Häusern fühlen, aber auf eine noble Art und Weise. Hundertwassers Philosophie stammt aus den Anfängen der Hippie-Generation, dieser Flower-power-Zeit, es ist eine Traumwelt, die er so kommerziell-professionell umsetzt. Es ist nicht zu fassen, wie er das Marketing beherrscht, wie er überall, auf allen

Airports in Los Angeles oder in Chicago, überall wo Österreich nur auftaucht, für Österreich repräsentativ gehandelt wird. Mir ist sogar folgendes passiert: Bei der Verleihung eines Preises, den ich für ein Stadtdesign erhalten habe, eine Stadtplanung für Berlin, bekam meine Firma ein Hundertwasser-Haus überreicht! Ich dachte, ich versinke im Boden! Er ist mit seinen Objekten überall am Ladentisch, in allen Büchereien...

Sch.: Richtig, aber glauben Sie, daß das ein Resultat bloßer Geschäftstüchtigkeit ist?

K.: Aber natürlich.

Sch.: Ich glaube das nicht – ich halte es für das Ergebnis einer Symbiose mit den Wünschen und Bedürfnissen der Massen, die dann natürlich auch eminent verkäuflich ist.

Lassen Sie mich eines sagen: Ich habe Hundertwasser nicht näher gekannt und habe immer in der Literatur und in den Kritiken gelesen, wie geschäftstüchtig er sein soll. Aber bei meinen Interviews für dieses Projekt habe ich immer wieder gehört, das hat er gratis gemacht und jenes auch. Ich habe es von Pfarrer Zeck in Bärnbach gehört, dem er gesagt hat, das kostet ihn keinen Groschen, ich habe es von dem Mann, der die Umgestaltung der Onkologie in Graz initiiert hat, Prof. Samonigg, gehört. Ich habe es bei dem geplanten Projekt eines Umbaus einer Schule in Wittenberg in der ehemaligen DDR gehört. Also dafür, daß Hundertwasser so ungeheuer geschäftstüchtig sein soll, baut er ziemlich viele Sachen gratis. Mir hat auch Zilk sehr überzeugend versichert, daß Hundertwasser für diese „Verschönerung“ des Fernwärmewerkes Spittelau – die natürlich sehr teuer war, ich glaube achtzig Millionen hat sie gekostet – auch kein Gestaltungshonorar bekommen habe. Mag sein, daß das der „Höhepunkt der Geschäftstüchtigkeit“ ist, daß man so viele Sachen gratis macht. Aber mich hat das schon sehr positiv beeindruckt. Hundertwasser hat natürlich einen tüchtigen Manager, Herrn Harel, und er bekommt

seine Prozente von den Büchern und Postkarten der Objekte, die er umsonst gestaltet hat. Aber trotzdem ...

K.: Aber ich finde das gar nicht gut, ich finde es ekelhaft, wenn er so etwas umsonst macht. Das ist die Geschäftstüchtigkeit ins andere umgekehrt. Wenn ich sowieso so reich bin durch mein Business, durch mein Marketing, dann kann ich mir vielleicht so etwas erlauben. Ich kann mir als Architekt mit einem kleineren Büro das Gratisarbeiten aber nicht erlauben. Ich persönlich ja, aber nicht meine Mitarbeiter. Und ich kann mir nicht vorstellen, daß Hundertwasser das umsonst macht. Er hat ja einen Kontaktarchitekten, der ein Honorar bekommen muß, wovon soll er denn sonst leben, der Arme?

Sch.: Der Kontaktarchitekt bekommt natürlich sein Honorar.

K.: Mag sein, daß Hundertwasser sich dieses Hobby leistet, so wie ich mir die Skulpturen als Nebenfach leiste, wo ich auch sage, ich schenke der Stadt Potsdam eine Figur, aber sie bezahlt den Guß. Ich bekomme kein Honorar dafür, aber ich proklamiere nicht in der Öffentlichkeit, daß ich meine Arbeit verschenke.

Sch.: Auch Hundertwasser ist nicht gleich damit in die Öffentlichkeit gegangen, aber dann mußte er sich verteidigen. Ich habe auch zuerst gedacht, Hundertwasser verdiene grandios an seinen Bauten. Dann haben mir immer mehr Leute in den Interviews erzählt, er hätte gesagt, das kostet sie nichts. Das hat mir imponiert, und ich habe mir gedacht, das steht im Widerspruch zum Image, das man Hundertwasser anzuhängen versucht.

K.: Also das klingt alles ganz nett, aber ich würde sagen, das ist nicht das Kriterium. Wenn er arbeitet, soll er auch dafür Geld bekommen. Ich werde für diese Unmengen von Wettbewerben, die ich permanent verliere, ja auch nicht bezahlt. Aber das ist in unserem Beruf ja gang und gäbe, daß man seine

Arbeit, seine Philosophie präsentiert, und dann wird sie halt nicht genommen. Nein, darüber wollen wir ja auch nicht streiten.

Sch.: Ich versuche, Sie auch ein bißchen zu provozieren. Ich sage es noch einmal: Sitzen Sie nicht eigentlich im gleichen Boot wie Hundertwasser?

K.: Mir wurde bei einer der letzten Arbeiten, die ich bei Berlin gemacht habe – wir haben einen Stadtteil bei Potsdam zusammen mit vielen Architekten gebaut – von der Fachpresse auch vorgeworfen, daß alles sehr lieblich, sehr Disneyland-artig sei. Da gäbe es viele Straßen, viele kleine Plätze, es sei alles so schön wohnlich, die Leute seien so happy. Mir wird als Architekt vorgeworfen, daß die Leute glücklich sind ...

Sch.: Aber ist so ein Vorwurf nicht pervers? Ich bleibe bei den Vorwürfen. Die Vorwürfe treffen Sie in sehr ähnlicher Art wie Hundertwasser. Was Sie bauen, erscheint mir als menschengerechte Alltagsarchitektur, in der sich Menschen heimischer fühlen als im kalten Bauherrenfunktionalismus. Hundertwassers Bauten sind dagegen eher Solitärbauwerke, „Attraktionen“, während Sie so etwas wie die heutige Variante des Karl-Marx-Hofes bauen.

Beides gilt aber in Kreisen der „wirklich Modernen“ als „zu bunt“, „zu geschmückt“ und „zu putzig“. Finden Sie es nicht auch pervers, daß man Menschengerechtigkeit unter dem Titel Lieblichkeit denunziert und daß die Tatsache, daß die Bewohner happy sind, als Vorwurf erhoben wird? Das ist doch verwirrend und faszinierend!

K.: Ja, das ist fast pervers. Dann müßte man sämtliche klassischen Städte, in denen sich die Leute wohlfühlen, wie das alte Wien, das alte St. Pölten, Schärding oder Steyr, wo sich auch immer noch wunderbare Stadtgefüge zu räumlichen Hochqualitäten stilisiert haben, die wir übernommen, die wir ererbt haben, alles das müßte man ja dann als widerwärtigen Kitsch ablehnen.

Sch.: So eine Auffassung hat ja Corbusier durchaus vertreten. Er hat etwa den Abriß der alten Stadtzentren propagiert, er hat die jahrtausende alte Straße mit ihrem Menschengewimmel als etwas Widerwärtiges und Unhygienisches gesehen, er hat das Beisammensitzen in Straßencafés und Konzertsälen als geradezu körperlich widerwärtig empfunden.

K.: Na gut, Corbusier ist kein Cafégänger gewesen, er hatte keine Zeit, um ein Glas Wein zu trinken. Schade für ihn.

Sch.: Aber wissen Sie, für mich ist es so: Hundertwassers ungeheure Popularität, die manchmal fast hysterische Bewunderung für seine Bauten und ihre Kommerzialisierbarkeit scheinen für mich ein Indiz dafür, daß da insgesamt mit der aktuellen Architektur etwas schief gelaufen ist. Man könnte das mit der Signalwirkung der Vermehrung bestimmter Algenpopulationen in ökologisch gestörten Meeren vergleichen.

K.: Wenn nur Hundertwasser mit der Begabung, die er hat – ich kenne seine Reden – auch mit der Vernunft, die er hat, wenn er damit wieder zu einer klassischen Malerei finden könnte, wenn er aus diesem Gestrüpp, in das er sich verfilzt hat, aus diesen Manierismen, die er sich seit vierzig Jahren aufbaut, herauskäme!

Aber mit diesen Spiralen und Wegen, die er auf seinen Bildern ausbreitet, hat er sich derart verkrustet ... Als älterer Mann würde man sich fragen, mein Gott, hat der sich in den letzten vierzig Jahren nicht entwickelt? Was ist denn aus den ganzen Fachqualitäten geworden? Warum hat er nicht einmal alles abgeräumt und wieder neu strukturiert, damit Gemälde, Malereien, Bauwerke, Kompositionen entstehen, die man nicht nur so spielerisch wie im Kindergarten liest? Es gab doch Paul Klee, der seine Träume ein bißchen gescheiter gebracht hat! Es gab Picasso mit seinem Gesamtwerk, mit ungeheuren Sprüngen, aber mit ungeheuren intellektuellen und genialen künstlerischen Erfindungen! Das ist bei

Hundertwassers Werk schon lange weg. Und das ist das Traurige bei diesem älteren Künstler.

Sch.: *Picasso hat man aber auch bei seinem Spätwerk vorgeworfen, sich zu wiederholen ...*

K.: Da war er aber über neunzig. Aber wenn überhaupt einer in diesem Jahrhundert, dann hat Picasso die größten Sprünge gemacht. Immer wieder hat er seine eigene Erneuerung produziert. Gut, das ist sehr mutig, daß Hundertwasser sich ins Bauwesen hineingewagt hat. Ich würde ihm aber wünschen, daß er irgendwann einmal auf einen Partner stieße, mit dem er auch sprechen könnte, der ihm Architektur, der ihm das Handwerk des Bauens beibringt.

Sch.: *Vielleicht sollten wir zum Schlußwort kommen.*

K.: Wenn Politiker meinen, daß die Architekturszene so ausgedörrt und ausgehungert ist, daß sie unbedingt durch fremde Bereiche angeregt werden muß, dann sollen sie sich ein Beispiel nehmen an der Disziplin von Wittgenstein, der der Stadt Wien als Philosoph eine Architekturlektion sondergleichen erteilt hat. Es gibt keinen moderneren Bau in Wien als diesen Wittgenstein-Bau, und Gott sei Dank ist er uns erhalten geblieben.

Sch.: *Aber ist das ein wirklich menschengerechter Bau? Ich habe einmal ein Interview gelesen, mit einem Neffen Wittgensteins, der dort aufgewachsen ist, und der hat diesen geschliffenen Betonfußboden und die „russische Beleuchtung“ mit frei hängenden Glühbirnen, dieses Asketische und Kahle des Baus als Horrorerfahrung bezeichnet. Der Philosoph Wittgenstein war ja auch ein sehr unfroher und „ungemütlicher“ Mensch ...*

K.: Ja, aber schauen Sie, die Wittgensteins waren wohlhabende, gebildete Leute. Sie können sicher sein, daß in diesem Hause die besten Gemälde an den Wänden hingen und die Räume mit den schönsten Teppichen und Möbeln ausgestattet waren. Die Architektur ist der rationale Rahmen, in dem ich mein privates Leben ausbreite. Diese Art von Inti-

mität, die Hundertwasser anstrebt, ist im privaten Raum zu Hause, nicht im öffentlichen Raum.

Sch.: *Das ist eine interessante Frage. Ich würde hier eher vom Grundprinzip einer erstrebenswerten Einheit von innen und außen ausgehen. Es gibt in diesem Bereich zwar auch ungeheure Kontraste, es gibt New Yorker Wolkenkratzer mit Curtain Walls, und darin findet man Anwaltsbüros, die wie Karikaturen von Landhäusern des 18. Jahrhunderts eingerichtet sind. Darauf hat etwa Tom Wolie in „From Bauhaus to Our House“ satirisch hingewiesen. Donald Trump hat sich, wie ich vor kurzem in einer Zeitschrift gesehen habe, sein Apartment im Stil von Ludwig XIV eingerichtet, inklusive Prunktreppe. Mir erschie-  
ne eine gewisse Konsistenz von innen und außen schon erstrebenswert. Nur: Wenn Sie ein Le Corbusier-Gebäude innen mit einer Unzahl von Pflanzen, mit barocken Fauteuils und vielleicht auch Rubensgemälden und gerafften Samtvorhängen ausstatten, so paßt das nicht. Es ist ja kein Zufall, daß eine stimmige Gesamtkunstwerksarchitektur, sagen wir von Le Corbusier, dann auch seine berühmte Liege enthält, die so etwas vage Medizinisches hat. In so ein Haus gehört dann vielleicht an der Wand ein schwarzes Quadrat auf weißem Grund von Malewitsch, die Sitze haben aus Stahlrohr zu sein, und je weniger Möbel umso besser: Das ist dann stilistisch völlig einheitlich und ganz gewiß nicht kitschig – aber offenbar wird darin sehr vielen Leuten emotionell ziemlich kalt. Nämlich den Leuten, die gerne Polster und Blumen und gehäkelte Deckchen und ähnliches haben. Die fühlen sich aber andererseits bei Hundertwasser oder bei der sogenannten Lederhosenarchitektur innen und außen wohl. Und es hat auch Architektur-epochen, sagen wir die Gründerzeit, gegeben, die innen und außen, bis hin zur Straßenmöblierung, eher das Üppige geliebt haben.*

K.: Schauen Sie, ich habe das Hundertwasser-Haus innen besucht – mit Hundertwasser selbst sogar – und darin nichts Nennenswertes gesehen. Außer

den zertrümmerten Kacheln an den Wänden der Bäder und der Küchen war keine Raumqualität zu sehen.

Sch.: *Ich habe das Haus auch gesehen. Das, was mich vor allem beeindruckt hat, waren die großen, üppig bewachsenen Grünterrassen, die es üblicherweise nicht gibt. Le Corbusier hat ja auch die Ideologie verfochten, daß man oben Dachgärten machen und das Haus auf Stelzen stellen sollte, um so die mögliche Grünfläche sogar zu verdoppeln – aber herausgekommen sind bei ihm und seinen Nachfolgern meist nur Kieswüsten auf dem Dach und Kieswüsten unter den Pilotis. Dagegen habe ich den Eindruck, daß diese Hundertwasserschen Grünterrassen wirklich funktionieren. Zumindest bis zu dem Zeitpunkt, wo die Bäume gravierende Schäden anrichten, indem ihre Wurzeln die Isolierungen durchstoßen.*

K.: Gut, ich meinte gerade, daß es angebracht wäre, Gemütlichkeit im privaten Bereich anzusiedeln. Was der Architekt zur öffentlichen Seite hin leisten muß, ist dagegen: ästhetische Disziplin und feinfühliges Einfügen in die bestehende Bausubstanz. Grundsätzlich würde ich sagen: Nichts gegen Spontaneität, nichts gegen Farbigkeit, nichts gegen – wenn sie gebraucht werden – anthropomorphe, unregelmäßige Baufiguren, nichts gegen sogenannte Gemütlichkeit, wenn es mich persönlich oder andere persönlich intim betrifft. Die Gemütlichkeit im öffentlichen Raum aber ist ein Faktor, der anders bewertet werden muß. Meine Privatheit kann ich nicht ohne Strafe in den öffentlichen Raum schütten.

Da sind viele Kriterien interaktiv anzuwenden, da sind hohe Kultur und hohe Disziplin erforderlich, die über Tendenzen, Moden hinweg, gedeihen und die Stadt bereichern, kulturelles Erbgut schaffen, das wir mit Genuß erleben, über Generationen und Jahrhunderte. Auffällige Sonderlösungen haben in dieser Kulturszene wenig Bedeutung. Sie stören und werden mit der Zeit wieder verschwinden.

Sch.: *Sie würden also Hundertwassers Bauwerke als undisziplinierte Anomalien sehen?*

K.: Seine Kriterien sind mir sympathisch, nur muß man sie anders artikulieren, um damit Bestand zu haben. Ich kann nicht Anomalien als Thesen für die Stadterneuerung propagieren, das geht nicht. Eine Hochkultur ist niemals anormal gewesen. Hochkulturen oder Epochen mit klassischer und disziplinierter Überhöhung sind immer in sehr ruhigem, sehr ausgewogenem Schwung gelandet. Anormale Revolten sind immer in den Niederungen der Kulturentwicklung passiert, wenn man nicht mehr wußte, wie es weitergeht. Die Höhepunkte von Epochen wie der Gotik, der Renaissance, des Barock waren immer klassische, reduzierte, extrem disziplinierte Epochen und niemals chaotische.

Sch.: *Und ein solches Chaos würden Sie Hundertwasser unterstellen?*

K.: Er steht am absoluten Tiefpunkt chaotischer emotionaler Erregung.

Sch.: *Danke für den markanten Schlußsatz.*

## UTA UND DETLEF LINGNER

Spontan Interview am 15. 9. 1997 mit Uta und Detlef Lingner, Bewohner der Anlage „Wohnen unterm Regenturm“ in Plochingen.

Sch.: Sie wohnen seit einem Jahr hier im Hundertwasser-Haus, könnten Sie mir über Ihre positiven und negativen Erfahrungen, frei von der Leber weg, erzählen?

Herr L.: Also, nach wie vor ist es so, daß diese Anlage viele interessante Details birgt und man immer noch irgend etwas Neues entdecken kann. Das ist ausgesprochen reizvoll. Wenn ich abends über die B10 an der Bahnlinie entlang in die Tiefgarage komme, danach auftauche und in den Innenhof komme, fühle ich mich wie auf einer Insel. Wir leben in einer kreativen Oase, mitten im sterilen und funktionalen schwäbischen Neckar-Tal. Und das ist nach wie vor das Reizvolle.

Sch.: Wie sind Sie draufgekommen, hier zu wohnen?

Herr L.: Wir haben ein Haus am Waldrand gesucht und sind dann zufällig auf eine Anzeige gestoßen. Wir waren von dieser Anlage einfach fasziniert, weil sie so viele kreative Impulse hat. Vor allen Dingen gefällt mir als Biologen besonders gut, daß dieses Konzept der Nichtverbauung von Flächen sehr überzeugend verwirklicht wurde. Ich kann von meinem Büro im dritten Stock Glockenblumen pflücken und habe Magerrasen und Edelweiß vor dem Fenster, Schmetterlinge kommen und ...

Sch.: Edelweiß?

Herr L.: Ja, ich wollte sehen, ob sie anwachsen in diesem Areal, und sie haben sich gut gehalten. Ob sie sich natürlich selbst vermehren, das wird man sehen, weil der Kalkgehalt gering ist.

Sch.: Sehr interessant. Sind Sie an der Universität tätig?

Herr L.: Nein, ich bin Studiendirektor an einem Gym-

nasium.

Sch.: Und da haben Sie Edelweiß von Samen gezogen?

Herr L.: Nein, nein. Ich habe sie gekauft und wollte sehen, ob sie sich hier regenerieren können in diesem Blähton-Gemisch, das da oben ist. Was uns nicht so gut gefällt, das muß ich auch sagen, ist beispielsweise der Teich oder die Folgegestaltung der Anlage. Es wäre toll, wenn später so ein kleiner Teich im Hundertwasser-Stil entworfen werden könnte oder ein Spielgelände für Kinder.

Sch.: Das ist richtig, ein Spielgelände gibt hier es nicht.

Herr L.: Der kleine Sandkasten wurde privat hingestellt, er ist ein Notbehelf und paßt stilistisch überhaupt nicht in dieses Areal. Da wäre es ausgesprochen reizvoll, unter Umständen dann Details oder „I-Tüpfelchen“ im Hundertwasser-Stil anzubringen.

Sch.: Der Stil gefällt Ihnen also. Es ist ja so, daß vor allem Leute aus Architektenkreisen und künstlerischen Berufen den Hundertwasser-Stil ablehnen und sagen, das sei Kitsch, Vortäuschung. Sie kennen diese ganze Nüchternheitsideologie in der Architektur. Solche Leute fühlen sich provoziert von der „Behübschung“, zu der sich Hundertwasser aber offen bekennt. Für Sie ist das, wie ich sehe, eher eine Attraktion, eine positive Gestaltung?

Herr L.: Ja, es ist eine Gestaltung, ein kreativer Kontrapunkt in der nüchternen Funktionalität. Wenn natürlich alles, die ganze Gemeinde, in dem Stil wäre, dann wäre es vermutlich zuviel. Es ist auch gut, daß die Innenausstattung der Wohnungen relativ nüchtern ist und man sich da selbst einbringen kann. Ich habe übrigens einen Bekannten, er ist Architekt. Er hat mir gesagt, wenn er so etwas entwerfen

nehme an, diese Ablehnung geht auf die immer noch starke Bauhaus-Tradition in der Architekturausbildung zurück.

Sch.: Wir hören im Hintergrund das fröhliche Quitschen der Kinder. Es gibt viele Wohnungen, die mit Terrassen direkt auf den Hof gehen, und die Kinder scheinen sich sehr gut zu verstehen und miteinander zu spielen?

Herr L.: Ja, das kommunikative Element ist ziemlich hoch.

Sch.: Ich habe gehört, daß hier auch Feste gefeiert werden, unter diesem tempelartigen Rundbau. Haben Sie einen Namen für dieses Gebäude, unter dessen Dach wir sitzen?

Herr L.: Wir sagen Rondell oder Pavillon. Nur besteht eben auch hier ein störender Kontrast zwischen den Biertischen und dem Pavillon.

Sch.: Das könnte man aber in Eigenregie verändern, nicht? Gibt es auch ein Gemeinschaftsgefühl hier unter den Leuten, über das hinausgehend, daß man sich grüßt?

Herr L.: Ja, es gibt durchaus nachbarschaftliche Beziehungen und in bestimmten Gruppen sogar recht intensiven Kontakt. Man ist befreundet mit Familien und freut sich richtig, wenn sie kommen, besucht sie usw. Da sind zum Teil ganz nette Kontakte, man pflegt gegenseitig die Blumen, wenn eine Familie nicht da ist, das ist überhaupt kein Problem.

Sch.: Frau Lingner, Sie wohnen hier ja im Moment dauernd, weil Sie kleine Kinder haben. Wie ist das Leben so alle Tage?

Frau L.: Also, anfangs haben wir gedacht, es kommt schneller Kontakt zustande, weil man ja praktisch „in einem Boot“ ist, aber es ging etwas schleppend. Es lag vielleicht an der Jahreszeit, es war Herbst, aber jetzt, seit es wärmer wurde, geht jeder raus, und es gab Feste ...

Sch.: Die Einwohner sind hier relativ jung und haben Kinder?

Frau L.: Es gibt einige junge Pärchen mit Kindern. Ich glaube, mittlerweile sind es zwölf Kinder, und es werden mehr.



„Wohnen unterm Regenturm“, Plochingen, Blick aus dem Fenster im 3. Stock

Sch.: Sie würden sagen, daß es eine kinderfreundliche Umgebung ist?

Frau L.: Wir haben beim Einzug speziell an unsere Kinder gedacht, daß sie kreativ animiert werden durch die Umgebung.

Sch.: Und den Kindern gefällt es sichtlich?

Frau L.: Ja.

Sch.: Sind die Touristen am Wochenende nicht sehr störend?

Frau L.: Das waren auch meine Bedenken anfangs, aber bis jetzt stört es mich gar nicht.

Sch.: Sie kommen in Bussen, bleiben aber draußen und schauen. Man wird eben ein bißchen begaift.

Frau L.: Man hört sie auch ab und zu, wenn sie etwas lauter sind, aber damit muß man rechnen, wenn man hier einzieht. Wenn man sich drauf einläßt, dann stört es einen nicht.

Sch.: Wie das jetzt hier abgeteilt ist, können die Leute zwar reinschauen, aber sie haben doch keinen direkten Zutritt zur Privatsphäre.

Frau L.: Es werden auch Gruppen hereingeführt, aber die sind dann vielleicht fünf Minuten hier, bekommen erzählt über das Haus und sind dann schnell wieder weg. Wenn man sich gerade sonnt oder so, dann stört es etwas.

Sch.: Was kommen für Touristen?

Herr L.: Unter anderem sehr viele Franzosen ...

Sch.: Sind irgendwelche Leute ausgezogen, ihres Wissens, weil sie es nicht ausgehalten haben?

Frau L.: Nein, höchstens aus Platzgründen.

Sch.: Weil die Wohnungen nicht mehr genug groß sind?

Frau L.: Ja, wenn Kinder kommen oder so, weil es zu eng wurde oder aus beruflichen Gründen.

Sch.: Aber sonst herrscht Zufriedenheit. Sind alle Wohnungen belegt?

Herr L.: Eine der größten Wohnungen – im Turm – ist noch nicht verkauft.

Sch.: Herr Lingner zeigt uns gerade wunderschöne Fotos, auf denen er das vielfältige Farbspiel auf den Fassaden des Innenhofs dokumentiert.

Herr L.: Das geht von einem zarten Weiß bis zu einem farbigen Orange, bis zu Purpur, es verläuft je nach Sonneneinstrahlung, da beginnen die Gebäude zu funkeln und ein Eigenleben zu führen. Wie Sie jetzt auch sehen, die Beleuchtung verändert die Intensität dieser einzelnen Kachel-Areale. Und da kommen innerhalb dieser Anordnungen die tollsten Farben zustande. Also, das wirkt schon sehr mediterran, diese Facettierung. Und auf diesem Foto sehen Sie das Edelweiß, das ich gemeint habe. Das ist das Tolle für einen Biologen, daß im dritten Stock, eigentlich direkt vor dem Fenster, die Blumen blühen.

Sch.: Das ist eine Terrasse, die zu Ihrer Wohnung gehört?

Herr L.: Nein, das ist die Dachbegrünung.

Sch.: Das ist gar nicht von Ihnen selbst gepflanzt?

Herr L.: Nein, das wurde übernommen. Das sind im übrigen Kartäuser-Nelken, die sehr selten vorkommen. Hier, bei Gewitterstimmung ein ganz anderer Ausdruck. Hier unter dem Kometen und hier das Ambiente, die Gegend, in die das Haus hineingebaut wurde. Steriler geht es eigentlich kaum ...

Sch.: Ich sehe da die Gleise der Bahn, unmittelbar daneben dann den Flußlauf und eher sehr kantige Neubauten.

Herr L.: Und in diesem Gebiet ist es möglich, daß so seltene Blumen blühen, daß Schmetterlinge hochkommen auf die Dachbegrünung. Hier sehen Sie Fotos, aus denen deutlich wird, wie vielfältig die biologische Komponente dieser Anlage ist.

Sch.: Es wird ja manchesmal auch von den Gegnern Hundertwassers behauptet, das sei alles nur „Pseudo-Grün“ und es sei so viel Beton verarbeitet. Was wahrscheinlich sein muß, damit schwere Pflanzen getragen werden können. Unter uns ist ja eine Tiefgarage, nicht? Da muß ja viel Beton sein, um die Last größerer Bäume zu tragen.

Herr L.: Unter dem Teich liegt der Multi-Markt, und darunter sind noch einmal zwei Tiefgaragen. Wenn man rundum schaut, ist es alles grün. Wenn Tiefga-



„Wohnen unterm Regenturm“, Plochingen, Blick in den Innenhof

ragen und Supermärkte so überbaut werden können, ist es, glaube ich, schon ein Konzept, das Zukunft hat oder haben sollte. Denn es werden andernorts viel zu viele Flächen einfach verbaut, ohne Grün drüber. Und wenn Sie den Rasen sehen, das ist ein ganz saftiger, intensiver Rasen, der sich da entwickelt.

Sch.: Ja, das sehe ich, das bedeutet, daß da wahrscheinlich eine gute, dicke Erdschicht aufgebracht worden ist. Manchmal wird bei Dachbegrünungen nur eine armselige Erdschicht aufgebracht, und dann ist es so ein Steppenrasen.

Herr L.: Wobei wir bei der Dachbegrünung auch Magerrasen haben. Er beherbergt aber eine große Artenvielfalt, was wieder positiv ist.

Sch.: Wunderbar. Ich habe im übrigen gerade jetzt gehört oder gelesen, daß in Darmstadt ein Stadtverordneter von den Grünen sich massiv gegen das dortige Hundertwasser-Projekt ausgesprochen hat.

Er behauptet, das sei eine falsche Ideologie, die Stadt sollte möglichst dicht bebaut und das Umland solle frei sein. Es wäre eine unzulässige Vermischung von Stadt und Land. Auf dieser Basis geht das ungetähr.

Herr L.: Also, dem kann ich als Biologe nicht folgen, weil ich denke, ein Wohnbereich sollte so viel Grün wie möglich enthalten. Eine Pseudo-Blume gibt es nicht. Entweder blüht und wächst sie, oder sie existiert nicht. Ich kann nicht sagen, das ist eine Pseudo-Bepflanzung oder das ist ein Pseudo-Baum; wenn er da gedeiht und Früchte trägt, ist das eine Bereicherung jeder Wohnsituation.

Sch.: Wollen Sie noch ein Schlußwort sagen?

Herr L.: Wir genießen es, hier zu wohnen. Es sind ganz malerische Facetten, die lebendig werden übers Jahr – immer in Abwandlung und mit anderen Schwerpunkten.

## HILDEGARD MÜLLER

Interview mit Hildegard Müller, Galerie-Angestellte im Kunsthaus Frenzel, Plochingen, am 15. 9. 1997

Sch.: *Wie sind denn so Ihre Erfahrungen mit den Leuten, die hier ankommen und das Haus besuchen?*

M.: Also, die Leute sind zum großen Teil begeistert, erstaunt. Die meisten wissen eigentlich überhaupt nicht, warum sie erstaunt sind. Sie kommen zu mir und sagen: „Oh, toll!“ und „Wunderbar!“ „Es gefällt mir!“ Aber warum sie eigentlich so begeistert sind, wissen sie nicht. Wir unterhalten uns dann, und oft kommt heraus, das Haus erinnert sie an die Märchenbücher ihrer Kinderzeit.

Sch.: *Wo kommen die Leute her? Es kommen ja offenbar viele Besucher, nur, wie es scheint, heute am Montag nicht.*

M.: Ja, heute war auch Schulanfang bei uns. Also, die Leute kommen von überall her. Viele kommen mit Reisebussen, machen hier Station, viele kommen von der Autobahn. Sie haben den Turm gesehen und fahren von der Autobahn oder der Schnellstraße ab und kommen her.

Sch.: *Also ganz spontan. Der Turm leitet sie hierher.*

M.: Ja, ich bin vor kurzem drüber geflogen, den sieht man auch von oben.

Sch.: *Sie sind permanent dem Hundertwasser-Stil ausgesetzt. Ist Ihre eigene Hundertwasser-Begeisterung noch ganz intakt oder schon ein bißchen abgenützt?*

M.: Die große Begeisterung läßt nach, wenn man jeden Tag die Farben vor sich hat. Ich würde nicht unbedingt auch noch in so einem Haus wohnen. Aber es ist trotzdem schön. Manche sagen auch, wenn sie hierherkommen: „Wenn ich nur ein kleines Stück mit nach Hause nehme, dann reicht es. Wenn ich meiner Fassade einfach eine andere Farbe gebe als beige und weiß, dann ist das schön“.

Sch.: *Das ist offenbar anregend?*

M.: Das ist anregend, das kommt an.

Sch.: *Ich kenne auch ein paar Leute in Wien, die begonnen haben, ihre Badezimmer oder ihre Küchen mit Keramikbruch zu kacheln statt mit gewöhnlichen Fliesen. Das ist offenbar eine starke Anregung.*

M.: Ja, daß auch Farben erlaubt sind.

Sch.: *Die Häuser sind hier meist weiß. Das ist fast die Norm.*

M.: Es kommen oft Kindergärten und Schulen, um hier ihren Kunstunterricht abzuhalten. Dann sitzen sie da im Innenhof und malen.

Sch.: *Also insgesamt sind die Leute begeistert und die Kinder auch. Es gibt aber auch das Phänomen der Hundertwasser-Hasser. Leute, die sagen, das ist ja ein schrecklicher Kitsch, usw. Wieviel Prozent wären das ungefähr, und was sind das für Leute, was glauben Sie?*

M.: Also etwa zehn Prozent sind dagegen, überwiegend Männer, vor allem ältere Männer. Sagen wir, so ab fünfzig, sechzig oder siebzig. Diese Männer kommen dann herein, gehen in den Innenhof, schauen sich das an und sind unheimlich schnell wieder weg. Sie sagen, das gefällt mir überhaupt nicht, so ein Kitsch, so eine Farbenvielfalt, so ein Kunterbunt.

Sch.: *Die Frauen haben mehr übrig dafür? Sie sind ja auch farbenfroher gekleidet als Männer, nicht wahr?*

M.: Die Frauen akzeptieren es.

Sch.: *Haben Sie das ein bißchen verfolgt in Plochingen selbst, wie ist da die Stimmung? Ist man eher*



„Wohnen unterm Regenturm“, Plochingen

*stolz auf den Regenturm, oder gibt es Leute, die ihn auch bekämpfen oder schlecht finden?*

M.: Also, bei manchen ist es so, daß ihnen ihr Wahrzeichen, der Kirchturm, abhanden gekommen ist. Das tut ihnen schon leid, aber sie sehen, daß der Hundertwasser-Turm eben auch ein Wahrzeichen wird, ein gleichgestelltes.

Sch.: *Es ist selten bei modernen Gebäuden, daß sie zum Wahrzeichen werden ...*

M.: Hier ist es schon so.

Sch.: *Ich weiß nicht, ob Sie Kontakt zu den Bewohnern haben. Für sie ist es vermutlich nicht so einfach, mit einem Wahrzeichen und Touristenmagneten zu leben.*

M.: Gut, viele sagen, sie sind eingezogen und wußten, daß viele Besucher kommen. Sie können das akzeptieren.

Sch.: *Was sind das für Leute, die hier wohnen?*

M.: Im Moment wohnen viele Leute mit Kleinkindern da, viele junge Familien, die sehr kleine Kinder



haben, wenig ältere. Eine Künstlerin wohnt auch hier.

Sch.: Welche Typen von Leuten, welche Berufe?

M.: Es gibt hier verschiedene Nationalitäten ...

Sch.: Aber Sozialwohnungen sind es keine, es sind Eigentumswohnungen.

M.: Der Preis ist auch zu hoch.

Sch.: Sie haben gesagt, ursprünglich war der Hof frei, durchgehbar, aber jetzt gibt es da so eine Art Schranke, und die Leute haben ihren Grünhof doch als Privatbereich, nicht?

M.: Richtig. Deshalb können sie auch die Kinder unten spielen lassen, was vorher nicht möglich war. Auf der Straße oder in der Fußgängerzone können sie nicht spielen, aber hier geht es. Die Wohnanlage ist so zum Treffpunkt geworden.

Sch.: Ich habe gesehen, es gibt hier einen Säulenpavillon, da scheinen sich die Bewohner gerne zu treffen. Ich habe etwa vorhin mitbekommen, daß sich zwei Frauen aus dem Bewohnerkreis für dort verabredet haben. Aber es gibt auch allerhand Schilder, die Touristen abschrecken sollen, die z.B. darauf hinweisen, der Turm sei kein Aussichtsturm ...

M.: Ja, viele denken, sie können den Turm besteigen, und wissen nicht, daß der Turm bewohnt ist. Sie

kommen mit der Erwartung hierher, den Turm zu besteigen und über Plochingen zu schauen. Das geht eben nicht.

Sch.: Insgesamt glauben Sie, daß Hundertwasser und sein Bau in Plochingen „gut ankommen“?

M.: Für die Plochinger Bürger und für die Stadt Plochingen ist es sehr zum Vorteil, daß hier ein Hundertwasser-Haus steht. Plochingen war eine ganz nüchterne Stadt, und durch das Hundertwasser-Haus hat sie doch gewonnen.

Sch.: Ist es da nicht zu befürchten, daß die Leute bloß eine halbe Stunde hier sind, vielleicht ein Glas Bier trinken und dann wieder wegfahren?

D.: Das schon, aber viele bleiben hier. Wenn dann die Gartenschau kommt, nächstes Jahr, kommen mehr Besucher.

Sch.: Also ist der Regenturm touristisch von Vorteil?

M.: Etwa zehn Kilometer von hier liegt Esslingen. Esslingen hat einen alten Stadtkern und war bisher eigentlich die Stadt, die man besucht. Heute ist Plochingen absolute Konkurrenz. Dank Hundertwasser.

Sch.: Ich glaube, wir können die vereinbarte Anonymität durchbrechen, das ist ja geradezu ein Werbeinterview geworden, nicht?

## GÜNTHER NENNING

Publizist, Interview am 12. 9. 1997

Sch.: Bitte um eine Wortspende zum „Phänomen Hundertwasser“.

N.: Naja, ich liebe Hundertwasser, aus dem wichtigen Grund, weil ich Schönheit liebe, und ich glaube, man muß gegen die ständige Verhässlichung der Welt Widerstand leisten. Und Hundertwasser in seiner Verücktheit, in seiner Buntheit, mit seiner Vermeidung des Geraden und Normalen, Normierten ist ein ganz wichtiger Kampfgefährte. Deswegen liebe ich ihn. Kampfgefährten soll man immer lieben, außerdem gibt es ja in diesem Kampf so wenige. Die meisten sind Feiglinge, ich würde sogar sagen, wir alle sind Feiglinge, denn wir fügen uns im großen und ganzen dem Terror der Verhässlichung.

Sch.: Woher kommt dieser Terror?

N.: Es gibt einen irrationalen metaphysischen, theologischen Grund, nämlich: Wir müssen an die Häßlichkeit täglich, rund um die Uhr, gewöhnt werden, sonst würden wir das Leben in der pervertierten Technik- und Wissenschaftsgesellschaft nicht aushalten. Es fängt schon an beim kleinen Kind, das bekommt nur noch selten einen Teddybären, dafür irgendein vielleicht auch liebenswürdiges, aber jedenfalls häßliches Tiervieh mit Glotzaugen – oder jetzt womöglich gar ein Tamagotchi, einen elektronischen Haustierersatz. Gewöhne dich an die Häßlichkeit, sonst kannst du in dieser Welt nicht leben! Und da ist der Hundertwasser eine Gegenkraft, eine gewaltige, und die ist ganz wichtig.

Sch.: Ihr müßt Euch ja öfters begegnet sein, wenn auch peripher. Möchtest Du auch etwas Persönliches über ihn sagen?

N.: Meine persönlichste Begegnung mit ihm war zu Zeiten der Hainburger Au, wo er ohne jedes Zögern und auch mit persönlich künstlerischem Einsatz,

nämlich durch Verfertigung eines Plakates und durch persönliche Mitwirkung, am Kampf in der Au teilgenommen hat. Er ist dort samt Wollmütze und, wie es sich für den „Schönheitsfürsten“ gehört, mit schöner Begleitung, warm angezogen erschienen. Und das war für uns, die wir da unten zunächst einmal relativ allein waren, eine gewaltige Unterstützung. Sie war nicht unerwartet, wir kannten ihn ja als Mann mit großen Ideen, aber es gab auch damals viele Feiglinge.

Sch.: Es gibt ja auch das Phänomen der Hundertwasser-Hasser. Hundertwasser hat es überhaupt nicht leicht gehabt, sein erstes Haus zu bauen. Man hat ihm allerhand Prügel in den Weg gelegt, und seither gibt es viele, die an ihm und seinen Werken ihr Mütchen kühlen, mit einer bestimmten Art von Spott und vielleicht auch Angst. Woher kommen die Hundertwasser-Hasser?

N.: Haß ist immer ein Mangel. Hassen ist ein Mangel an Liebe, Hassen ist eine Schwäche und eine innere Angst. Wenn ich innen leer bin, muß ich oder will ich diese Leere einfach füllen. Die einfachste Füllung besteht darin, zu sagen: „Ich bin gegen was, ich hasse“. Die schwierigere Füllung ist: „Ich bin für dieses und jenes und liebe deswegen“. Der Hundertwasser-Hasser ist ein wunderbares Beispiel für meine Theorie des Hasses. Hassen heißt nämlich: „Ich komme mit mir selber nicht zurecht, ich bin innen leer, aber hurra, da habe ich einen Feind!“ Die moderne, in Teilbereichen wirklich liberale, hauptsächlich aber bloß scheinbar liberale Gesellschaft ist ja eine große Hasserin. Gerade die selbsternannten Liberalen sind oft sehr illiberal, sie müssen immer jemand haben, zum Hassen und zum Verfolgen, die Raucher, zum Beispiel, oder den Hundertwasser.

Sch.: *Es gibt natürlich auch den professionellen Aspekt. Die Architekten lieben Hundertwasser auch nicht. Da geht es wohl auch um eine gewisse Sozialisierung mit unterschiedlichen Idealen. Für die Architekten gilt, spätestens seit Loos und dem Bauhaus, das Ideal der Nüchternheit, Kargheit. Das wird ja in Architekturberichten oft geradezu als Lobeswort verwendet und ist ein ganz gegenläufiges Ideal zum Üppigen, Bunten.*

N.: Ja, das Üppige, Bunte ist etwas, das einerseits der Zukunft angehört – da fällt mir gleich wieder Hundertwasser ein – und andererseits etwas, das der Vergangenheit angehört. Wir leben ja von vergangener Schönheit, wir produzieren die Schönheit nicht mehr oder nur streckenweise. Dort, wo wir sie produzieren, dann mit besonderer Wirkung der Liebe und des Hasses, eben siehe Phänomen Hundertwasser.

Bei den Architekten ist es übrigens meistens so: Man wird ein berühmter und international angesehener Architekt, indem man sich zu einer Blase zusammenschließt. Man bildet eine Crew, jeder ist bei jedem in der Jury, und jeder lobt jeden, bis er oben ist. Das ist ja an sich normal, das haben Künstler immer gemacht, Künstler sind ja auch außerdem meistens schlechte Menschen.

Sch.: *Schlechter als der Durchschnittsmensch?*

N.: Naja, schlechtere als der Durchschnittsmensch schon, denn der Künstler muß ja alles 120prozentig haben, sonst ist er ein normaler Mensch. Daher ist er auch sehr oft charakterlich mangelhafter als der normale Mensch. Das macht mir gar nichts, denn nicht jeder, der charakterlich ein mangelhafter Mensch ist, ist ein Künstler, aber jeder Künstler ist charakterlich mangelhaft. Was ich zu den Architekten sagen wollte, ist: Dadurch, daß es so eine globalisiert international festgeschlossene Gruppe von sogenannten oder wirklich berühmten Architekten gibt, erhält sich die architektonische Tradition der Einfachheit, der Kargheit, ich füge gleich hinzu, der Häßlichkeit, unnatürlich lange. Es ist ja die so-

nannte Moderne ungeheuer altmodisch, das rennt dahin seit hundert und mehr Jahren. Eine so lange und daher so altmodische Periode wie die Moderne hat es ja noch gar nicht gegeben in der Kunst- und Weltgeschichte. Und während es natürlich zu Zeiten des überbordenden bürgerlichen Ornamentes eine große Tugend war, streng und klar und quasi klassisch zu bauen, ist es jetzt, wo eh alles häßlich und hin ist, eine Perversität. Und Hundertwasser durchbricht diese Perversität durch seine Perversität der Buntheit, der ungeraden Linien.

Sch.: *Du hast da sehr schön die längerfristige Perspektive eingebracht, über die ich ohnedies sprechen wollte, nämlich das Problem der erstarrten Moderne. Andererseits gibt es aber auch Zeitgeistwellen kürzeren Charakters, und da habe ich den Eindruck, daß Hundertwasser groß geworden ist und erstmals bauen dürfte in einer Periode, sagen wir von etwa 1970 bis 1985, die „grünbewegt“ war, die stärker auf Denkmalschutz aus war, auf Grün in der Stadt, als etwa die darauffolgenden zehn bis fünfzehn Jahre. Damals haben beispielsweise alle Politiker Bäume gepflanzt – das macht heute keiner mehr. Nachher hat man über die Begrünung und Möblierung der Fußgängerzonen zu spotten begonnen: Das sei alles so kleinbürgerlich und kitschig. Dann ist diese Welle gekommen: Alles muß großstädtisch sein, metropolenhaft, Hochhäuser überall. Und da war man seitens der „den Zeitgeist machenden Kreise“, wenn man von Grün und Denkmalschutz und von ähnlichen Dingen gesprochen hat, auf einmal als „sehr alt angesehen“. Würdest Du dem zustimmen?*

N.: Es gibt zu jeder Großtendenz, zur falschen Technik, zur falschen Wissenschaft, falschen Kahlheit des Lebens, natürlich eine Gegenteilendenz. Und auf diese Gegenteilendenz springen unter besonders glücklichen Umständen auch Leute auf. Zum Beispiel: In einem gewissen Ausmaß ist Hundertwasser von der Stadt Wien usw. geliebt und gefördert worden – er hat es nicht notwendig, daß er gefördert wird, aber bitte – als die grüne Welle da

war. Die grüne Welle ist ja – Gott sei's geklagt – heruntergebuttert durch den hereinbrechenden brutalen Kapitalismus. Denn wenn jeder zittert um seinen Arbeitsplatz, hat er verständlicherweise keine Zeit und keine Lust, an den Wald zu denken, an die Bäume, an die Au usw. Auf diese brutal kapitalistische Weise ist das Grüne auch entschwommen. Aber ich glaube nicht, daß das bleibend sein wird. Die „grüne Welle“ ist ja eine Jahrhunderterscheinung. Aber auch Hundertwasser ist natürlich ein wenig unter die nichtgrünen Räder gekommen. Ich glaube beispielsweise, heute würde man sein Haus in Wien nicht in der Art fördern, obwohl es ja auch ein Zentrum für den – problematischen – Fremdenverkehr geworden ist. Aber man soll sich um den Zeitgeist nicht scheren, man soll sich einen Künstler anschauen und soll sagen: „Der gefällt mir, der erwärmt mein Herz, der ist gut ...“ und dies aus den folgenden Gründen – Punkt.

Sch.: *Dann gibt es aber noch einen Aspekt, der Hundertwasser auch vorgeworfen wird, nämlich der des kommerziellen Erfolgs. Seine Sachen sind ja, weil sie breite Strömungen der Bevölkerung und breite Bedürfnisse ansprechen, sehr populär, und es gibt Folgeprojekte. Hundertwasser hat in Frankfurt eine Kindertagesstätte gebaut und wird in Wittenberg eine Schule umgestalten: Das ist nichts Kommerzielles. Aber es gibt auch eine Reihe von anderen Folgeprojekten, etwa dieses große Rogner-Projekt in Blumau, das vielleicht Rogner ein bißchen zu groß geworden ist. Da Hundertwasser so eine breite Bevölkerungsschicht anspricht, immer noch anspricht, kann man natürlich versucht sein, kommerziell und politisch ein bißchen auf diesem Klavier zu spielen. Da kann es für eine Stadtverwaltung schon attraktiv sein, mit Hundertwasser ein „bißchen in Grün zu machen“ und eine kleine Behübschung vorzunehmen, wie das so gerne genannt wird. Und andererseits gibt es heute elitär-progressive, durchaus nicht antiökologische Kreise, die das ablehnen. Dieser Konflikt ist soziologisch für*

*mich faszinierend. Es gibt beispielsweise das Phänomen der „Schwarzgekleideten“, nicht? Ganz in schwarz gekleidet zu gehen ist sicher ganz fesch, gelegentlich, aber es gibt auch permanent Schwarzgekleidete, und da gewinnt die Sache eine fast weltanschauliche Dimension. Nach meiner Feststellung sind die Schwarzgekleideten praktisch immer Hundertwasser-Hasser. Es handelt sich dabei oft um Leute von den Akademien, aus einem kleinkünstlerischen Milieu, aus bestimmten Bereichen der Medien oder um Architekten. Ich sehe auch da eine eigentümliche sozialen Spannung: Einerseits setzt sich das „Produkt Hundertwasser“ auf dem breiten Markt durch, auch mit diesen Gift-Shops und dergleichen. Auf der anderen Seite gibt es so etwas wie eine – vielleicht vorgebliche – Oberschicht, die genau das ablehnt. Was sagt Du dazu?*

N.: Das erste ist einmal, ich stehe nicht zu dem Satz „Ein Künstler ist dann ein Künstler, wenn er neben den Schuhen geht und verhungert“. Der Erfolg, der materielle Erfolg eines Künstlers ist nichts Kriminelles und kann umso weniger kriminell sein in einer Zeit, wo alle Menschheit darauf gedrillt wird, was sie angeblich und wirklich zu leisten hat und daß sie damit einen Haufen Geld verdienen soll und muß. Das kann man einmal abhaken. Ein materiell erfolgreicher Künstler ist nichts Böses. Zweitens: Wir leben in einer Zeit des Größenwahns. Wenn es einmal einer geschafft hat, auch wenn er sich gegen die Großtendenz der „Verhäßlichung“ durchsetzt mit seiner Tendenz zur Schönheit, dann wird auch eine solche Gegenteilendenz in unserer Zeit großwahnsinnig aufgeblasen. Es ist ja eine ungeheure Sehnsucht im Volk nach den schönen Künsten im ursprünglichen Wortsinn. Man könnte sagen: „Ein Hundertwasser ist wunderbar, die Bresche, die er schlägt, ist wunderbar, aber hundert Hundertwasser sind zuviel, auch wenn es nur ein Hundertwasser ist, der hundertfach baut, nachgeahmt wird, usw.“ Also, gegen das muß man sich wehren. Wie sich da ein Künstler wehren soll, der sich unter anderem ja

auch freut, wenn er Erfolg hat, das kann ich ihm nicht sagen, da wird er schon selber draufkommen. Aber natürlich kann man jede noch so schöne und begrüßenswerte Tendenz zu Tode hetzen, indem sich der Zeitgeist, die Zeitgeister draufsetzen.

Sch.: *Bis jetzt ist es ja eigentlich so: ein Haus pro Stadt. Mit einer gewissen Ausnahme in Wien.*

N.: Ja, das kann man ja auch sagen, wenn etwas gut ist, setzt sich das auch als Stil durch, bis dorthin, daß man sagt, das ist jetzt schon zuviel. Nichts als Gotik, nichts als Barock, nichts als Hundertwasser, das wäre zuviel. Aber so weit ist es ja noch nicht, meinem Gefühl nach wird es auch nie so werden. Vorläufig heißt das nur, dies lag dem Menschen irgendwo tief drinnen, und der Künstler hat es aufgedeckt. Jetzt sind die Leute froh, und jetzt wollen sie es.

Was im übrigen die Schwarzgekleideten betrifft, ich bin ja ein liebevoller Mensch und versuche auch die Schwarzgekleideten zu lieben, aber irgendwo gehen sie mir natürlich total „auf den Wecker“. Wie soll man sagen, diese Gemeinsamkeit im Weltuntergang, zugleich mit Schielen nach der Subvention, nach Erfolg und Ruhm ist mir sehr peinlich. Und ich muß alles aufwenden, damit ich diese Leute trotzdem liebe.

Sch.: *Ein bißchen tun sie einem auch leid. Ich meine, sich einmal ausnahmsweise schwarz anzuziehen ist ja ganz schön. Aber immer, das kommt einem schon wie eine Mangelerscheinung vor ... In Wahrheit wäre es doch viel schöner, wenn wir alle bunt wie*

*die Paradiesvögel gekleidet gingen. Das machen wir Büromenschen – also ich spreche da von mir, nicht von Dir – ohnedies viel zu wenig, und meine neunjährige Tochter kritisiert mich zum Beispiel immer wieder, ich sei viel zu wenig bunt gekleidet.*

N.: Na ja, meinem Gefühl nach ist bunt ein Teil von Schönheit. Natürlich ist auch Strenge, das rein Weiße, rein Schwarze Schönheit, aber das Schwarze als Lebensfarbe ist eben irgendwie verdächtig. Mir fällt dazu ein: „Seitenblicke in Schwarz“, in Wahrheit ist das eine „Schwarz-Schickeria“ und nicht das, was es ja gegeben hat in der Kunstgeschichte und was auch immer sehr wichtig war, das wirklich Schwarze. Etwa ein Baudelaire, ein Edgar Allan Poe, das ist es ja nicht, was die draufhaben. Und außerdem glaube ich, heißt schwarz gegen dieses und jenes. Und wir hätten ja so gerne, daß die Leute, vor allem im Bereich der Künste, für etwas sind. Und das „für“ ist eher bunt und das „gegen“ ist eher schwarz und gar keine Farbe.

Sch.: *Vielleicht noch ein Schlußwort zu Hundertwasser, eine Zusammenfassung, denn wir sind jetzt doch ein bißchen in die Kulturosoziologie hineingerutscht.*

N.: Meinem Gefühl nach ist Hundertwasser ein Jahrhundertkünstler insofern, als er einen längst überständigen, altmodischen Modernismus radikal durchbrochen hat, durch seinen echten Modernismus. Echte Moderne heißt ja neu sein und nicht das tun, was man schon seit hundert Jahren tut.

## GUSTAV PEICHL

Interview mit Architekt Prof. Gustav Peichl am 23. 7. 1996.

Sch.: *Wir sind heute bei Professor Peichl und sprechen über das „Phänomen Hundertwasser und die Architektur“. Ich bitte Professor Peichl zunächst einmal, ein grundsätzliches Statement abzugeben.*

P.: Der Liebe alte Hundertwasser, wir sind beide Jahrgang 1928, ist mit Sicherheit einer der originellsten Persönlichkeiten dieser Jahrzehnte in unserem Land. Das ist unbestritten.

Hundertwasser, den ich sehr lange kenne, 45 Jahre, ist als Maler ein „phantasiereicher Beginner“ gewesen mit seinem „Europäer, der sich den Schnurbart hält“ (sic!) – um nur ein Bild zu nennen, ich glaube Anfang der fünfziger Jahre. Er hat dann später im Zuge seiner sehr erfolgreichen Propagandatätigkeit – Eigenpropagandatätigkeit – bemerkt, daß man allein mit Bildern, die gemalt sind und viel Arbeit kosten, nicht reüssieren kann, wiewohl er international anerkannt ist.

„Aberbach Fine Art“ in New York hat ungeheure Erfolge mit ihm gefeiert. Er, Hundertwasser, ist dann draufgekommen, daß man auch andere Dinge machen kann, z.B. die Welt verändern. Verändern im Sinne der ökologischen Betrachtungsweise, damit kamen seine Ideologien zum Garten, zum Behübschen, zum Begrünen ... und er landete letztlich bei der Architektur.

Als Architekt muß ich Ihnen sagen, daß Hundertwasser eigenständige, eigenwillige Werke vollbringt, er ist für mich aber kein Architekt, er ist für mich ein Künstler, der die Grenzen überschreitet, eine interessante Persönlichkeit, ein „Muntermacher“. Alle seine Ideen, seine Ideologien sind ehrlich gemeint, das ist schon sehr viel in der heutigen Kunst. Wenn man an die maßlose Überschätzung mancher großer Maler, Fast-Maler denkt – ich möchte hier keine Namen nennen – ist Hundertwasser ein für

sich und die Welt Ehrlicher. Nochmals, das ist sehr viel. Nur, in dieser seiner Ehrlichkeit verfängt er sich manchmal in Themen, die er nicht ganz schafft. Seine Ökologiebestrebungen, seine Ideen, kämpferisch gegen die gerade Linie zu sein, das ist sehr gutes Propagandamaterial. Aber es kann natürlich nicht richtig sein. Auch bei Michelangelo kommt die gerade Linie vor.

Also, das ist überzogen. Hundertwasser überzieht gern, um erstens Aufmerksamkeit zu erwecken, das gelingt ihm. Und zweitens auch, um sich selbst zu stärken. Das heißt, um seine eigenen Ideen so zu interpretieren, daß er sicher ist, daß sie die richtigen sind. Dazu seine provokanten Äußerungen gegen die gerade Linie, „alles nur Spirale“ war sein Kampfruf.

In der Architektur hat er große Probleme, da er die nötigen Funktionen zu arg verteufelt. Ich bin in meiner Architektur, wie man weiß, kein Konstruktivist. Ich bin auch kein Anhänger des übertriebenen konstruktiven Formwillens, aber ich weiß als Architekt, daß das Konstruktive und das Funktionelle mit zu berücksichtigen sind. Wenn jetzt Hundertwasser hergeht und das alles über Bord wirft und sagt, ihm ist es ganz egal, er macht einen Fußboden, der ist total uneben und wellig: Das ist vielleicht „poetisch“, es gefällt mir. Nur: Das Ausscheiden und das Eliminieren des Funktionellen, das geht in der Architektur nicht. Die Leute stolpern, die Leute fühlen sich nicht wohl.

Das heißt, einerseits predigt er das totale Sich-Wohlfühlen des Menschen, was sehr gut ist, andererseits negiert er so viele Sachen, die auch zum Wohlfühlen gehören.

Er ist ein Poet, überhaupt keine Frage, im verbalen ist er ein Poet, im malerischen ist er ein Poet, ich habe

viele Bilder von ihm, noch aus der früheren Zeit. In der Architektur ist es schade, daß er Dinge, die notwendig wären, nicht beachtet. Und so gesehen, sind alle seine „Architekturen“, die Kindergärten, die Wohnhäuser, alles was er baut, letztlich nicht nur positiv zu bewerten.

Meine Bewertung geht dahin, daß ich sage: Muntermacher, großartiger Bursch, Feind der Architekten, was gar nichts macht, denn Architekten machen ja so viele Fehler, daß es nur gut ist, wenn sie Korrektive haben. Nur, er steht das nicht durch, und er schafft es nicht. Die Grenzüberschreitung des Friedensreich Hundertwasser ist hochloblich, aber leider gelingt sie ihm nicht immer.

Sch.: Darf ich jetzt ein paar Fragen stellen? Ich bin ja Sozialwissenschaftler von der Ausbildung her, und mich interessiert nicht nur der künstlerische Aspekt, sondern die Rezeptionsgeschichte Hundertwassers. In diesem Zusammenhang fällt mir eine seitens des breiten Publikums ungeheuer positive, ja in manchen Fällen fast ekstatische Zustimmung auf, das kann man in den Besucherbüchern nachlesen (Motto: So sollten Städte aussehen). Und auf der anderen Seite gibt es eine Ablehnung der Architekturkritik, sie hat, ich würde schon fast sagen „Schaum vor dem Mund“. Ich habe Ausdrücke wie „Beulenpest“ gelesen (Waechter-Böhm), ich habe Ausdrücke wie „Krebsgeschwür“ gelesen (Dietmar Steiner), und mich interessiert dieser Gegensatz. Wobei ich insoweit vertiefen möchte: Ich habe einen Ausdruck von Mark Girouard gefunden, und er hat gemeint – in den siebziger Jahren – die moderne Architektur habe „versagt, Bilder der Freude, des Sich-Wohlfühlens, der Konvivialität zu schaffen“.

P.: Das ist natürlich ein Blödsinn, denn der kennt beispielsweise meine Architektur nicht ...

Sch.: Davon mal abgesehen: Ist die Massenzustimmung zu diesem bunten, kindlich sich gebenden Architekturpekt nicht so etwas wie eine Rebellion gegen, sagen wir, das asketische Erbe der Moderne?

P.: Ja, da steckt jetzt so viel drin, da kann ich ihnen jetzt eine halbe Stunde darauf antworten, eingehen, ablehnen, anerkennen, wie immer. Sicher ist das Phänomen Hundertwasser etwas total Umstrittenes. Bei den Bürgern, beim Volk, bei den Betrachtern, bei den Nutzern, egal wie sie sie einteilen wollen. Aber ist das nicht jeweils bei allen gewesen, die stark kreativ waren? Es gibt doch keinen Schriftsteller, der nur Anerkennung hat. Sie sehen doch das bei Breitschriftstellern oder bei den Leuten, die von der Kritik total abgelehnt werden und trotzdem Hunderttausende bis Millionen Auflagen machen? Es gibt in allen Kunstsparten den Widerspruch über ein interessantes Werk. So sehe ich das bei Hundertwasser ...

Sch.: Dieser Widerspruch zwischen Massenpopularität und Zustimmung der Eliten ist aber doch erst ab etwa 1910 so scharf!

P.: Also, da bin ich jetzt vielleicht nicht so ganz der Kenner. Das wäre möglich. Wann war der Hanslick, der berühmte Musikkritiker ... ?

Sch.: ... um 1880.

P.: Aber ich bin kein Fachmann der Jahreszahlen, und ich kenne mich da nicht so aus. Ich will nur sagen, daß das für mich überhaupt nichts Außergewöhnliches ist. Ich habe ein Haus gebaut in Salzburg, ein ORF-Studio. Ich habe, als es fertig war, von der Baustelle davonlaufen müssen. So haben mich die Heimatschützer verfolgt und wollten mich prügeln! Weil das Haus so schrecklich war, angeblich, aus dem Blickwinkel der Heimatschützer, die mich damals wirklich verfolgt haben. Die Kronen-Zeitung hat geschrieben „eine Schandtat für Salzburg“, also das mieseste, was man sich an Kritiken vorstellen kann, habe ich eingeheimst.

Nach einem Jahr war es als einer der berühmtesten Bauten Österreichs, in der allgemeinen Kunstkritik anerkannt. Heute gibt es kein Architekturlexikon, in dem mein ORF-Studio nicht vorkommt. Ich reiße mich nicht daran. Ich sage, mir ist das Positive in der



Kritik lieber als das Negative, aber auch ich lebe mit dem Negativen. Was die von Ihnen zitierten Auswüchse wie „Beulenpest“ betrifft: Niemand ist so oberflächlich, und kein Beruf ist so schlimm wie der Beruf des Kritikers. Das ist überhaupt keine Frage. Ohne Namen zu nennen, wissen wir, daß die meisten Kritiker entweder Studienabbrecher oder gescheiterte Maler, gescheiterte Architekten sind und dann glauben, sie wüßten es besser. Es gibt Wissener und Besserwisser. Wenn ein sogenannter namhafter Kritiker solche miesen Worte sagt, würde ich sagen, deklassiert er sich selbst. Ich habe sehr viel gegen Hundertwasser-Architektur, würde es aber anders formulieren. Daher würde ich die extremen Äußerungen eines Kritikers überhaupt nicht ernst nehmen. Das geschieht, nochmals gesagt, in allen Bereichen. Ich erinnere mich, als ich ein junger Mann war, in

den fünfziger Jahren, hat Hans Weigel miesest, aber wunderbar formuliert, über großartige Burgschauspieler geschrieben. Im gleichen Atemzug haben andere wieder wunderbar geschrieben. Ich würde jetzt sagen: Das Phänomen Hundertwasser ist Phänomen genug, und ich würde die Diskrepanz der Beurteilung nicht so hoch bewerten. Weder das Negative noch das Positive. Wenn jemand in ein Gästebuch bei Hundertwasser-Ausstellungen hineinschreibt, so sollte die ganze Welt aussehen, wunderbare Architektur, würde ich das ebenso lächelnd akzeptieren, wie wenn einer hineinschreibt, was soll dieser Dreck oder was soll dieser Mist. Das ist meine Meinung dazu. Das Extreme gibt es doch überall.

Sch.: Ich würde aber behaupten, daß es eine Revolution der Moderne gegeben hat, auf einer ganzen

Reihe von Gebieten, und daß diese Revolution der Moderne einen asketischen Zug gehabt hat. Schönberg in der Musik, in der Architektur sowohl bei Loos als auch später bei Le Corbusier, die sich nicht unbedingt geschätzt haben. Es hat diese Tendenzen gegeben. Zuvor aber kam es im 19. Jahrhundert zu einer „populistischen Synthese“, quasi unter dem Titel des „Geschmückten“. Sie wissen vielleicht, daß Schönberg gesagt hat: „Meine Melodien werden die Leute einmal auf der Straße pfeifen“, und das hat er, glaube ich, auch ernst gemeint. Er hat gemeint, hier wird jetzt ein Fortschritt realisiert, und zwar in die asketische Richtung der Zwölf-Ton-Lehre, und die Leute werden dem folgen, später, und sie werden das auch auf der Straße pfeifen. Das tun sie aber nicht, sondern sie gehen in Musicals und pfeifen allenfalls solche Melodien, wenn nicht noch einfachere. Und jetzt direkt zur Architektur. Sie haben selbst einmal gesagt, die Postmoderne wird sich noch kurz halten, denn „sie ist populär, sie versteht ein jeder“.

P.: Aber das ist vorbei ... Diese Camouflage-Architektur ist vorbei. Sicher habe ich damit recht gehabt.

Sch.: Ja, aber gibt es das „Bedürfnis für das Geschmückte“ nicht noch immer? Kommt das nicht aus der Hundertwasser-Begeisterung heraus?

P.: Nichts gegen das Schmücken! Aber im Schmücken kann man niveauvoll und niveaulos sein. Ich bin für den Kitsch, aber ich bin gegen den Schund! Es wird sehr oft etwas Schundiges mit Kitsch verwechselt. Und da müssen wir sehr aufpassen, ich wollte sie jetzt bitte nur korrigieren.

Sch.: Also, Sie unterstellen, daß Hundertwasser Schund macht ...?

P.: Moment, das habe ich nicht gesagt. Ich bin da ganz ehrlich und offen, nur, ich unterstelle Ihnen, daß Sie mit Ihrer These Hundertwasser aufwerten wollen und meinen, Hundertwassers Ideologie wäre eine zukunftsweisende. Das ist sie aber mit Sicherheit nicht.

Sch.: Vielleicht darf ich das aufklären. Ich bin nicht unbedingt ein „Fan“ seiner Architektur ...

P.: Nein, aber Ihre Äußerungen verstand ich so.

Sch.: Nein nein, ich nehme Hundertwasser und seinen Erfolg als Indiz eines in der Tat möglichen Wertewandels, der sich bereits angedeutet hat im kurzen Erfolg der Postmoderne ...

P.: Die Postmoderne war kein Erfolg. Die Postmoderne war ein totaler Mißerfolg. Die Postmoderne wurde viel gebaut, aber ist ein totaler Mißerfolg. Die Postmoderne war die kürzeste von allen Moden, und sie ist gescheitert.

Sch.: Und zwar, warum?

P.: Das kann ich Ihnen sagen: Weil man nicht als Architekt nur dem Dekor – ob gut oder schlecht, ist ein anderes Thema – und der Camouflage dienen kann. Die Postmoderne beachtet nicht die Konstruktion, sie beachtet nicht die Funktion, sie dekoriert ausschließlich. Das ist der Sinn der Postmoderne. Der Stallgeruch der Postmoderne ist eine Camouflage-Architektur, einer Schaufensterdekoration gleich. Für kurze Zeit und dann weg. Eine Filmarchitektur. Wenn Fanz Antel einen Film gedreht hat, hat er so gebaut ...

Sch.: Aber Philip Johnson hat auch eine Zeitlang so etwas gemacht ...

P.: Ja, völlig klar. Aber was soll die Argumentation? Philip Johnson ist ja ein Chamäleon – auch heute noch. Philip Johnson hat, das weiß man ja – man muß sein Buch lesen oder seine Biographie – zuerst einmal die Nazis sehr gern gehabt, das soll sein. Erst hat er die Nazi-Architektur sehr gern gehabt, und dann hat er die Moderne, die internationale Moderne, sehr sehr gefördert. Später hat er mit seinem New Yorker Gebäude, das wie ein Uhrengehäuse aussieht, die Postmoderne mitgemacht. Das sagt ja überhaupt nichts. Genauso wie es überhaupt nichts sagt, wenn heute ein Affe, in Schönbrunn die Nonja, etwas malt, und die Leute kommen und sagen

„schön, genau wie Picasso“. Das ist sehr gefährlich und blöd. Obwohl die Sachen von dieser Nonja – ich habe selber einmal mit ihr zusammen gemalt für eine Fernsehsendung – nicht uninteressant sind.

Nur: Man muß wissen, wo man sie einordnet. Und wenn man Picasso gesagt hat, dann bitteschön: Picasso wurde ja so was von beschimpft, auch Jackson Pollock mit dem Tachismus wurde beschimpft. Trotzdem, nicht nur großartige Kreativapostel, sondern Leute, die wirklich etwas angeregt haben und weitergebracht haben. Hundertwasser: Ich schätze ja die Dinge, das ist ja Spaßig, ist ja herrlich. Ich fahre beispielsweise jeden Tag bei seinem goldglänzenden Zwiebelturm dort vorbei. Alle Leute schimpfen drauf, ich überhaupt nicht. Ich finde das heiter, ich finde das lustig!

Sch.: Ich kenne fast nur Leute, denen es gefällt.

P.: Na, na ...

Sch.: Da verkehre ich vielleicht in anderen Kreisen ...

P.: Na, na, die Besserwisser der Kunstkritik oder Architekturkritik schimpfen.

Sch.: Das ist ja ein relativ kleiner Kreis ...

P.: Ich kann Ihnen sagen, mir gefällt es. Es hat ungeheure Phantasie, es ist sogar handwerklich sehr gut gemacht. Ich bewundere das immer, wie die goldene Zwiebel so toll glänzt. Ich mache jetzt etwas Ähnliches mit weißen und grünen Streifen und habe meinen Mitarbeitern gesagt: „Kinder, wir müssen ein Material finden, das so ist wie Hundertwassers Goldkugel.“ Ich habe etwas dafür übrig, aber wenn Sie versuchen zu behaupten, das wäre die Zukunft der Architektur, ist das falsch.

Sch.: Sage ich ja nicht.

P.: Na o.k. Ich will das nur deponieren.

Sch.: Ich sage, es ist ein Indiz für bis jetzt oder in der letzten Zeit nicht genügend befriedigte Bedürfnisse. Und jetzt komme ich auf ein ganz konkretes Bauwerk. Sie haben eine schöne Schule gebaut, in der

Otto Probst-Straße, glaube ich, am Wienerberg. Ich weiß nicht, in welchem Ausmaß Sie mit dem Platz davor auch was zu tun haben. Der Platz ist unsäglich öde.

P.: Er war doppelt so groß, ich habe ihn verkleinert. Im Kampf mit den Leuten vom Rathaus. Ich bin nicht glücklich mit dem Platz.

Sch.: Es ist, glaube ich, niemand glücklich mit dem Platz. Es sind kaum Leute drauf zu sehen, es ist ja eine Wüste.

P.: Ich habe so eine Pyramide draufgestellt ...

Sch.: Also grundsätzlich wollte man, soweit ich weiß, keine Bäume dort pflanzen.

P.: Oh ja doch, es gibt Bäume, ein paar schon. Einer steht vor dem Kindergarten, und drei oder vier stehen vor meiner Schule. Ich gebe zu, die bepflasterte Ebene ist nicht befriedigend.

Sch.: Gegenüber habe ich vor zwei, drei Jahren ein Lokal gesehen, das dort eröffnet wurde. Das ist das archetypische Kitschlokal. Es hat Laternen und eine Holzbalustrade, neotirolesisch. Innen stehen, glaube ich, lila Plastikessel. Gibt es nicht so etwas wie ein „Menschenrecht auf Kitsch“, das sozusagen von der asketischen Richtung der modernen Architektur negiert wird?

P.: Ich weiß nicht, wie gut Sie meine Architektur kennen. Ich wiederhole mich, ich habe einen Hang zum Kitsch, ich mag es, wenn sich die Leute wohlfühlen, ich mag auch mit Farben, mit Formen arbeiten, also etwas, was die Poesie fördert oder anspricht. Ich bin ja dafür. Trotzdem meine ich, ist die Funktion nicht auszuschalten. Unser Gespräch wird deswegen so oberflächlich, weil man immer schwarzweiß vergleicht. Die Plastikessel und Holztsche mit einer Architektur. Das sind verschiedene Sachen. „Suum cuique“ sagt der Lateiner, es heißt also wirklich „jedem das Seine“, was ihm gefällt. Das gilt auch für Hundertwasser, wenn es den Leuten gefällt. Überhaupt keine Frage, nur die Allgemeingültigkeit ist nicht gegeben.

Sch.: *Vielleicht jetzt noch eine kurze Stellungnahme zu den anderen Maler-Architekten, Brauer, Fuchs etc. Sie haben zu Hundertwasser gemeint, der hat sich so für die Architektur interessiert, weil er ein zweites Standbein gebraucht hat. Ich habe mir das aber überlegt, er war schon 1954 für das Behalten der Bombentrichter, in diesem Manifest, dem „Verschimmelungsmanifest“ ...*

P.: Das stelle ich jetzt in der Bundeskunsthalle in Bonn aus, weil ich das für eine gute Sache halte.

Sch.: *Hundertwasser hat da sehr früh mit Redlichkeit diese Meinung vertreten, und das scheint ja bei Brauer ähnlich zu sein. Er hat seine Lieder gemacht, hat auch selbst so gebaut in En Hod. Fuchs hat sein Brunnentempelchen errichtet ...*

P.: Ich weiß, das wird ja oft gefragt. Ein Hundertwasser-Haus – wunderbar, zwei wunderbar. Ein ganze Stadt von Hundertwasser-Häusern wäre ein Chaos.

Das gleiche gilt für Ernst Fuchs und auch für Arik Brauer. Alles Freunde von mir, zirka gleichaltrig, wir haben einen gemeinsamen Werdegang ...

Sch.: *Gleichartig oder gleichaltrig?*

P.: Gleichaltrig. Wir sind 28er Jahrgang, Ernst Fuchs ist ein 29er. Ich will nur damit sagen, daß die Leute ihre Selbstverwirklichung wunderbar ausspielen sollen, Ernst Fuchs, Hundertwasser. Nur bitte, ein Wien mit zwanzig, dreißig, fünfzig Arik Brauer-Häusern wäre eine Katastrophe. Ein Brauer-Haus ist lustig, da werden die Leute so hinpilgern wie zu Hundertwasser. Ich sage, der Erfolg gibt ihnen recht. Nur: Man muß das Begrenzte sehen, man muß sehen, wie weit darf man das und wo darf man das nicht mehr. Das ist zu Hundertwasser allgemein zu sagen.

Sch.: *Ich glaube, das ist jetzt ein schöner Abschluß. Würden Sie den akzeptieren?*

P.: Ja, ich stehe zu allem, was ich gesagt habe.

## PETER UND ERIKA PELIKAN

Dipl.-Ing. Peter Pelikan, Architekt vieler Hundertwasser-Bauten, und Erika Pelikan

Sch.: *Es ist der 3. 4. 1998, und wir sprechen über Hundertwasser und die Architektur, vielleicht auch über Hundertwasser und die Architektenzunft und warum es hier so große Spannungen zu geben scheint. Darf ich Sie um ein Einleitungsstatement grundsätzlicher Art bitten?*

PP.: Um Architekten und Spannungen kümmere ich mich überhaupt nicht. Wir versuchen, unsere Aufträge gut zu erledigen, und wir glauben, daß es richtig ist, uns nach den Bedürfnissen der Nutzer zu richten, ob das jetzt Kinder oder Beamte oder Kurgäste sind. Bis jetzt haben wir damit Erfolg gehabt, alle fühlen sich wohl, und das ist das Wichtigste.

Sch.: *Ich glaube, wir sollten auf dieses „Wohlfühlen“ der Benutzer später noch zurückkommen. Es erscheint ja speziell in der Architekturkritik nicht unbedingt als wesentliches Erfolgskriterium eines Baus. Aber vielleicht wäre es zu Beginn nicht schlecht, zu sagen, wie Sie überhaupt in Kontakt mit Friedensreich Hundertwasser gekommen sind. Sie waren ja nicht der erste Architekt, mit dem er sein Hundertwasser-Haus bauen wollte, aber Sie waren offenbar derjenige, der als erster bereit war, mit ihm an einem Strang zu ziehen.*

PP.: Ich war früher Architekt bei der Gemeinde Wien, bei der MA 19. Ursprünglich begann Hundertwasser die Planung seines Hauses mit Architekt Krawina. Mit diesem gab es allerdings Probleme, Hundertwasser konnte mit ihm nicht arbeiten. Krawina konnte von seiner Rasterarchitektur nicht wegkommen. Er konnte sich nicht mit der Hundertwasser-Architektur identifizieren. Und Hundertwasser hat das natürlich nicht gutgeheißen.

Nach dem Krach ist Hundertwasser zum Bürgermeister gegangen, Leopold Gratz, und dieser hat einen

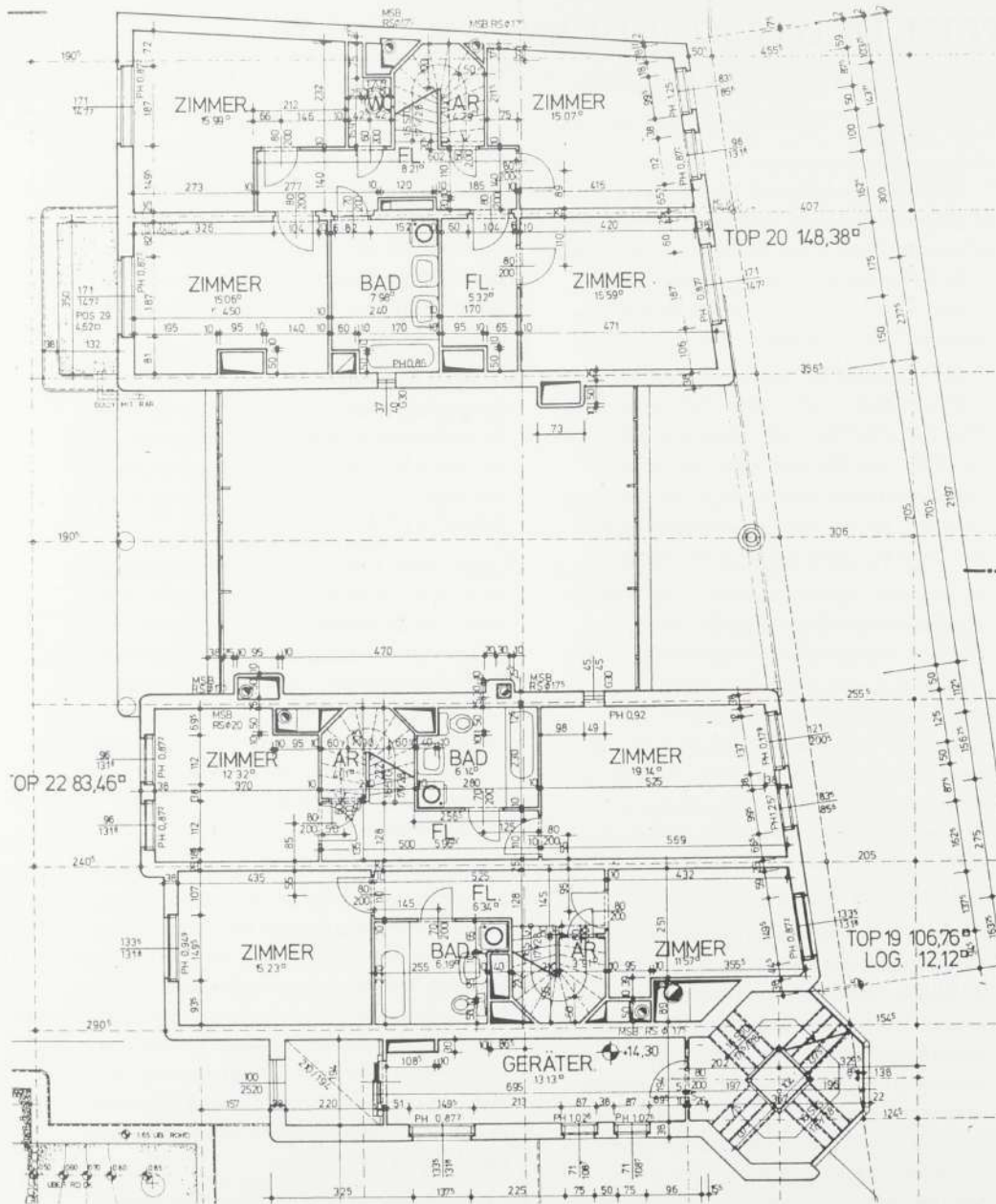
beamteten Architekten gesucht, da ein Beamter weisungsgebunden ist und sich unterordnen muß. Außerdem fällt kein zusätzliches Honorar an. Krawina war von der Gemeinde bezahlt worden, also wollte man kein zweites Architektenhonorar zahlen. Der Chef der MA 19 wählte mich aus..

Sch.: *Wenn Sie auf Ihren Werdegang zurückschauen, Sie sind durch dieselbe Ausbildung gegangen wie die anderen Architekten, die „Hundertwasser-Hasser“ geworden sind. Wieso hat es bei Ihnen diese Offenheit für ein Projekt gegeben, die beispielsweise Krawina nicht aufbringen konnte?*

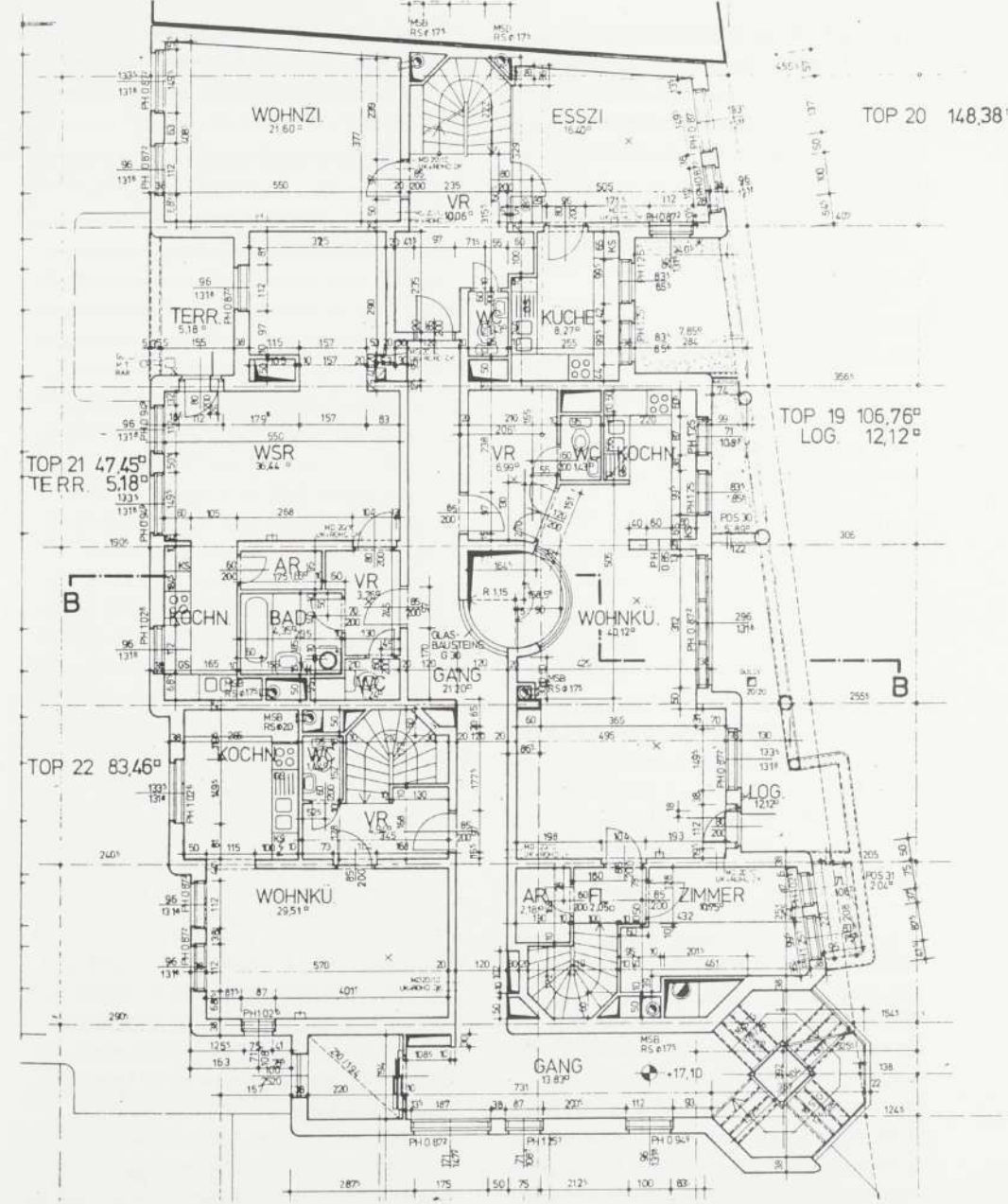
PP.: Mich hat die eher kalte Architektur der Moderne nie fasziniert. Wenn man meine Sachen anschaut, die ich vor der Zusammenarbeit mit Hundertwasser als Gemeindearchitekt geplant habe, zum Beispiel den Umbau des Jörgerbads im Jahr 1973, ist die Gestaltung im Innenbereich romantischer, bunter als damals üblich, unter Verwendung von viel Keramik. Hundertwasser habe ich 1981 kennengelernt, also acht Jahre später. Ich habe immer schon in diese Richtung tendiert.

Sch.: *Vielleicht gleich eine sehr grundsätzliche Frage: Warum, glauben Sie, hat sich diese kühle, bewußt nüchterne Art so durchgesetzt, obwohl man immer wieder den Eindruck hat, daß die Benutzer das nicht so wollen, und lieber Häuser bauen, die von der Kritik als „Musikantenstadt-Architektur“ oder ähnliches abgewertet werden? Die Menschen haben es ja meist nicht so gerne weiß, kalt und nüchtern, sondern sie mögen Holz, Bunt, Schmuck. Wieso ist es zu dieser Spannung gekommen, die Hundertwasser auch kritisiert?*

PP.: Es hängt wohl auch mit den Kosten zusammen. Von vielen Bauherren wird das bevorzugt, was billig



148 Architekt Peter Pelikan, Grundriß Hundertwasser-Haus, 5. Stock (Ausschnitt)



149 Architekt Peter Pelikan, Grundriß Hundertwasser-Haus, 6. Stock (Ausschnitt)

und pflegeleicht, was leicht zu reparieren ist, und wo man keine Angst haben muß, daß es später zu Bauschäden kommt. Die meisten Architekten trauen sich auch nicht, anderes zu versuchen. Weiß gilt als „schön“ und „modern“, aber es ist auch risikolos.

Sch.: *Es gibt auch eine Ideologie der Kargheit. Wenn Sie sich ansehen, was die Architekturkritik schreibt, dann werden hier gerne wertbelastete Lobesworte verwendet ...*

PP.: Ja, die Architekturkritiker schreiben von „vornehmer Nüchternheit“ oder von „Zurücknahme“ ...

EP.: Unlängst habe ich ein Foto eines fast fensterlosen Bauwerkes gesehen, da war der Kommentar so etwas wie „schöne Nüchternheit“ und „klare Linien“. Das Ideal ist offenbar eine Schuhschachtel.

Sch.: *Frau Waechter-Böhm hat einmal, in einem denkwürdigen Artikel, gefordert, auf dem Rathausplatz eine Aluminium-Box hinzustellen. Ich fürchte, das war nicht satirisch gemeint.*

PP.: Das ist eine Ideologie, mit der wir nichts anfangen können und auch nicht wollen. Wir gehen einen anderen Weg und haben bis jetzt immer nur ein gutes Echo gehabt. Daß Hundertwasser hier und da, was er ja sehr liebt, mit Kugeln und Figuren auf Fassaden für manchen Geschmack des Guten zuviel tun mag, das ist eine andere Geschichte. Architektur ist ja viel mehr: nämlich der Baukörper, die Philosophie, die Dächer, die Wege, die Fenster, die Funktionen – ob man außen eine Kugel mehr oder weniger verwendet, sollte für die Beurteilung des Gesamtwerkes nicht ausschlaggebend sein. Es geht jedenfalls vor allem darum, daß sich Menschen wohlfühlen. Ich habe zum Beispiel noch nie einen Norm-Grundriß erarbeitet, ein Regelgeschoß. Bei uns gibt es immer in jedem Geschoß andere Wohnungen, andere Grundrisse, natürlich statisch richtig, aber so, daß es für jeden Bewohner interessant ist, in diesem Haus zu wohnen. Das mag ein bißchen teurer kommen, aber es zahlt sich letztlich aus.

Sch.: *Gehen wir einmal zurück zur Begegnung mit Hundertwasser. Es heißt: Freiwillige vor, Sie melden sich. Wie war dann die Erfahrung des Zusammenarbeitens mit Hundertwasser?*

PP.: Es war vom Anfang an zwischen uns eine gegenseitige Sympathie und ein Einverständnis über Architektur und die dazugehörige Philosophie. Hundertwasser war begeistert beim Umsetzen seiner Ideen. Zum Beispiel war er einmal eine Woche bei mir, wir haben gemeinsam herumgebastelt und gezeichnet, Säulen entworfen, etc. Das war phantastisch.

Sch.: *Die Menschen, die Hundertwasser persönlich kennengelernt haben, haben ihn immer als sehr aufgeschlossen, warmherzig und sympathisch empfunden. Ich habe im Zuge dieses Auftrages auch ein sechsstündiges Gespräch mit Hundertwasser geführt, habe auch sofort eine sehr positive Beziehung gewonnen und war sehr beeindruckt. Ich habe mit dem Pfarrer von Bärbach, Herrn Dr. Zeck, gesprochen, er war rührend, hat Hundertwasser sogar mit der heiligen Therese von Lisieux verglichen. Hundertwasser ist jemand, der im persönlichen Kontakt die Menschen sehr gewinnen kann. Warum kommt es da nun zu solchen Haßorgien gegen Hundertwasser, vor allem in der Architekturpublizistik?*

PP.: Früher, als Maler, war er sicher auch bei Architekten anerkannt. Dann hat er in eine „verbotene“ Materie eingegriffen. Da waren die Architekten nicht begeistert, als er noch dazu Erfolg hatte.

EP.: Hundertwasser hat begonnen mit Verbalattacken gegen die herrschende Architektur der fünfziger und sechziger Jahre, als ja wirklich „Schuhschachteln“ gebaut wurden. Er hat klar und deutlich gesagt, das ist eine Architektur, die den Menschen kaputtmacht und in der sich kein Mensch wohlfühlen kann. Erstens von der Form her, die vollkommen uniform ist, man kann sich mit nichts identifizieren, ein Kind sieht in den tausend Fenstern nicht, welches sein eigenes ist. Man kann sich aber auch mit der Farbe

nicht identifizieren, weil alles irgendwo undefinierbar, unpersönlich, vor allem nicht freundlich und nicht fröhlich ist. Ich glaube, daher rührt einer der Hauptgründe des Unbehagens der Architekten. Weil er ziemlich deutlich gesagt hat: Die Architekten bauen scheußliche Häuser.

Sch.: *Das Interessante ist, daß in mehreren Gesprächen, die ich bis jetzt geführt habe, diese kritische Aktivität Hundertwassers anerkannt worden ist. Wirklich böse hat man erst auf seine und auch Ihre Realisierungen reagiert. Das heißt, unverzeihlich war, daß er ein Gegenmodell aufgestellt hat und dieses Gegenmodell einen so ungeheuren Zuspruch gefunden hat. An diesem Gegenmodell wird meistens besonders kritisiert, es sei kulissenhaft, es sei Praterbuden-Architektur, es sei reine Fassadenkosmetik, die mit den Strukturen des Bauwerkes nichts zu tun hat. Zu den Grundrissen, auf die Sie vorher Bezug genommen haben, wird gesagt, das seien doch reine Gemeindebaugrundrisse, also völlig uninteressante Standardgrundrisse. Dann wirft man Hundertwasser gern vor, daß er, obwohl er vorgäbe, ökologisch bauen zu wollen, relativ große Mengen von Beton verwendet, weil natürlich die Tragfähigkeit für seine Bäume gegeben sein muß. Was meinen Sie dazu?*

PP.: Die Architekten müßten einmal in unsere Bauten hineingehen. Die meisten Kollegen, mit denen ich gesprochen habe, waren noch nirgends drinnen. Das wird nur so weitergegeben, jeder hört, dort drinnen wären unmögliche Wohnungen, die man nicht möblieren kann, und alles wäre uneben. Das stimmt natürlich alles nicht. Die Größe und Art der Wohnungen im Hundertwasser-Haus, also einem sozialen Wohnbau, war vorgegeben, ich konnte dort natürlich nicht frei planen ...

Sch.: *Wenn Sie Bad Soden nehmen, war das vielleicht auch besser so.*

PP.: Ja, ja, dreigeschoßige Wohnungen sind nicht leicht zu verkaufen, aber der Wunsch des Bauherrn ging vor.

Sch.: *Ich habe mit Frau Forte gesprochen, die eine sehr begeisterte Bewohnerin des Hundertwasser-Hauses ist. Sie hat mich verblüfft, als sie mir erzählte, Achleitner habe sie einmal besucht und sich sehr positiv über das Haus geäußert. Und auch die von ihr sehr verehrte Frau Schütte-Lihotzky hat sie besucht.*

*Schütte-Lihotzky hätte immer etwas übrig gehabt für Terrassenbauten, sie habe sich privat auch ganz begeistert geäußert. Nun habe ich versucht, Frau Schütte-Lihotzky zu interviewen, aber sie hat mir ausrichten lassen, dazu wolle sie sich nicht öffentlich äußern, wiewohl sie mit über hundert Jahren noch ins Ausland reist und eigentlich keinerlei Rücksichten zu nehmen hätte. Auch Professor Achleitner hat mir ein zwar sehr gehaltvolles und differenziertes Interview gegeben, aber eigentlich war er doch vor allem kritisch. Ist der Gruppendruck so groß?*

PP.: Ich weiß, daß der Gruppendruck beachtlich ist, aber es interessiert mich wenig. Kollegen haben ja auch zum Beispiel geweissagt, die Terrassen des Hundertwasser-Hauses werden nicht dicht sein, das Haus würde zerbröckeln und die Ziegel würden herunterfallen. Jetzt steht das Haus schon 13 Jahre, und es ist noch kein Tropfen Wasser durchgegangen. Die Bäume wachsen, aber es ist keine Wurzel durchgekommen ...

Sie hoffen ja immer, daß etwas passiert, die lieben Kollegen. Aber es passiert nichts.

Sch.: *Ich habe natürlich schon – ohne Fachmann zu sein – den Eindruck, irgendwann einmal werden wohl Wurzeln durchkommen. So ein Baum kann ja selbst Stein sprengen.*

PP.: Sie brauchen aber nur Topfpflanzen anzuschauen. Wenn keine Erde mehr da ist, hört der Baum auf zu wachsen. Der Topf wird zwar voll mit Wurzeln, aber die Wurzeln gehen nicht durch. Vielleicht waren die Probleme früher größer, vor zwanzig bis dreißig Jahren, als es noch nicht diese Folien und diese Isolierung gab. Jetzt ist die Technik so perfekt, daß da nichts passiert.



EP.: Eine meiner Vermutungen, warum die Architekten so sehr gegen die Hundertwasser-Bauten eingenommen sind oder sich weigern, Stellung zu beziehen, ist, daß es für diese Art der Architektur keine passenden Wörter gibt, es gibt keine Termini technici. Man hat das nicht auf der Universität gelernt, und was nicht sein kann, darf auch nicht sein. Man darf es nicht ernst nehmen, weil es das in Wirklichkeit gar nicht gibt.



Wohnanlage „In den Wiesen“, Bad Soden am Taunus, Deutschland, 1990-93

Sch.: Ist es nicht doch eine fundamentale Reaktion gegen die Moderne? Die Moderne ist um 1910 angetreten gegen diese überbordenden Spätgründerzeitbauten. Ihre Funktion war die einer Art Magenbitter, und sie hat kühle klare Formen verordnet. Beispiel Wittgenstein-Haus, das sehr beliebt ist, obwohl es ein Nicht-Architekt entworfen hat. Wittgenstein wollte geschliffenen Beton als Boden und die später so genannte „russische Beleuchtung“, also freihängende Glühbirnen. Ein Neffe Wittgensteins, der dort aufgewachsen ist, hat es in einem Interview allerdings als schrecklich bezeichnet. Aber die Faszination der kargen Ästhetik ist und bleibt an den Hochschulen

und in der Kritik verankert. Was dagegen die Bewohner wollen, mehrheitlich wohl „Gemütlichkeit“ und ein „freundliches Heim“, das ist an den Akademien „out“, das gilt als Kitsch.

PP.: Ja, ich habe das auch so erlebt. Von einem Extrem geht es halt ins andere. Aber uns und Hundertwasser geht es um die ökologische und benutzerfreundliche Philosophie ... Ganz wichtig sind Hundertwasser die bewaldeten Dachformen. Und das ist auch hundertprozentig richtig. Er hat gesagt: Was man der Natur unten wegnimmt, muß man oben wieder draufgeben. Und je höher diese Erdschichte ist, desto sicherer ist es auch drunter. Weil die Isolierung drunter immer dieselbe Temperatur hat und dadurch geschützt ist. Alle anderen Flachdächer, die mit Blech oder mit Kieselsteinen belegt sind, werden im Sommer aufgeheizt, und nach absehbarer Zeit wird die Isolierung schadhaf.

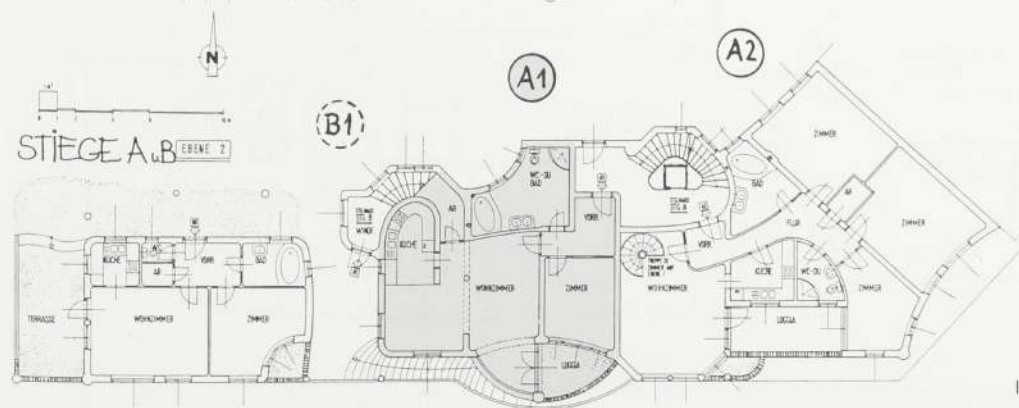
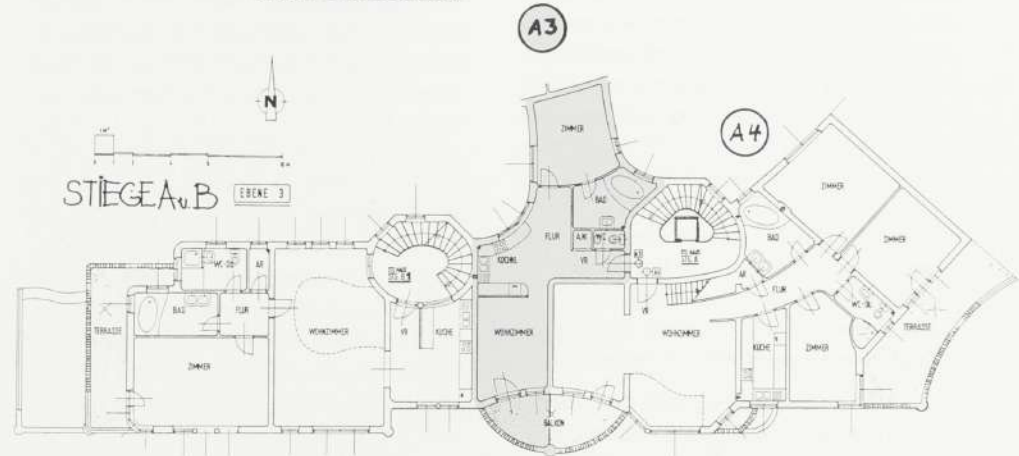
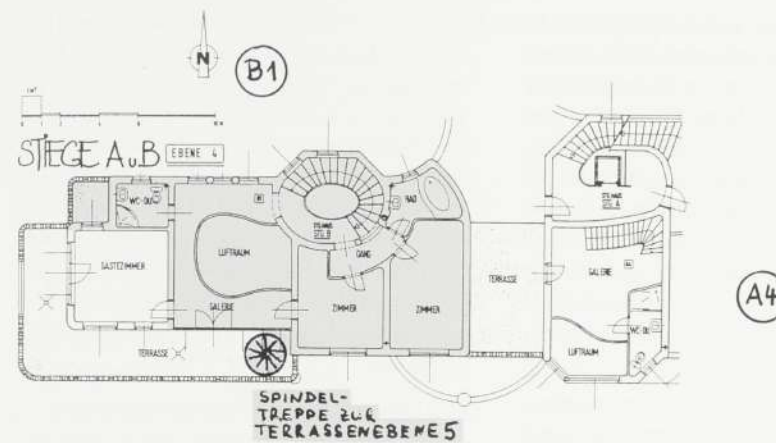
Sch.: Sie haben mir am Telefon gesagt, Sie vermeiden es, mit Ihren Architekturfreunden über Architektur zu sprechen.

PP.: Ja, ja.

EP.: Das ist auch besser. Es ist ja so, daß eigentlich alle Architekten, die wir kennen, das, was wir tun, als mehr oder minder verächtlich empfinden. Und wir wollen ihnen die Peinlichkeit ersparen, „freundliche Nasenlöcher“ machen zu müssen. Die positivste Einstellung ist noch die, daß Pelikan so geschäftstüchtig war, eine Marktnische zu finden und diese Marktnische zu nutzen.

Sch.: Das ist aber eigentlich ein sehr „vergiftetes Lob“, nicht?

EP.: Aber natürlich.



Architekt Peter Pelikan  
„In den Wiesen“,  
Bad Soden.

Grundrißentwicklung  
über 3 Geschosse.

Sch.: Warum, frage ich Sie, ist eine Berufsgruppe, die sich so viel auf ihren Individualismus, auf ihr Demiurgentum zugute hält, warum ist die so konventionellistisch, so „gleichgeschaltet“? Ich wundere mich beispielsweise immer, wenn ich die Leute alle in Schwarz daherkommen sehe, wie auf einer Beerdigung. Speziell vor zwei, drei Jahren war es ja ganz konsequent, wie eine Uniform. Wie sehen Sie das? Ich habe das schon mehrere Leute gefragt, die sagen mir, es sei so praktisch, wenn man sich nicht die Farbzusammenstellungen überlegen müsse, aber das ist für mich eine Scheinerklärung.

PP.: Sie trauen sich ja auch nicht, etwas farbig anzumalen. Warum Sie das machen, weiß ich nicht, interessiert mich nicht, aber es ist so. Die meisten Innenarchitekten machen alles grau oder weiß und gehen schwarz gekleidet. Damit gibt es für sie keine Probleme. Sie sind auch nicht angreifbar. Sie können sagen, weiß oder grau ist vornehm. Glas, Beton, Aluminium, Stein – alles grau. Es gibt da die tollsten Konstruktionen, es gibt Erfindungen, man kann Glas verbinden, ohne daß man irgendwo eine Schraube sieht. Was da entwickelt wird, ist gigantisch. Ich kann das nicht, ich habe keine Ahnung, wie man das konstruiert, ich habe mich auch gar nicht dafür interessiert, aber diese Architekten sind wahre Künstler auf diesem Gebiet.

Sch.: Sie haben in unseren Einleitungsworten schon von den Benutzern gesprochen. Ob die Benutzer

auch solche Glasfretischisten sind, das erscheint mir fraglich. Das ist doch eine sehr eigentümliche Entwicklung. Mir fällt dazu immer Loos ein, der diesen berühmten Ausspruch gemacht hat: „Das Kunstwerk muß niemandem gefallen, aber das Haus muß allen gefallen“. Er hat einen sehr weitgehenden Benutzerbegriff eingeführt, dem übrigens seine Werke eher nicht entsprechen. Die Massenbegeisterung über das Loos-Haus am Michaeler-Platz hält sich ja bis heute in Grenzen. Aber nochmals gefragt: Woher diese Abkoppelung, ja Verachtung dem Benutzer gegenüber?

PP.: Ich habe den Eindruck, die Architekten planen nur, damit die Architekturkritiker oder ein Herausgeber von Architekturzeitschriften dieses Objekt gutheißt. Sie planen nicht für die Benutzer, sondern für andere Architekten. Hundertwasser und ich, wir denken hauptsächlich an den Benutzer. Ich denke an die Kinder, wenn wir einen Kindergarten planen so wie in Deutschland. Da denke ich keine Sekunde an den Bürgermeister oder andere Architekten, sondern nur an die Kinder. Und das Ergebnis ist, daß dort ausgebucht ist auf Jahre. Im ersten Hundertwasser-Haus kann ich Ihnen, neben Frau Forte, auch noch einige aufzählen, die sich dort ausgesprochen wohlfühlen und am Wochenende zu Hause bleiben, weil das Haus wie eine Oase ist.

Sch.: Ungeachtet der Touristenströme?

PP.: Man merkt nur leises Gemurmel von der Straße her. Oben sieht und hört man keine Touristen.

EP.: Ich glaube, die Architekten haben sich wegentwickelt vom Baumeister im positiven Sinn zum Künstler im negativen Sinn. Sie scheinen sich zu sagen: Etwas, das vielen Leuten gefällt, kann ja keine Kunst sein, sonst würde es ja nicht irgendeinem dahergelaufenen Menschen gefallen.

Sch.: Also, eine sehr elitäre Sicht. Nicht gut, weil es den Massen gefällt.

EP.: Ja, ich fürchte fast, das könnte mit ein Grund sein. Man sagt, in dem Moment, wo es jedem Hausmeister gefällt, ganz grob gesprochen, kann es ja nichts wirkliches Gutes sein. Man muß sich absetzen, man muß zeigen können, wie elitär man ist.

PP.: Wir, das heißt Hundertwasser und ich, machen nichts Neues. Wir versuchen gar nicht, etwas Neues zu erfinden. Alles, was wir planen und bauen, war in irgendeiner Form schon einmal da.

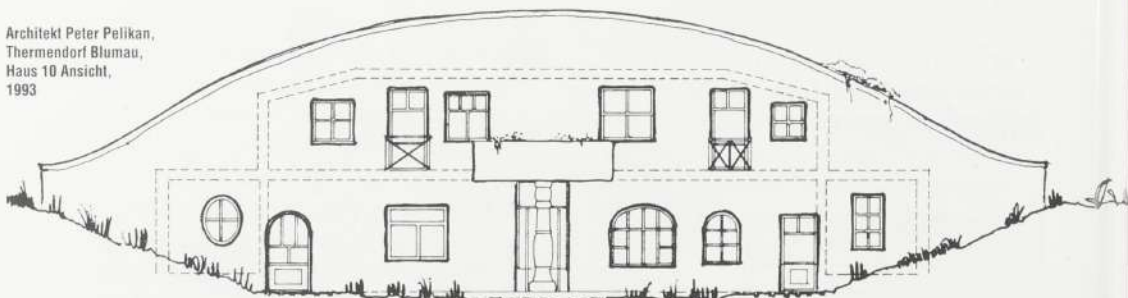
Sch.: Woraus schöpfen Sie am liebsten für sich persönlich? Wo sehen Sie die wesentlichen Dinge, aus denen man am besten schöpfen könnte?

PP.: Nur aus der Natur. Natur und Bauelemente, die sich über Jahrtausende entwickelt und immer weiter fortgesetzt haben. Zum Beispiel Arkadengänge. Oder Erdhäuser, die es in China oder in Marokko gibt, sie haben sehr viele Funktionen und viel Sinn. Und all das Positive, das es auf der Welt gibt, versuchen wir zu studieren und vielleicht wieder zum Leben zu erwecken. Nehmen Sie beispielsweise die Erdhäuser, die wir jetzt in Blumau geplant haben. Die wurden begeistert angenommen. Im Sommer ist es kühl, im Winter ist es warm, man hat kaum Fassaden, die kaputt werden können, weil das Haus zu zwei Drittel in der Erde ist, es kommt aber trotzdem genug Licht hinein. Es wird aber alles genau nach den Bauvorschriften gebaut, wir haben nie auch nur einen Paragraphen der Baugesetze umgehen dürfen. Viele Architekten sagen: Na, der kann ja machen was er will. Das ist überhaupt nicht wahr.

Sch.: Könnten Sie kurz die einzelnen Projekte Revue passieren lassen und dazu etwas sagen?

PP.: Na, ja, ein Beispiel: Auf dem Fernwärmewerk Spittelau gibt es doch diesen Hut, diese Kappe von Hundertwas-

Architekt Peter Pelikan,  
Thermendorf Blumau,  
Haus 10 Ansicht,  
1993



ANSICHT



Architekt Peter Pelikan,  
Thermendorf Blumau,  
„Erdhaus“ Schnitt,  
1993

SCHNITT

ser. Diese Kappe ist etwa fünf bis sechs Meter groß und aus Blech. Man hat sie Hundertwasser zum Vorwurf gemacht, aber sie war nicht seine Idee.

Sch.: Die Kappe wurde als Gessler-Hut bezeichnet ...

PP.: Ja, ja. Die Firma Marchart-Möbius hat die Baupläne gemacht. Hundertwasser hat einmal seine Kappe aufs Modell gelegt, und daraufhin hat einer der Mitarbeiter, Müller hieß er, das Kapperl in die Pläne eingezeichnet.

EP.: Und aus dem Scherz ist Ernst geworden, Hundertwasser hat es gesehen, und wir waren nicht sicher, ist das jetzt lustig oder nicht. Dann wurde gesagt: „Na, warum nicht?“.



Hundertwasser-Haus, Wien, gewellte Wände

Eine andere Geschichte waren die Probleme, das erstmal, als Hundertwasser einen welligen Fußboden haben wollte.

PP.: Ja, da war die Baupolizei unschlüssig: Rampen darf man bauen, aber keine unebenen Böden. Es war nicht ausdrücklich verboten, aber der Baupoli-

zist hat auch nicht gewußt, was macht er jetzt, kann er es bewilligen oder nicht? Auch die Baufirma fürchtete Haftungsprobleme. Letztlich ist der Chef der Baupolizei gekommen, Senatsrat Bechyna mit seiner Frau, mit Stöckelschuhen. Er hat seine Frau den Gang im Hundertwasser-Haus entlang spazieren lassen und um einen Kommentar gebeten. Frau Bechyna hat geantwortet: Das ist schön, das ist super! Daraufhin hat Bechyna gesagt: Genehmigt.

Sch.: Also, ich muß sagen, ich persönlich habe mit den welligen Böden bei älteren, sehgestörten Personen wirklich ein bißchen Sorge. Aber ich sehe natürlich, man muß das sehr weit interpretieren, in Blumau etwa, da ist die Mitte der Gänge völlig plan und am

Rand, wenn man unbedingt stolpern will, hat man die Wellen.

EP.: Aber man stolpert nicht. Achtzigjährige machen ja auch Waldspaziergänge. Was glauben Sie, wo es überall „Stolperstufen“ gibt. Jede Gehsteigkante, Türstaffel und Reparaturen im Asphalt sind Stolperstufen, fast niemand stürzt. Im Normalfall ist der Mensch so konditioniert, daß er solche kleine Unebenheiten ohne Probleme bewältigt.

PP.: Aber die Natur wird immer mehr ausgegrenzt bei unserer Architektur. Und das will Hundertwasser nicht, er will die Natur einbeziehen. Die Wellen sollen ja nicht wirklich uneben

sein, es sollen ja ganz zarte Meereswellen sein, damit man spürt, daß nicht alles gerade betoniert ist. Also keine Stolperwellen.

Sch.: Wie steht es mit anderen Projekten?

PP.: Professor Samonigg von der Krebsstation in Graz ist ganz begeistert. Die Patienten fühlen sich sehr

wohl, und der Heilungsprozeß wurde verbessert. Samonigg kommt nächste Woche zu mir, er will auch seine Privatordination mit uns planen, weil er überzeugt ist, daß unsere Philosophie zum Vorteil der Patienten ist.

EP.: Auch in der Onkologie in Graz gehen schwerkranke Menschen mit dem fahrbaren Gestell, auf dem der Tropf hängt, über die welligen Gänge!

PP.: In Wien gehen Sehbehinderte oder Blinde einmal in der Woche in Gruppen durch die Gänge des Hundertwasser-Hauses. Gerade Blinde fühlen sich wohl in den unebenen Gängen. Sie wissen, wo die Unebenheiten sind, haben mehr Orientierungsmöglichkeiten als auf einer vollkommen ebenen Fläche. Es gibt eine Wohnung im Hundertwasser-Haus, dort befindet sich ein Original-Gemälde von Hundertwasser an der Wand. Während des Baus haben Obdachlose auf die Wand die ordinärsten Worte geschrieben. Das hat Hundertwasser umgezeichnet in Fenster und ähnliches, er hat ein ganzes Gemälde an die Wand gemalt und zum Teil mit Blattgold belegt.

Sch.: Wie teilen Sie die Arbeit auf mit Architekt Springmann?

PP.: Ich bereite die Pläne bis zum Einreichplan vor, und sein Büro arbeitet sie dann weiter aus. Die Waldspirale in Darmstadt bearbeitet er allein. Die Abfolge ist so: Bei Bauanfragen entscheidet Harel, ob dieses Projekt für das Büro Hundertwasser interessant ist. Wenn der Auftrag erteilt ist, bespreche ich mit Hundertwasser die Grundlagen. Er hat eine erste Idee, und davon gehen wir dann aus. Nach meinen Entwurfsplänen werden Modelle gebaut, die Hundertwasser überarbeitet und farblich gestaltet.

Sch.: Ihr Haus in Hietzing muß ihm wohl sehr gut gefallen, weil es so eingebettet ist in Natur ... Es ist ja auch ganz überwachsen von Efeu, ein Grünidyll mitten in der Stadt, fünf Minuten von der Kennedybrücke.

PP.: Er fühlt sich sehr wohl bei uns, kommt auch im Sommer sehr gerne her. Bei uns ist es kühl, das Haus ist zugewachsen – wieder ein Beweis, daß Pflanzen an der Hauswand günstig sind. Schon die Großeltern meiner Frau haben diesen Efeu wachsen lassen. Wir liebten schon immer diese Art zu leben, und meine Frau ist überhaupt eine „Grüne“ durch und durch. Da darf keine Pflanze umgetreten werden ...



Hundertwasser-Haus, Stiegenaufgang

EP.: Nicht einmal das Unkraut ...

Sch.: Wenn Sie sagen „Eine Grüne durch und durch“...

PP.: Nicht im parteipolitischen Sinn ...

Sch.: *Trotzdem: Wieso sind dann gerade die „Grünen“ so gegen Hundertwasser? Sie schwimmen zum Teil doch auch auf dieser „coolen“ Edelarchitektur-Welle. In Darmstadt hat ein Grüner Stadtverordneter etwa eine wilde Brandrede gehalten gegen die Waldspirale, die mich sehr an bestimmte Argumentationen unserer „Nobelgrünen“ erinnert. Das sei falsche Vorspiegelung von Natur usw.*

EP.: *Wahrscheinlich wäre es besser, wenn statt der Waldspirale dort wirklich ein Wald gepflanzt würde. Aber ein Haus, auf dem oben Bäume wachsen, ist doch besser als eines ohne Bäume!*

Sch.: *Dieses Argument der „Vorspiegelung falscher Tatsachen“ ist sehr verbreitet. Es zählt zu den geläufigsten Vorwürfen der Architekturkritik, etwas sei unredlich, falscher Schein, Lüge ...*

EP.: *Die Hundertwasser-Projekte müssen von A bis Z durchgeplant werden. Der Vorwurf ist hier sicher falsch, daß es sich bloß um eine lügenhafte oder aufgesetzte Architektur handelt. Wo Fenster sind, sind dahinter Zimmer. Da gibt es zum Beispiel diese Fernsehsendung über Blumau – Dietmar Steiner hat darin gesagt, da gäbe es keinen architektonischen Zusammenhang. Das klingt so, als wären hinter den Fenstern Mauern und keine Räume.*

PP.: *Blumau ist riesengroß. Das kann doch nur funktionieren, wenn jeder Planungsschritt überlegt worden ist. Wir haben etwa drei Jahre geplant. Es war irrsinnig kompliziert, mit den Tiefgaragen unter den Hotels, den Restaurants, den Bädern, den Saunen und medizinischen Anlagen. Es war enorm schwierig, ist aber offensichtlich gelungen, denn es ist fast immer ausgebucht.*

Sch.: *Es gibt eine ganz eigenartige Haltung, der ich schon öfters begegnet bin, nämlich: die Vorstellung, Architektur sei überhaupt nur ein bis zwei Prozent des Gebauten. Das ist ein elitärer Architekturbegriff, der ganz unsoziologisch von dem, was in einer Zeit gebaut wird, weitgehend absieht und dagegen hält, Architektur sei nur das, was wesentliche Neuerun-*

*gen beinhaltet. Und dieses innovative Element wird den Hundertwasser-Bauten abgesprochen. Sie seien eine bloße Fassadenbehübschung. Das andere ist: Der Gedanke einer „pragmatischen Verbesserung“ wird auch nicht akzeptiert. Die Raststätte Bad Fischau war vor dem Hundertwasser-Umbau auch nicht gerade sehr eindrucksvoll. Das wird akzeptiert und gern gesagt, das sei eine „ganz normale Sechziger-Jahre-Architektur“. Der pragmatische Verbesserungsversuch wird jedenfalls mit dem Argument abgetan, er sei Lüge.*

PP.: *Unsere Bauherren denken offensichtlich anders darüber. Herr Harel könnte jede Woche weltweit Aufträge annehmen, und zwar keine kleinen. Ich habe vorige Woche gehört, daß wir ein ganzes Zentrum in Berlin planen sollten. Aber nachdem Hundertwasser nur mit mir arbeitet und ich allein bin – ich mag keine Firma mit dreißig Leuten aufbauen – übernehme ich natürlich nur Aufträge, die ich ohne Angestellte machen kann.*

Sch.: *Blumau ist ziemlich groß ...*

PP.: *Aber dafür haben wir drei Jahre Zeit gehabt. Und ich plane nur bis zur Einreichung, das heißt, von mir stammen Vorentwurf und Entwurf. Springmann oder Rogner bekommen von uns immer nur das Modell 1: 50 und die Entwurfspläne, den Rest, natürlich auch die Bauaufsicht, erledigen sie selbst.*

Sch.: *Sie haben mir gesagt, die Vorgangsweise ist im allgemeinen so, daß Harel aus den vielen Angeboten die aussortiert, die ihm am interessantesten scheinen und sie Ihnen schickt. Hundertwasser und Sie wählen dann das, was Ihnen gut und interessant erscheint. Sie orientieren sich aber auch beruflich nach der Methode „small is beautiful“, denn Sie arbeiten eben nur zu zweit.*

PP.: *So ist es. Etwas Größeres braucht eben umso länger.*

Sch.: *Welche Projekte sind jetzt im Laufen? Und sind Sie auch bei den anderen Künstler-Architekten involviert?*



Architekturmodell, Müllverbrennungsanlage für die Stadt Osaka, 1997

PP.: *Ich arbeitete sonst nur mit Kumpf und Brauer. Für das Brauer-Haus in Wien und mit Kumpf für die Autobahnraststätte auf der Ostautobahn. Als Hundertwasser-Projekt steht jetzt nach einem Jahr Planung die Müllverbrennungsanlage in Osaka vor dem Baubeginn.*

Sch.: *Auch mit Dekor und Gestaltung von Hundertwasser?*

PP.: *Ja, ja. Da steht der Kamin isoliert wie ein Campanile, und er dient als Besucher- und Aussichtsturm, den die Touristen über eine Spiralrampe besteigen können. Oben gibt es Restaurants, Sushi-Bars und ähnliches.*

Sch.: *Es gibt vermutlich auch einen Lift für die Gehbehinderten, nehme ich an.*

PP.: *Natürlich. In Osaka ist eine Hundertwasser-Kindererlebniswelt fertiggestellt, sie ist auch sehr erfolgreich. Sie wurde in den ersten drei Wochen nach der Eröffnung von 270.000 Kindern besucht.*

Sch.: *Wann ist sie eröffnet worden?*

EP.: *Im Juli 1997. Es gibt nur ein Problem: Man bringt die Kinder nicht mehr heraus, denen gefällt es dort so gut.*

Sch.: *Wie groß ist diese Erlebniswelt?*



Architekturmodell, Hohe-Haie-Dresden, 1998

PP.: Man hat inmitten eines riesigen Gebäudes, mit Museen, Büros und Fernsehanstalten ein Loch von 30 x 30 Metern Grundfläche und 20 Metern Höhe freigelassen, ein riesiges Loch über drei Geschosse. Dieser freie Raum wurde von uns für die Kinder gestaltet.

In Amerika wird jetzt ein kleines Projekt fertig, eine „Winery“ im Nappa-Valley in Kalifornien. Sie soll noch heuer fertig werden. Etwas Größeres ist für Dresden in Planung, mit Einkaufszentrum, Restaurants, Fitness-Räumen, einem Hotel, Wohnungen, Markthalle, Tiefgaragen. Hier wird am „Kopf“ des dreieckigen Grundstücks Hundertwassers Hochwies-

senhaus stehen, das er Anfang der achtziger Jahre schon im Fernsehen präsentiert hat. Schließlich entsteht gerade in Altenrhein in der Schweiz eine Markthalle für Bio-Bauern des Engadin. Die Planung läßt auch eine Verwendung als Kunsthalle zu: Wochentags Bio-Bauern und am Wochenende Kunsthalle.

Sch.: Gibt es schon Pläne für die Zukunft? Ich könnte mir vorstellen, daß Hundertwasser-Bauten gerade in Amerika auf sehr großen positiven Widerhall stoßen könnten. Aber das würde wohl schnell sehr große Dimensionen annehmen ...

PP.: Erstens plane ich allein, unterstützt von meiner Frau, und dann ist Hundertwasser siebzig Jahre alt, hier sind also Grenzen gesetzt. Hundertwasser malt jetzt auch wieder mehr. Das Bauen wird langsam immer weniger werden. Die Japaner wollen allerdings noch mehr. Von Deutschland kommen sehr viele Anfragen, beispielsweise soll ein Bahnhof in Ulzen zum Kunstbahnhof umgebaut werden.

Sch.: Empfinden Sie die deutsche Architekturkritik als etwas freundlicher als die österreichische?

PP.: Durchaus. Vor allem Blumau findet viel positives Echo.

Sch.: In Österreich hatte ich, vor allem in der Zeit der Eröffnung, den Eindruck, daß die Kulturkritik das Projekt totschweigt.

PP.: Ja, da wird vieles absichtlich totgeschwiegen.

EP.: Das Totschweigen ist noch das freundlichste. Wenn man darüber spricht, dann muß man ja schimpfen. Aber gut darüber zu sprechen ist verboten. Es ist ohnehin schon ein Erfolg, wenn jetzt darüber geschwiegen wird. Das ist der nächste Schritt auf dem Weg, daß man auch einmal zugeben kann, daß es den Menschen gefällt, daß sich die Menschen wohlfühlen.

Sch.: Ja, dieses „Wohlfühlen“ ist für manche, fürchte ich, eher ein Negativzeichen – weil man sich ja absetzen möchte von dem, was dem „Pöbel“ zusagt.

PP.: Ich glaube, da ist auch Brotneid dabei, den sicher viele Architekten empfinden.

Sch.: Vielleicht ein paar Bemerkungen zu Ihrer Arbeitsweise.

PP.: Wir engagieren uns rund um die Uhr. Wenn zum Beispiel der Vergolder nicht kann oder zu teuer kommt oder der Eröffnungstermin in Frage gestellt ist, dann fahren wir zwei hin, meine Frau und ich, und arbeiten mit. Zum Beispiel haben wir in Bad Soden eine Woche lang Kugeln vergoldet. Oder ich verfließe selbst. Ich zeichne nicht nur, sondern wenn



Wohnanlage „In den Wiesen“, Bad Soden am Taunus, Deutschland

Not am Mann ist, dann helfen wir auf den Baustellen mit. Da waren zum Beispiel die Bauarbeiter auf den Baustellen in Deutschland erstaunt.

Sch.: Hundertwasser hat auch ein sehr positives Verhältnis zu den Arbeitern. Das ist, glaube ich, eher ungewöhnlich.

EP.: Hundertwassers Art zu bauen bindet den kleinen Handwerker ein und bietet ihm auch die Möglichkeit, sich einzubringen. Er soll es sogar tun. Meistens ist am Anfang ein gewisser Vorbehalt da – aber irgendwann sind die Leute begeistert und arbeiten voller Freude, was ihnen am Bau normalerweise nicht mehr vergönnt ist. Es ist heute alles so stark

gerastert, sowohl von der Architektur her als auch von der Zeitplanung und von der ganzen Art, wie man arbeiten muß.

In Bad Soden war das sehr bezeichnend. Das hat eine ostdeutsche Firma gebaut, weil der Bauherr von westdeutschen Firmen keine vernünftigen Angebote bekommen hat, denn die haben alle einen „Hundertwasser-Zuschlag“ in Überhöhe veranschlagt. Und da sind die Ostdeutschen knapp nach der Wende herübergekommen, hatten sowieso Identitätsprobleme und kommen ins feine Bad Soden und haben dort nicht gerade bauen dürfen, wie sie es gelernt hatten.

Sie wollten zeigen, daß sie gute Maurer sind, daß sie ganz gerade Mauern bauen können wie die „Wessis“ – und auf einmal dürfen sie keine geraden Mauern bauen! Das hat sie in schwere Krisen gestürzt. Sie mußten ein bißchen wellig, bucklig und uneben bauen. Zuerst haben sie mit den Latten gebaut, dann hat ihnen mein Mann die Latte weggenommen. Daraufhin haben sie halt eine Schnur genommen. Wir haben ihnen die Schnur weggenommen und sie waren sehr unglücklich: „Die lachen uns ja aus, daß wir das nicht können, wir blöden Ossis“.

Dann war da eine Mauer, die mußte mit unterschiedlichen Steinen verkleidet werden. Da kommt ein Passant zum Hauptmaurer und fragt: „Wo ist denn der Plan, nach dem Sie arbeiten?“ Und der Maurer sagt stolz: „Das mache ich allein, da brauche ich keinen Plan“. Ab dem Moment war es geritzt. Da waren sie stolz und haben sich selbst als Künstler empfunden. „Kunstmaurer“ haben sie sich genannt. Ähnlich die Pflasterer beim Hundertwasser-Haus, Hundertwasser wollte eine Linie nicht schnurgerade haben, sondern leicht geschwungen. Zuerst einmal absolutes Unverständnis. Seit hundert Jahren pflastern wir gerade, und wir sind froh, daß wir das können. Aber dann sind sie über ihren eigenen Schatten gesprungen. Nach ein paar Stunden geschah folgendes: Nach jedem zweiten Pflaster-

stein, den sie verlegt haben, sind sie zwei Schritte zurückgegangen und haben kennerisch geschaut, ob er gut liegt. Die waren so süß! Und das finden sie bei allen Handwerkern auf den Hundertwasser-Bauten. Wenn man ihnen klarmacht, daß sie Eigenes einbringen sollen, dann sind sie glücklich und voller Eifer.

PP.: In Blumau ist sehr viel mit Keramik gearbeitet worden, im großen Bad, den Gängen und in den vielen Sanitäreinheiten. Aber es gibt von uns keinen einzigen Fliesenplan. Ich war am Anfang dabei, und dann haben die Fliesenleger gesehen, was wir meinen, und haben unwahrscheinlich kreativ gearbeitet.

Sch.: *Es ist eine freudige Aktivierung der Menschen, nicht wahr?*

PP.: Ja, die Handwerker waren mit wirklicher Begeisterung dabei, das war gigantisch.

EP.: Sie schaffen wirklich Schönes, das ist keine aufgesetzte Begeisterung, das ist echt.

Sch.: *Sie haben da ein großes Wort gelassen in den Mund genommen: das Schöne. Wir haben das Thema schon eingekreist, aber jetzt stoße ich nochmals nach. Manche sagen: Ja, das Schöne ist zum Kitsch geworden. Es sei quasi verboten, wie früher nach dem Schönen zu streben. Wie würden Sie das sehen? Früher, im 19. Jahrhundert, gab es den Ausdruck „Verschönerungsverein“. Jetzt wird aber das, was man einst als Verschönerung angesehen hat, meist als „Behübschung“ abgetan. Darf man so ein Wort wie das Schöne überhaupt noch so ungeniert verwenden?*

PP.: Jedem Architekten oder jedem Menschen gefällt zum Beispiel der Hauptplatz in Langenlois oder der Hauptplatz in Retz. Und diese Häuser sind ja auch „geschmückt“. Es ist im Prinzip das gleiche, nur verwendet Hundertwasser andere Materialien und Formen. Die phantasievolle Verzierung von Häusern hat es immer schon gegeben, sie ist nur im Moment unmodern geworden. Wir haben wieder aufgenom-

men, was früher üblich war, nämlich intensive Fassadengestaltung. Nachdem Stuckverzierungen heute kaum mehr erschwinglich sind, gestalten wir mit Keramik, Farbe und Putz und erzielen ähnliche Effekte wie früher.

Sch.: *Große Begeisterung, selbst bei Leuten, die sonst kritischer sind, erweckt die Kugel beim Fernwärmewerk Spittelau. Vor allem, weil sie nach wie vor so beachtlich glänzt. Welche Materialien wurden da verwendet?*

PP.: Goldemailliertes Stahlblech.

Sch.: *Ist das ein Material, das offenbar sonst in der Architektur nie verwendet wird? Mir haben sogar schon Fachleute gesagt, sie wundern sich, wie toll das nach etlichen Jahren immer noch glänzt.*

PP.: Die Gemeinde hat das schon sehr früh verwendet, die Hausnummern in der ganzen Altstadt von Wien waren Email-Blechschilder. Das Emailblech ist für das Fernwärmewerk das beste, weil es nicht verschmutzt. Es wird durch den Regen eingewaschen und wird auch nicht kaputt, weil die Emailfarbe eingebraunt ist.

Sch.: *Könnten Sie nicht etwas tun für den gräßlichen Post-Turm beim Arsenal, der vom Schwarzenbergplatz den Anblick aufs Belvedere verschandelt?*

PP.: Man müßte uns nur beauftragen.

Sch.: *Ich fürchte, die Post wird das nicht tun. Da müßte schon Hundertwasser selbst sagen: Hier ist ein häßlicher Turm, den möchte ich auch mit einer goldenen Kugel schmücken..*

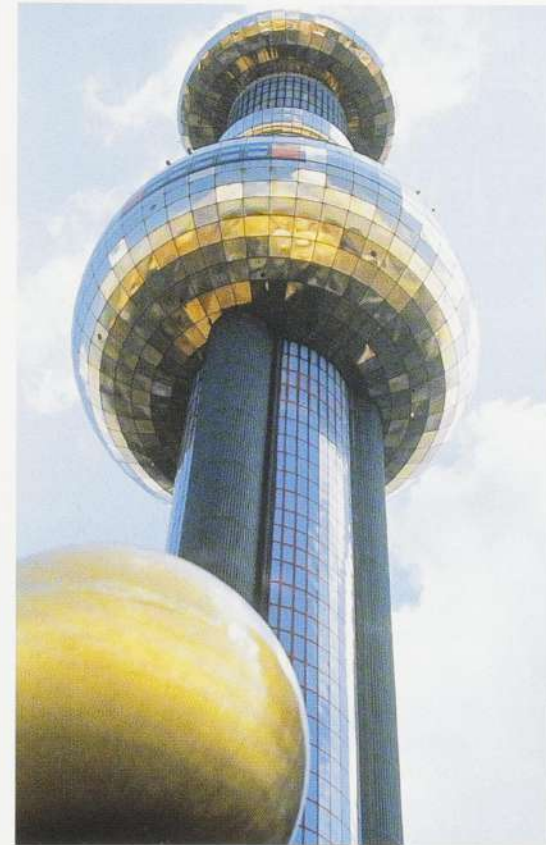
PP.: Hundertwasser liebt Türme. Aber ich glaube, die Stadtgestaltung würde ihm Schwierigkeiten machen.

Sch.: *Wieso das? Wieso ist er nicht mehr beliebt?*

PP.: Man will ihn nicht mehr. Man glaubt, es ist schon mehr als genug, was von ihm in Wien steht. Manche sehen es ja als „Verschandelung“

Sch.: *Aber wer ist das?*

PP.: Es gibt die Planungsabteilung, den Beirat für Stadtgestaltung im Rathaus. Auch der frühere Stadtrat Swoboda war ein Hundertwasser-„Hasser“. Wenn Swoboda den Namen Hundertwasser gehört hat, hat er schon rot gesehen ...



Fernwärmewerk Spittelau, Wien

Übrigens will ich nichts mehr in Wien planen. Man hat hier nur Probleme, nur Schwierigkeiten. Im Ausland, ob es Japan, Amerika, Deutschland ist, werden wir mit offenen Armen aufgenommen. Alles geht reibungslos über die Bühne, rasch – und in Wien muß man wegen jeder Kleinigkeit zehnmal in die



Architekt Peter Pelikan, Kindertagesstätte Heddernheim, Ansicht, 1987

Ämter, muß ansuchen, anklopfen, bitten und betteln, und dann wird man präpotent behandelt.

Sch.: *Vielleicht noch eine Schlußbetrachtung zur modernen Architektur ...*

PP.: Ich würde mir ein bißchen mehr Humor und weniger „Kühle“ erwarten, wie sie Architekturkritiker wie Dungal so schätzen.

EP.: Eines muß ich auch noch sagen: Es wäre angenehm, wenn nicht so scharfkantig gebaut würde, wenn alles ein bißchen weicher wäre. Es tut wirklich den Augen wohl.

PP.: Jetzt sieht man doch oft Häuser, die enden in einem spitzen Winkel. Vollkommen sinnlos. Man kann mit dem Spitz überhaupt nichts anfangen. Er ist unfunktional. Aber es scheint momentan Mode in Mode zu sein.

EP.: Es gibt in Graz zum Beispiel eine Brücke über die Mur, da ist am Beginn so eine Art Metallpfeil, der auf einen zielt. Also, ich fühle mich da einfach nur bedroht, ich möchte auf das Ding nicht zugehen.

Sch.: *Fallen da nicht auch Coop-Himmelblau hinein mit ihrer „Ästhetik des Autounfalls“?*

PP.: Ja, aber die sind gut, die finde ich originell.

Sch.: *Da sticht auch immer etwas hervor.*

PP.: Wenn das zwei machen, die wirklich kreativ sind, ist es zum Anschauen hochinteressant. Das wird außen vielleicht wild ausschauen, für meinen Geschmack, aber ich glaube, dort könnte ich mich wahrscheinlich auch wohlfühlen.

Sch.: *Ich habe vor, auch mit Herrn Prix zu plaudern, und möchte ihn als Advocatus diaboli fragen: Sitzen sie nicht eigentlich auch mit Hundertwasser in einem Boot, weil das, was sie machen, ja auch als „Entertainment-Architektur“ angesehen wird? Der Gegenpol zu beiden ist ja eben die „funktionale Kiste“, die mit minimalem Kostenaufwand, mit maximaler maschineller Präzision und in kürzester Zeit hochgezogene „Schuppen“- oder Kasten-Bauweise.*

PP.: Computer-Architektur! Ich mag nicht mit dem Computer entwerfen.

Sch.: *Also, Sie halten die Tradition des alten Handwerks aufrecht?*

EP.: Ja, ganz bewußt.

PP.: Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich nur mit einer Tastatur entwerfen könnte. Ich brauche einen Bleistift und ein Aquafix.

EP.: Der Computer tut sich sicher leichter bei Kanten und Ecken als bei Kurven.

PP.: Darum werden die Häuser ja auch so häßlich. Wenn man mit dem Computer arbeitet, geht das rasch, jedes Geschloß ist gleich, zehnmal das gleiche, ruck-zuck und es stimmt alles, es gibt keine Fehler. Der Architekt kann sein Honorar verlangen, es paßt alles und weg, der nächste Auftrag. Es ist natürlich eine Vereinfachung, aber sie hat ihren Preis.

Sch.: *Vielleicht noch ein Schluß-Statement?*

PP.: Wir hoffen, daß die Philosophie und die Idee, die in unseren Häusern steckt, von den anderen Architekten ernst genommen wird und daß ein bißchen mehr Natur einzieht in die Architektur. Auch mehr Humor. Man kann auch Details originell gestalten. Hundertwasser sagt gern: „Es is a Hetz und kost' net viel“. Man sollte das Spielerische mehr kultivieren, das Wohnen menschenfreundlicher gestalten. Entscheidend ist, daß die Benutzer sich wohl fühlen. Vielleicht können die Hundertwasser-Bauten ein Beispiel geben und Impulse setzen.

# MARCUS REITGASSL

Diplom-Sozialpädagoge, Interview am 16. 9. 1997

*Sch.:* Sie sind der Leiter der Kindertagesstätte 130, und ich bitte Sie, aus Ihrer Erfahrung zu berichten.

**R.:** Wir blicken jetzt auf fast zweieinhalb Jahre Erfahrung zurück, im Leben von Kindern mit der Kunst, in einem Gebäude von Hundertwasser, das speziell für Kindergartenkinder und Hortkinder errichtet wurde, also für Kinder in der Altersgruppe von drei bis zwölf Jahren. Grundsätzlich kann man sagen, wir haben durchwegs positive Erfahrungen in der Gebäudenutzung gemacht. Es gibt sehr viele Möglichkeiten, besonders Rückzugsmöglichkeiten, für die Kinder im gesamten Haus sowie im Bereich des Außengeländes. Und das gestaltet sich sehr positiv. Was sich besonders negativ zeigt, ist leider immer noch unser Umland. Wir haben sehr viele Baustellen.

Das betrifft allerdings nicht direkt Hundertwassers Kunst oder Architektur, sondern ist einfach Begleitscheinung der Errichtung eines vollkommen neuen Frankfurter Stadtteils.

*Sch.:* In einiger Entfernung gibt es große Büropaläste, in der unmittelbaren Umgebung herrscht aber noch Brachland vor.

**R.:** Wir sind hier auf einem ehemaligen Industriegelände. Nach 100 Jahren Nutzung als Fabrikgelände wurde die Gegend zur Neubebauung freigegeben.

*Sch.:* Was war das für eine Fabrik?

**R.:** Das war vorwiegend Metallverarbeitung und Chemie, im Zusammenhang mit Waffenherstellung, Munitionsherstellung und Metallverarbeitung im allgemeinen Sinne. Dieses Gelände hatte aus diesem Grunde leider eine Verseuchung in Form von Schwermetallen aufzuweisen und aufgrund dieser Verseuchung hat sich die Bebauung verzögert. Nach

vier Jahren Verzögerung konnten wir dann aber unseren Kindergarten und Kinderhort vor zweieinhalb Jahren öffnen. Die Gewerbebebauung ist als erste vorangeschritten, so daß wir jetzt im Umkreis vorwiegend große Verwaltungsgebäude und Gewerbegebäude sehen können. Wie auch auf der anderen Seite des Kindergartens unschwer zu erkennen ist, hat aber jetzt auch die Wohnbebauung hier als zweiter Bauabschnitt begonnen, so daß also unser Einzugsgebiet stetig am Wachsen ist.

*Sch.:* Wie viele Kinder werden derzeit betreut?

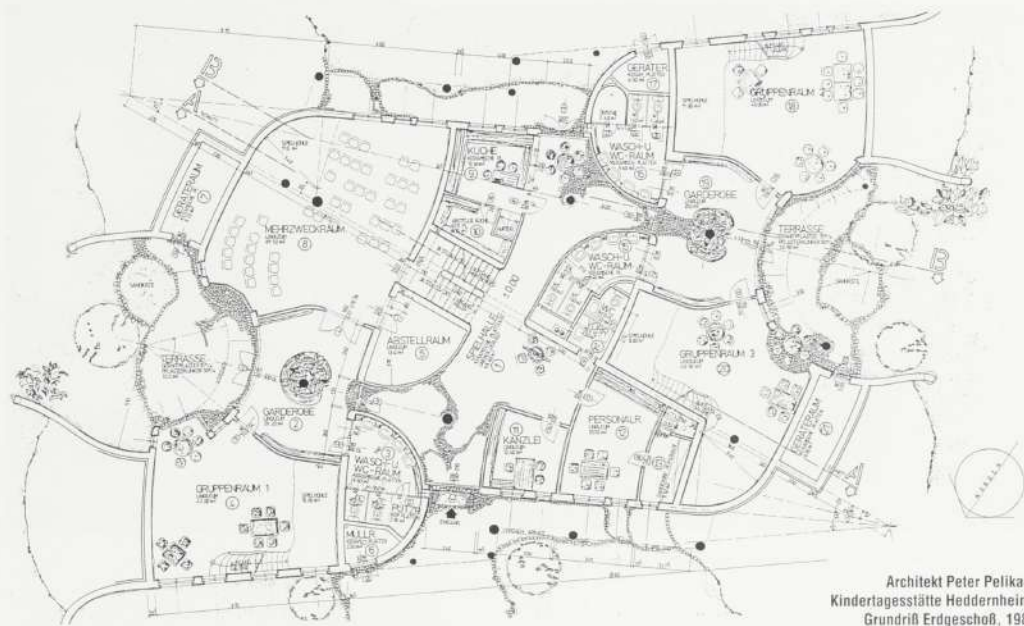
**R.:** Unser Kindergarten und Kinderhort ist derzeit voll besetzt, das heißt, wir haben hundert Plätze belegt, genauer gesagt, sechzig Kindergartenplätze und vierzig Hortplätze. Hortplätze sind für Kinder, die bereits zur Schule gehen, also vom sechsten oder siebenten Lebensjahr an bis zum zwölften Lebensjahr.

*Sch.:* Wie ist es überhaupt dazu gekommen, daß sich der Kindertagesstättenbau in dieser Hundertwasser-schen Form präsentiert?

**R.:** Meines Wissens nach wurde von der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Frankfurt am Main festgelegt, daß zehn Kindertagesstätten im Frankfurter Bereich erbaut werden sollen als eine architektonische Besonderheit. Und eines dieser Angebote zum Bau einer Kindertagesstätte für 100 Kinder ist an Herrn Hundertwasser herangetragen worden, der dann auch prompt zustimmte.

*Sch.:* Die Pläne stammen im wesentlichen von ihm oder sind in Zusammenarbeit mit einem Architekten aus Frankfurt oder aus Wien entstanden?

**R.:** Das Rahmenraumprogramm stammt von der Stadt Frankfurt, das heißt, wir müssen Gruppenräume haben, die entsprechende Quadratmeterzahlen auf-



Architekt Peter Pelikan, Kindertagesstätte Heddenheim, Grundriß Erdgeschoß, 1987

weisen, es muß ein Büro da sein, ein Personalraum, soundso viele Kindertoiletten etc. Anhand dieser Rahmenvorgaben hat Hundertwasser Architekt Pelikan dieses Haus mitentwickeln lassen.

*Sch.:* Das ist doch eine ungewöhnliche Architektur.

*Gibt es von Seiten der Eltern, seitens der Betreuer besondere Bemerkungen? Ich habe vorhin mit einer Mutter gesprochen, ihr gefällt's – sie muß aber nicht repräsentativ sein. Sind Sie auch mit dem Phänomen des Hundertwasser-Tourismus konfrontiert? Hier draußen an der Peripherie kommt das vielleicht etwas weniger zum Tragen, in Plochingen scheint es aber schon sehr ausgeprägt zu sein.*

**R.:** Das Gebäude hat für die Bewohner des Stadtteils eine besondere Geschichte, aufgrund des Baustopps über einen Zeitraum von fast vier Jahren ...

*Sch.:* Wieso ist der Bau gestoppt worden?

**R.:** Das lag an der Bodensanierung. Wie ich schon eingangs erwähnt habe, wurden hier Schwermetalle

und Chloride vorgefunden, und aus diesem Grund mußte die ehemalige Besitzerin dieses Geländes den Boden zuerst einmal sanieren lassen, bevor hier ein Kindergarten eröffnet werden konnte. Dem entsprechend stand das Gebäude im Rohbau eine Zeitlang – etwa vier Jahre – leer, was natürlich zu einer sehr negativen Publicity führte. Anfangs gab es allerdings erstmal eine sehr positive Publicity, als bekannt wurde, daß hier ein so besonderes Haus gebaut werden würde. Die Leute aus dem Stadtteil waren sehr neugierig. Damals wurde in der Frankfurter Presse ein Artikel von Hundertwasser verbreitet, der hieß „Der Heddenheimer Mensch wird frei sein“. Er hat sehr viel Neugierde geweckt, so daß immer wieder Anfragen an das Stadtschulamt herangetragen wurden und viele Leute aus der näheren Umgebung hierher kamen, um sich die ersten Baufortschritte des Gebäudes anschauen zu können.

*Sch.:* Dann ist das ins Stocken geraten, aber eigentlich aufgrund äußerer Einflüsse.





Kindertagesstätte Heddernheim, Deutschland, 1988-1995

R.: Ja, die nichts mit Hundertwasser oder seiner Architektur zu tun hatten. Das führte aber zu negativer Publicity, denn, wie man sich vorstellen kann, der Rohbau wurde zum nächtlichen Treff der Jugendlichen, hier wurde viel randaliert, weil der einsame Stadtteil keinerlei Infrastruktur für die Jugendlichen aufzuweisen hatte. Da gab es dann immer wieder sehr negative Meldungen in der Presse. Das hat natürlich auch Herrn Hundertwasser sehr erzürnt, denn wie kann ein Haus gebaut werden, ein so besonderes Haus, auf so negativ belastetem Gelände? Nachdem die Sanierung dann allerdings vollzogen war, konnten wir innerhalb von zwei Monaten das Haus eröffnen. An unserem ersten „Tag der offenen Tür“, den wir drei Monate nach der Eröffnung veranstaltet haben, hatten wir bereits 2.000 gezählte Besucher. Sie kamen voller Neugier nicht nur aus dem Stadtteil, sondern von der Gesamtstadt Frankfurt, um dieses Haus erst einmal anzuschauen und zu sehen, was ein Hundertwasser-Haus eigentlich ist. Man hat vom Haus in Wien schon sehr viel

gehört, aber hier bestand dann die Möglichkeit, das Haus auch von innen zu betrachten ...

Sch.: Wann war das jetzt genau, dieser erste „Tag der offenen Tür“?

R.: Im Oktober 1995. Nach dem „Tag der offenen Tür“, der eigentlich sehr schön war und an dem in unser Gästebuch sehr viele positive Bemerkungen geschrieben wurden, setzten wir die Aufnahme von Kindern fort. Wir hatten bis zum „Tag der offenen Tür“ schon einen Grundstock von Kindern hier aufgenommen, Kinder aus unserem Stadtteil – nicht von der Gesamtstadt – da legen wir größten Wert drauf. Wir haben dann eine größere Anzahl von Kindern aufgenommen, und da wurden von den Eltern schon immer wieder Sicherheitsbedenken geäußert. Die breiten Mauern, die ja sehr unregelmäßig angeordnet sind, oder die Unebenheiten des Bodens würden ihrer Ansicht nach Unfallgefahren bergen. Das wurde auch über die Presse forciert, Fernsehteams, die bei der Eröffnung hier waren,



Kindertagesstätte Heddernheim, Deutschland

haben damals schon nach Gefahrenstellen, scharfen Kanten oder Treppenstufen, die nicht entschärft waren, gesucht. Die Eltern haben diese Bedenken weitergetragen, doch sie waren sehr leicht davon zu überzeugen, daß dies übertrieben war, zumal es natürlich auch unsere pädagogische Aufgabe war, die Kinder auf die Gefahren, die bestehen könnten, hinzuweisen. Nachweislich gibt es nach zweieinhalb Jahren keinerlei Unfälle zu verzeichnen, weder im Außengelände noch innerhalb des Hauses.

Sch.: Diese begehbaren Hangdächer sind ja sehr schön, aber es gibt auch den Sicherheitsaspekt. Man könnte sich theoretisch vorstellen, daß ein Kind in seinem Übermut über eines dieser breiten Geländer hinaufmarschiert und dann herunterfällt. Wie ist das, dürfen die Kinder ohne Aufsicht draußen sein?

R.: Doch, die Kinder dürfen ohne Aufsicht rausgehen, allerdings wissen sie genau, daß sie nicht auf die Mauervorsprünge klettern dürfen. Wir haben ihnen auch mehrmals eindringlich mittels einer Melone

oder einem Ei gezeigt, was passiert, wenn ein Kind hier die Mauer herunterstürzen würde. Wir haben das pädagogisch natürlich sehr nett verpackt, haben einem rohen Ei einen Namen gegeben, ein Gesicht aufgemalt, um diesen persönlichen Bezug herstellen zu können, haben dann dieses Ei sehr unvorsichtig sein lassen und es die Mauer heruntergestürzen lassen. Die Kinder haben sich im Nachhinein das Ergebnis anschauen können. Ich denke, das war eine sehr eindringliche Vermittlung dieser Gefahrenquelle. Mit einer großen Wassermelone haben wir das dann auch gemacht. Die ist noch kopfartiger. Ich denke, den Kindern hat es eingeleuchtet. Bisher haben wir auch kein Kind erwischt, das auf diese höher gelegenen Mauern geklettert wäre – auch nicht ältere Kinder.

Sch.: Aber sie sind frei, diese Hänge zu begehen.

R.: Ja, das fördern wir sogar, weil aufgrund dieser Bauweise mit dem begehbaren Dach sehr viele Rückzugsbereiche für die Kinder gegeben sind, und Kin-

der sollen so viel wie möglich die Chance haben, sich zurückziehen zu können und auch mal unbeobachtet spielen zu können, nicht immer unter Aufsicht von Erwachsenen.

*Sch.: Das ist auch sehr im Sinn von Hundertwasser, der das Bergende des Hauses, in dem man geschützt ist, sehr betont.*

R.: Die Grundidee von Hundertwasser, warum das Dach begrünt werden sollte, ist meines Wissen nach, daß er der Natur eigentlich den Platz wieder zurückgeben möchte, den er ihr durch das Haus genommen hat. Das wird durch die Dachbegrünung umgesetzt, und den Kindern wird wesentlich mehr Spielfläche gegeben. Wir haben hier im Winter auch Schlittenfahrten gemacht. Leider fehlt es am Auslauf. Ich war der Ungeschickteste und bin in den Zaun gedörrert.

*Sch.: Bis jetzt wirkt unser Gespräch als fast vollständiges Idyll. Ich weiß aber, daß es große Bedenken gegenüber Hundertwasser gibt, und meine Frage geht dahin, ob nicht auch Angriffe von Architekten-seite, Künstlerseite, auch seitens mancher elitär-progressiver Kreise gegen dieses Hundertwasser-Haus vorgebracht wurden?*

R.: Doch, das ist uns durchaus klar gemacht worden im Zuge unserer Öffentlichkeitsarbeit. Darauf möchte ich auch gerne kurz eingehen. Wir haben im Jahr über 6.000 Besucher – wir zählen dabei nicht die Leute, die außen vorbeigehen, sondern nur die, die unser Gelände wirklich betreten. Unter diesen Besuchern ist natürlich hauptsächlich pädagogisches Personal, das nicht nur aus Deutschland kommt, sondern auch aus Österreich, der Schweiz und umliegenden Ländern. Diese Leute sind meist sehr interessiert und zufrieden. Jetzt gerade haben wir sehr viele japanische Besucher und solche aus nordeuropäischen Ländern, die sehr interessiert sind an der Umsetzung von Hundertwassers Kunst und Architektur und der Pädagogik in diesem Hause. Wer nicht so positive Rückmeldungen bringt, sind oft Architektengruppen ...

*Sch.: Die Pädagogen sind also eher positiv angetan, würden Sie sagen, und die Architekten kritisch?*

R.: Die Pädagogen sind fast alle fasziniert von dem Haus an sich und von den Möglichkeiten, die Kinder hier erleben können. Hundertwassers Kunst ist ja auch nicht festgelegt, sondern wandelbar für die Kinder. Die Autonomie, die hier in dem Haus stattfinden kann, ist in bezug auf Kreativität und Außen-gestaltung wesentlich größer als in einem Regelkindergarten.

Bei den Architekten, die dieses Haus hier frequentieren, haben wir einen Prozentsatz von mindestens 55 Prozent, die dem ganzen doch skeptisch gegenüberstehen. Sicherlich auf der Grundlage, daß viele sagen, Hundertwasser ist kein Architekt, wie kann der ein Haus bauen. Wobei das ja auch nicht stimmt, denn Architekt Pelikan hat das Haus hier mitgebaut, es war ja nicht Hundertwasser alleine. Viele können mit der Form der Gestaltung sehr wenig anfangen, das ist aber, denke ich, eine persönliche Sache.

In der Kinderarbeit erleben wir unheimlich positive Momente. Was auch Architekten meist als sehr positiv erachten, ist die Dachbegrünung. Da gibt es durchwegs positive Rückmeldungen, denn das ist auch eine sehr wirtschaftliche Sache. Progressiv denkende Menschen sehen die Sache so: Man hat hier ein Außengelände zusätzlich zum Haus, das nicht gekauft werden mußte. Bezüglich der Gestaltungsfrage denke ich, das ist einfach auch eine Geschmackssache oder eine Frage des persönlichen Empfindens, darüber zu streiten ist relativ müßig. Wir finden dieses Haus toll, unsere Kinder finden dieses Haus toll, und das vermitteln wir auch unseren Besuchergruppen. „Tage der offenen Tür“ haben wir zunächst einmal im Jahr abgehalten. Aufgrund des großen Besucherinteresses müssen wir nun pro Jahr zwei Tage machen. Im ersten Jahr haben wir auch zwei gemacht, im zweiten Jahr sogar drei, und regelmäßig haben wir noch ein- bis zweimal die Woche abends Besuchergruppen, mit denen wir uns

auch wieder fachlich pädagogisch auseinandersetzen, denn da kommen vorwiegend Pädagogen aus dem europäischen Kreis.

*Sch.: Haben Sie schon irgendwelche Rückmeldungen gehört, daß Leute so etwas Ähnliches machen wollen und daß man das als Vorbild nehmen möchte? Nicht unmittelbar in den Details, aber von der Grundkonzeption her?*

R.: Das hören wir immer wieder, und neulich hat eine Erzieherin ein sehr schönes Bild gebracht, das beschreibt es vielleicht am besten. Sie sagte, was sie hier jetzt gesehen habe, wäre ein komplettes Puzzle. Alle Elemente, die Kinder benötigen, wären hier in einer sehr phantasievollen Weile zusammengesetzt. Sie hätte das Gefühl, sie könne zwar nicht das ganze Puzzle zu sich nach Haus mitnehmen, sie könne kein neues Haus bauen, aber einen Teil könne sie mitnehmen. Sie hat hier etwas gesehen, das sie umzusetzen versucht, mit den Eltern, mit

den Kindern. Diese Rückmeldungen bekommen wir öfters. Nicht immer so schön bildlich gesprochen, aber die meisten Erzieher und Erzieherinnen nehmen doch etwas für sich persönlich mit. Zusammenfassend könnte ich nur einen Satz dazu sagen: Weiter so! Es müßten mehr Kindergärten oder mehr Gebäude von Hundertwasser gestaltet werden. Das sage ich jetzt nicht aus egoistischen Gründen, weil der Besucherandrang dann etwas nachlassen würde. Die Idee, Kindern so eine Insel wie diese zu geben, ist einfach faszinierend.

Ein Problem haben wir schon noch: das noch ziemlich einsam gelegene Objekt wird nach Einbruch der Dunkelheit, wenn es leersteht, Treffpunkt von Jugendlichen, auch zum Teil der Drogenszene.

*Sch.: Man merkt das auch an den Schmierereien.*

R.: Das wird sich vermutlich geben, wenn die Gegend mehr besiedelt sein wird. Im Moment liegt das Haus wirklich noch in einer Art Wüste.

## PIERRE RESTANY

Kunsthistoriker, Paris (aus dem Französischen von R. Schediwy), Interview am 7.3.1997

Sch.: Warum wird Hundertwasser von einzelnen Architekturkritikern und Architekten so abgelehnt?

R.: Ich glaube, daß dieses Problem vor allem in Österreich auftritt, wo Dietmar Steiner es in exemplarischer Weise repräsentiert. Steiner sieht offenbar die Bauwerke Hundertwassers nicht als Architektur an, sondern als barocke Orgie folkloristischer Bühnenbilderei. Hundertwasser scheint für Steiner ein „Demagoge des Dekors“ zu sein. Die Position Hans Holleins ist hier durchaus maßvoller: Er hat nichts gegen die architektonischen Interventionen Hundertwassers in Wien, aber er wäre dagegen, wenn sich daraus ein veritabler Stil entwickeln würde. Ich glaube, daß diese beiden Meinungen zwei Extrempunkte des grundsätzlich gleichen Standpunktes darstellen. Danach gehört das bauliche Werk Hundertwassers nicht zum eigentlichen Bereich der Architektur, sondern wird in jenen der Theaterwelt oder des volkstümlichen Psychodramas abgedrängt. Ich meine also, daß die wirkliche Frage jene ist, herauszufinden, ob die Hundertwasser-Hasser ihre Kritik vom Standpunkt der Architektur oder vom Standpunkt des Dekors vorbringen.

Sch.: Sehen Sie Hundertwassers Architektur und ihren breiten Erfolg als möglichen Vorläufer einer großen „antipuritanischen Welle“, wie sie etwa auch die Erfolge der „Entertainment-Architektur“ Disneys anzudeuten scheinen?

R.: Die Analogie mit Walt Disney ist eine vielleicht etwas fragwürdige, obwohl Hundertwasser und Disney eine Philosophie des „fröhlichen Gemeinschaftslebens“ verbindet. Die Architektur Hundertwassers impliziert eine grundsätzliche Übereinstimmung mit dem künftigen Benutzer.

Was mich betrifft, meine ich, daß Hundertwasser ein großer Einzelgänger ist und ein großer Mythomane. Er sieht sich als Träger einer Wahrheit, die sich ihm persönlich enthüllt hat: daher auch sein predigerhaftes und prophetisches Auftreten. Man kann natürlich in unserer Epoche gewisse Analogien oder Begegnungspunkte zwischen Hundertwasser und anderen Künstlern finden, aber hier sollte man sich davor hüten, zu verallgemeinern. Entscheidend ist die Einsamkeit Hundertwassers und die Art, wie er mit dieser Einsamkeit umgeht. Alle strukturellen Probleme des Architekturdenkens Hundertwassers müssen in existentieller Form gedacht werden, das gibt ihnen ihre Originalität und ihre Stoßkraft. Wenn man von Hundertwasser spricht, sollte man über Beziehungsästhetik und nicht über Formalästhetik sprechen. Mit anderen Worten: Die Architektur Hundertwassers ist danach zu beurteilen, welche Verwendung ihre Benutzer für sie finden. Das ist eine durchaus elektrisierende Architektur. Ich würde sogar soweit gehen zu sagen: Wenn Hundertwasser die Möglichkeit hat, im selben Rhythmus wie bisher zu bauen, dann könnte man das Netz seiner Bauwerke eine Art „Arche Noah“ der Menschen guten Willens auf Erden nennen.

Sch.: Wie sehen Sie die Verbindung zwischen Hundertwasser und Le Corbusier in der Frage der grünen Dachlandschaften?

R.: Le Corbusier kann in gewissem Maße als Vorläufer in dieser Frage angesehen werden. Ich glaube allerdings, daß das Konzept Hundertwassers viel organischer, individueller und gefühlsbetonter ist. Der Kontakt mit dem Baum ist für Hundertwasser ein affektiver und brüderlicher Kontakt (siehe etwa die sogenannten „Baummieter“). Die bepflanzte Terrasse ist

die affektive Erweiterung des Blumentopfes. Der Blumentopf ist der privilegierte Ort des häuslichen Kontaktes mit der Natur. Die Hausfrau, die das besitzt, was man den „grünen Daumen“ nennt, kann hier ihr Verlangen nach Liebe zu den Pflanzen ausdrücken. Die Topfpflanze ist in direktem Sinne mit dem Haustier vergleichbar: etwa im Hinblick auf die Pflege, die man beiden angedeihen läßt, oder auf den Dialog, der sich etwa zwischen dem Sittich oder dem kleinen Hund und ihrem Besitzer entwickelt. Ich glaube, daß die Naturliebe bei Hundertwasser etwas von diesem gefühlsbetonten und existentiellen Charakter besitzt. Die Symbiose Natur und Architektur bei Hundertwasser hat etwas von der privilegierten Beziehung zur Topfpflanze. Der Blumentopf ist das ideale, primäre und essentielle Gefäß für die menschliche Zuneigung zur Natur. Ich frage mich, ob es nicht in der architektonischen Gedankenwelt Hundertwassers ein fundamentales Motiv gibt, welches danach strebt, die Natur „einzutopfen“, um sie in Gemeinschaft mit dem Menschen leben zu lassen. Nach Hundertwassers Vorstellung würde diese organische Vermischung alle ökologischen Probleme regeln: „Ach, wenn nur der ganze Planet eingetopft oder in kleine Gärten nach Art der Wiener Schrebergärten aufgeteilt werden könnte, dann ging es besser in der besten aller möglichen Welten ...“

Sch.: Könnte die Architektur Hundertwassers in Frankreich dieselbe Begeisterung auslösen wie in den deutschsprachigen Ländern, oder widerspricht dem der rigorose cartesianische Geist, wie er in Frankreich gerne auch von Architekten gepflegt wird?

R.: Das Werk Hundertwassers scheint in besonderem Maße dem südlichen Bereich des deutschsprachigen Gebietes angemessen, der von Saarland, vom Elsaß, vom Schwarzwald und der deutschsprachigen Schweiz über Bayern, Vorarlberg und nach Tirol ausstrahlt.

Es ist das Deutschland der Legenden und der Hexen, des verzauberten Waldes und des Karnevals. Man findet diesen Zug des Wunderbaren und Märchenhaften durchaus auch in den Alltagsmythologien der romanischen Länder, in Italien und Spanien, vor allem auch im romanisch geprägten Frankreich. Es ist allerdings richtig, daß das „cartesianische Frankreich“ zwar einer Gartenkultur im Sinne von Voltaires *Candide* zugeneigt sein könnte, der Enthusiasmus der Massen für Hundertwasser wäre hier aber vielleicht etwas weniger ausgeprägt. Aber was weiß man? Zwischen Montaigne und Descartes gibt es immer noch Platz für den geheimnisvollen Zaubrer Merlin.

## WOLFGANG RÖSCH

Vorstandsvorsitzender der Bauverein AG, Darmstadt, Interview am 23.9.1997

*Sch.: Könnten Sie kurz aus Ihrer Sicht etwas über die Bedeutung des Hundertwasserschen Projektes in Darmstadt sagen?*

R.: Unsere Intention war es, die Konversionsfläche ehemaliger Schlachthof, jetzt „Bürgerpark-Viertel“, mit einem städtebaulichen Höhepunkt zu versehen, um aus ihr einen attraktiven Standort zu machen. Insofern hat das Projekt für uns stadtentwicklungspolitisch große Bedeutung, weil dort ja nicht nur ein Konglomerat aus Wohnungen und Büros entsteht, sondern ein richtiger Stadtteil mit einem kleinen Zentrum. Da soll der Hundertwasser-Bau eine Aufwertung des gesamten Wohnens und des Wohnumfeldes bringen, insgesamt also die Attraktivität dort steigern.

*Sch.: Das sehen aber natürlich nicht alle Leute so, beispielsweise Herr Stadtverordneter Siebert.*

R.: Aber die meisten sehen es so. Der Beschluß ist mit ganz wenigen Gegenstimmen durch das Darmstädter Parlament gegangen, ich glaube, bei den Grünen haben fünf Leute nicht mitgestimmt, es gab einige Enthaltungen, alle anderen waren dafür. Siebert ist irgendwo ein Esoteriker, den ich schon lange kenne, und der Hundertwasser wohl deshalb verfolgt, weil er die Müllverbrennungsanlage in Wien umgestaltet hat und weil die Grünen Gegner der Müllverbrennung sind.

*Sch.: Also, das ist der Grund.*

R.: Das scheint mir der Hintergrund. Hundertwasser ist zwar ein Avantgardist und in gewisser Weise Vorreiter des grünen Gedankengutes gewesen, wird bei den Grünen aber nicht mehr anerkannt.

*Sch.: Ja, das ist ein ganz eigenartiges Phänomen. Wie ist die Stadtverwaltung oder der Bauverein auf Hun-*

*dertwasser gekommen? Vom Wiener Beispiel her oder von Plochingen?*

R.: Von Plochingen. Der Draht ist aufgemacht worden über die Firma Ytong. Die haben gesagt: Also, guckt euch das doch einmal an. Dann habe ich mit Architekt Springmann Kontakt aufgenommen, der Aufsichtsrat der Gesellschaft ist nach Plochingen gefahren und hat festgestellt, das wäre etwas Interessantes, so etwas sollte man in Darmstadt zu bauen versuchen.

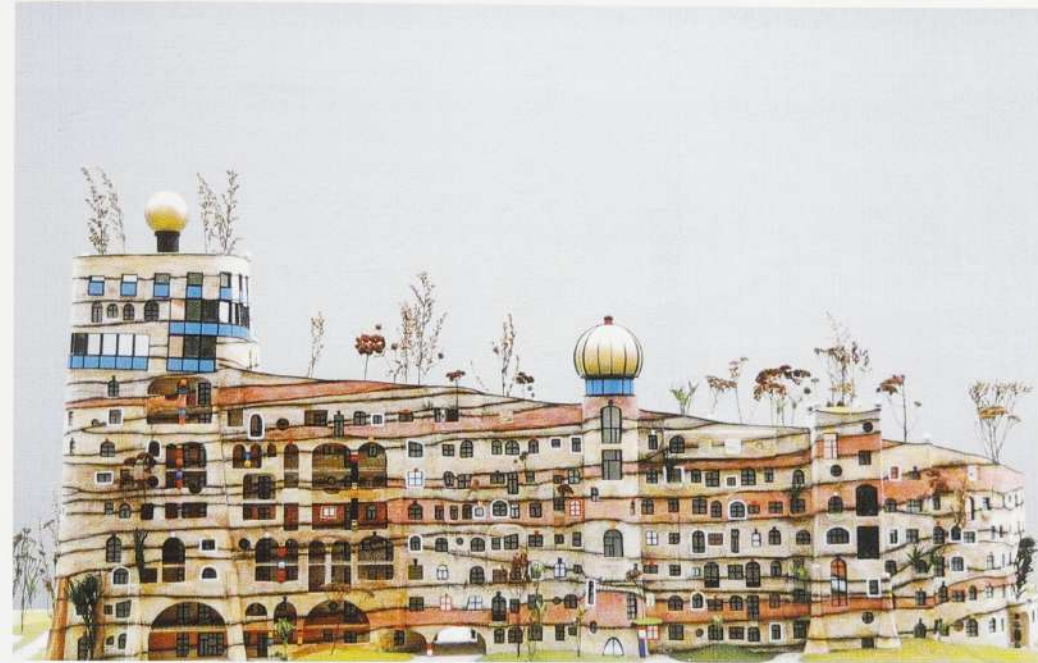
*Sch.: In Plochingen hat das Hundertwasser-Haus durchaus schon eine gewisse touristische Aufwertung der Stadt gebracht.*

R.: Für uns ist der Tourismus nicht unbedingt der entscheidende Punkt, aber den hat man als Nebeneffekt. Wir wollen dort etwas hinstellen, was nicht überall steht und was uns auch gut gefällt. Die Gesichtspunkte, die Hundertwasser selbst im Zusammenhang mit dem Projekt formuliert hat, werden von mir auch unterschrieben, vom Umweltpolitischen angefangen bis zur Individualität der Wohnungen.

*Sch.: Es gibt in Wien eine scharfe Architekten-Opposition gegen Hundertwasser. Gibt es so etwas auch bei Ihnen? Auch Kunstkritiker sind gegen Hundertwassers „Behübschungen“.*

R.: Da hat sich nicht viel bewegt. Hier findet im Februar 1998 die Hundertwasser-Ausstellung statt. Da werden wir auch noch einmal unser Modell präsentieren. Die Professoren der hiesigen Technischen Universität haben das Projekt schon gezeißelt. Ganz einfach deshalb, weil sich Hundertwasser auch kein Blatt vor den Mund nimmt ...

*Sch.: Ja, da gibt es eine wechselseitige, sehr „offene“ Diskussion, nicht?*



Architekturmodell „Die Waldspirale von Darmstadt“, 1996

R.: Druck erzeugt Gegendruck.

*Sch.: Wie sieht es denn aus mit dem Zeitplan?*

R.: Das Baugesuch ist eingereicht, und wir wollen im März zu bauen beginnen, wenn sich eine entsprechende Nachfrage für diese Eigentumswohnungen einstellt.

*Sch.: Man rechnet mit ein, zwei Jahren Bauzeit, oder?*

R.: Ich will das innerhalb von 18 Monaten stehen haben, denn wir wollen ja nicht nur Geld ausgeben, sondern auch wieder einnehmen. Deshalb muß zügig durchgebaut werden, was auch für meine Begriffe machbar ist.

*Sch.: Was sind denn für Wohnungsgrößen vorgesehen?*

R.: Wohnungsgrößen von Zweizimmer-Wohnungen angefangen, um die 50 m<sup>2</sup> bis 60 m<sup>2</sup>, dann haben

wir Dreizimmer-Wohnungen mit 70 m<sup>2</sup> und Vierzimmer-Wohnungen um die 90 bis 100 m<sup>2</sup>.

*Sch.: Und mit welchen Kosten rechnen Sie pro m<sup>2</sup>?*

R.: Wir haben die Kalkulation beendet, wir werden so bei 5.900 DM im Schnitt verkaufen.

*Sch.: Ich habe auch Bad Soden besucht, ein sehr schönes Projekt, aber der Bauträger ist in Konkursgefahr, weil er offensichtlich auf viel zu hohe Quadratmeterzahlen gesetzt hat, auf absoluten Luxus.*

R.: Das Projekt hat in sich nicht gestimmt, die Wohnungen sind zu groß, 150 m<sup>2</sup> mal 8.000 DM, da überlegt sich der Kunde, für 1,2 Millionen DM eine Jugendstil-Villa an der Bergstraße zu kaufen. Es ist vom Projekt her falsch aufgezümt. So große Wohnungen zu so hohen Preisen, das läßt die Alternative allzu deutlich werden.

Sch.: Ich habe dort mit einigen Leuten gesprochen. Das Haus wird als positiv empfunden, und man würde gerne dort wohnen, aber wenn wirklich die Alternative des eigenen Hauses sehr deutlich wird, ist das nicht drinnen.

R.: Die Wohnungen hätten geteilt werden müssen. Wenn der Bauträger aus den 150 zweimal 75 m<sup>2</sup> gemacht hätte, hätte er sie wahrscheinlich verkauft.

Sch.: Das dürfte auch ein Mann gewesen sein, sagte man mir, der mit dem Kopf durch die Wand wollte.

R.: Ich höre das auch, aber ich meine, so etwas kann man ja auf Dauer nicht halten.

Sch.: Darf ich Sie noch um einen „kernigen“ Schlusssatz bitten?

R.: Ich hoffe, daß wir bald anfangen zu bauen, und das hängt von der Vermarktung ab. Wir haben seit

der Hessen-Schau eine relativ hohe Resonanz von Leuten, die interessiert sind, und es werden jetzt, im November 1997, die gesamten Prospekte mit den Wohnungsgrundrissen hinausgeschickt, so daß also jemand, der eine Zweizimmer-Wohnung möchte, alle Grundrisse von Zweizimmer-Wohnungen erhalten kann. Da hoffen wir, daß sich das Objekt gut verkauft.

Sch.: Es handelt sich um frei finanzierte Eigentumswohnungen?

R.: Ja, das sind frei finanzierte Wohnungen, die als Wohnungseigentum verkauft werden. Das ist die derzeitige Strategie. Wir werden mal sehen, ob die Ente, die wir da aufs Wasser gesetzt haben, schwimmt, und ob wir Leute finden, die das gerne kaufen. Lassen Sie übrigens Herrn Harel schön grüßen. Er hat einen eigenen Kopf, das gefällt mir.

## HELLMUT SAMONIGG

Univ. Prof. Dr. Hellmut Samonigg, Leiter der Klinischen Abteilung für Onkologie der Med. Univ. Klinik Graz, Facharzt für Innere Medizin und Hämato-Onkologie, Interview am 19. 9. 1997

Sch.: Wie sind Sie auf Hundertwasser gekommen, Herr Professor, und warum gerade im Zusammenhang mit der Onkologie?

S.: Die Sache ist ziemlich einfach. Mein Team und ich haben die onkologische Krankenstation in einem desolaten Zustand übernommen, das heißt, sie war in einem alten Bau untergebracht, der seit fünfzig Jahren nicht mehr adaptiert worden war, die Räumlichkeiten waren miserabel. Man hat uns auf unser Drängen, daß sich hier etwas ändern müsse, dann gesagt, das komme schon, aber erst in zehn bis vierzehn Jahren, es wären andere noch schlechter dran, und man müsse Schritt für Schritt vorgehen. Und bis die Generalplanung für den ganzen Bau fertig sei, vergingen eben zehn Jahre, und nach zehn Jahren würden wir schon drankommen. Das war für uns inakzeptabel, vor allem für die Patienten, aber auch für die Mannschaft. Das hat zuerst wenig geholfen, doch ich bin der Meinung gewesen, man müsse der Verwaltung – ich sage das einmal sehr salopp – ein Angebot machen, das sie nicht ablehnen könne. Wir mußten einen alternativen Weg finden, um hier doch zum Ziel zu kommen, um früher eine Verbesserung zu erreichen. Mir ist die Idee gekommen, wir sollten einen namhaften Künstler bitten, die Station umzugestalten. Wir haben nachgedacht, wer vor allem eine Kunst macht, die von der überwiegenden Zahl der Menschen als angenehm empfunden wird. Denn, man muß sich vor Augen halten, auf dieser Station befinden sich Menschen, die sich da aufhalten und da liegen müssen. Das sind ja nicht Leute, die in einer Raststätte oder in einer Kirche vorbeikommen können oder nicht, um sich das anzuschauen. Hier geht es um Menschen, die müssen mit dieser Kunst eine Zeitlang leben. Das sind sehr einfache Menschen, aber natürlich auch Menschen,



Krankenstation an der Medizinischen Universitätsklinik Graz, 1991-94

die eine akademische Ausbildung haben, also muß ein breites Spektrum abgedeckt werden. Meine Meinung war dann, daß Friedensreich Hundertwasser der Künstler sein könnte, der das breiteste Spektrum abdecken kann. Er ist auf der einen Seite sehr prominent und bekannt, und sein Werk wäre sicherlich etwas, was Aufsehen erregen würde. Auf der anderen Seite ist er aber auch ein Künstler,

bei dem wir davon ausgehen können, daß die meisten Menschen seine Art der Gestaltung als angenehm empfinden. Das war die Ausgangsposition. Nachdem die Entscheidung innerlich gefallen war, das zu versuchen, habe ich nichts anderes getan, als den Pfarrer von Bärbach anzurufen und zu fragen, wie er zu Hundertwasser gekommen ist. Und er hat mich an Herrn Harel verwiesen. Ich habe Herrn Harel angerufen und gesagt, wir hätten so etwas gerne gemacht. Herr Harel hat um die Pläne gebeten, um die Sache aufzubereiten. Das habe ich dann auch auf einem riesengroßen Karton gemacht, so daß man diese Unterlagen nicht einfach in irgendeine Lade verschwinden lassen kann. Sechs Wochen später hat Harel angerufen und gesagt, er hätte mit Hundertwasser gesprochen. Dieser habe so etwas noch nirgends gemacht, er wäre interessiert und bereit, es zu machen. Ich habe ihm dann gesagt, wir haben noch ein Problem: Wir haben kein Geld, um den Künstler zu bezahlen. Daraufhin sagte Herr Harel, ich solle zu ihm kommen, wir würden das besprechen. Ich bin zu ihm gefahren und dann – ich erzähle das alles im Telegrammstil – sagte er: „Ja, Hundertwasser ist bereit, das völlig kostenlos zu machen. Es sind nur die Baukosten und ein Architekt seines Vertrauens, der die Detailumsetzung durchführt, mit seinen Aufwendungen abzudecken. Außerdem ist Hundertwasser zusätzlich bereit, kostenlos Lithographien zur Verfügung zu stellen – 3.000 Stück – die Sie als ‚Bausteine‘ verkaufen dürfen, um Geld für die Gestaltung aufzutreiben.“ Ich war daraufhin natürlich hell begeistert. Und so hat eine sehr gute Zusammenarbeit begonnen. Wir mußten allerdings unglaubliche Hürden in Graz überwinden ...

Sch.: Was waren die Hürden?

S.: Die Hürden waren natürlich erst einmal: „So etwas kann man nicht machen, das geht nicht“. Ich berichte Ihnen ein paar Highlights: Vonseiten der Krankenhaus-Holding mußte ich von Hundertwasser eine schriftliche Erklärung haben, daß die Verän-

derungen jederzeit wieder abreißen sind, weil es sich nur um ein Provisorium handeln könne. Die Station könnte ja in Zukunft möglicherweise ganz woanders situiert sein, und da wollte man sich nicht präjudizieren lassen. Also hat man gesagt, alles muß so gestaltet werden, daß es jederzeit abnehmbar ist. Ich habe tatsächlich die Unterschrift von Hundertwasser dafür bekommen. Er hat gesagt, er lege keinen Wert darauf, daß es ein „Museum“ wird. Es ist tatsächlich als Provisorium errichtet worden, deshalb müssen wir auch noch einige Adaptierungen vornehmen, weil wir sonst zu wenig Betten hätten. Aber wir sind inzwischen voll anerkannt als eigene Abteilung und werden nicht als Provisorium gewertet, die Abteilung bleibt erhalten. Es gibt auch die Zusage, daß die Erweiterungen, um die Station auf die erforderliche Größe zu bringen, im Hundertwasserstil gemacht werden. Wir müssen natürlich noch mit Herrn Harel und Meister Hundertwasser besprechen, wie man das durchführen kann. Es ist aber inzwischen ein Projekt geworden, welches die Direktion und die Holding unseren Gästen – sie kommen aus ganz Europa – gerne zeigt. Die Stimmung ist total in Richtung positiv gekippt. Am Anfang bestand insofern auch ein Problem, als die Gestaltung ja sehr bunt und sehr lebendig und damit für ein Krankenhaus sehr ungewöhnlich ist. In der Planungsphase sind viele mit diesen unkonventionellen Farben und Formen ganz schlecht zurechtgekommen. Manche haben auch gesagt: Nein, das hält keiner auf längere Sicht aus.

Sch.: Wer ist damit schlecht zurechtgekommen?

S.: Also, vor allem die krankenhausinternen Planer, die ja ständig dabei sein mußten, weil alles gewissen Voraussetzungen entsprechen mußte. Ich sage Ihnen ein Beispiel: Am Gang war schwarzer Boden von Hundertwasser gewollt, der wird unterbrochen von großen Flecken, die aus den Zimmern herausragen, wo farbige Böden verlegt sind. Die Krankenhausplaner haben aber gesagt, es ist unmöglich, auf einer Onkologie einen schwarzen Boden zu machen. Im



Onkologie Graz, Aufenthaltsraum

übrigen sei das viel zu schmutzempfindlich, und, und, und ... Wir haben das so bereinigt, indem ich gesagt habe, herbei mit einem schwarzen Fleck, der wird jetzt versuchsweise auf dem Gang angebracht, und dann fahren wir zwei Wochen drüber und schauen, ob das wahr ist, was ihr behauptet. Und natürlich gab es da kein Problem. Das war eine der Hürden. Eine andere Hürde war, wir haben den Wintergarten draußen fix geplant, mit Pflanzen und Blumen und einem riesigen Aquarium. Da hat es am Anfang die wildesten Widerstände gegeben – etwa von Hygienikern, daß man so etwas unmöglich auf einer Krankenstation machen kann. Das ist ziemlich eskaliert, weil andererseits Hundertwasser darauf bestanden hat, Pflanzen mußten unbedingt sein. Ich stand dazwischen,

wollte aber auch Pflanzen haben, und es kam schließlich zu einer Einigung.

Sch.: Gab es auch Widerstände seitens des Pflegepersonals?

S.: Nein, das Pflegepersonal war unter so schlechten Bedingungen tätig, daß es zwar nicht gleich jubelnd dafür war und sich das alles nicht vorstellen konnte, aber es war für jede Verbesserung dankbar. Natürlich gab es allerhand Bedenken. Wir haben etwa verschiedenfarbige Betten – man überlegte, wie wird denn das werden, ständig die Buntheit usw.? Doch jetzt wird das voll anerkannt, und es ist ein Wohlbefinden da, auch bei allen, die da arbeiten.

Sch.: Wie sind jetzt die Erfahrungen?

S.: Die Erfahrungen sind sehr gut. Wenn man es einmal von den Patienten her betrachtet, gibt es extrem selten – man soll nicht sagen, nie – Patienten, die die Gestaltung am Anfang irritiert. Wir haben ungefähr 2.500 bis 3.000 Patienten im Jahr auf der Station, und die Kritisierenden sind an einer Hand abzählbar.

Sch.: Was waren das für Leute? Erinnern Sie sich daran? Welche Berufsgruppe ... ?



Onkologie Graz

S.: Das ist unterschiedlich. In Wirklichkeit hat es sich herausgestellt, daß das oft benutzt wird, um von der eigentlichen Situation abzulenken. Häufig sind das Menschen, die von Haus aus mit ihrer Erkrankung sehr schlecht zurecht kommen und irgendwo ein Ventil brauchen. Es gibt sie vereinzelt – es hat etwa eine Patientin gegeben, die aus dem „Pseudo-Adel“ stammte und besonders etepetete war. Sie lag in der zweiten Klasse. Sie war anscheinend gewohnt, in besonders ultramodernen Hotels zu übernachten und hat geglaubt, sie muß da ihre Kunstkritik anbringen. Es ist aber immer möglich gewesen, diese Diskussionen recht gut zu bewältigen. Es hat nie ein ernstes Problem gegeben oder eine Krise, daß jemand gesagt hat, da will er nicht liegen, und er geht weg.

Sch.: Fällt Ihnen noch jemand ein? Ich sage Ihnen auch nachher, warum ich darauf solchen Wert lege.

S.: Was mir jetzt spontan einfällt, ist eine Angehörige einer Patientin – wobei die Patientin selbst vom Ambiente sehr angetan war: Die Angehörige stellte die Frage, wozu das gut sein solle. Und dann kommen diese Floskeln wie „da wird Steuergeld verschwendet“, was übrigens dezidiert nicht der Fall war. Die Mehrkosten, die durch Fliesen, die Türen u. a. entstanden sind, hat ein für der Abteilung tätiger „Verein für Krebspatienten an der medizinischen Klinik“ finanziert. Das waren Sponsorgelder über verschiedenste Aktionen, wie Flohmarkt, Bilderversteigerung, Konzerte, Bausteinaktion usw. Es sind 4,5 Millionen Schilling zusammengekommen.

Sch.: Ich darf jetzt auch sagen, worauf ich abziele. Diesen Auftrag habe ich unter anderem deshalb übernommen, weil mich das Phänomen der Hundertwasser-Hasser interessiert. Ich habe einen Dokumentationsauftrag, und ich betreibe nebenberuflich Architektur- und Urbanistikpublizistik. Ich bin mit dem Phänomen konfrontiert gewesen, daß in der gesamten Architekturpublizistik, aber auch im Privatgespräch mit Architekten, Hundertwasser fast immer „mit Schaum vor dem Mund“ erwähnt wird. Hier gibt es eine ganz andere ästhetische Wertskala als bei Hundertwasser, und das interessiert mich auch soziologisch. Wenn Sie sich die Architekten anschauen, sie gehen fast grundsätzlich in schwarz oder im Sommer allenfalls in weiß gekleidet, aber jedenfalls nicht bunt. Sie haben im ganzen Kulturbetrieb relativ viele Leute, für die es eine Art „asketisches Kunstethos“ gibt, wo genau das, was Hundertwasser propagiert, diese Buntheit, nicht sein darf und als kitschig, als Unterschichtgeschmack der unverständigen Massen betrachtet ist. Ihre Erfahrungen mit ähnlichen Konfrontationen würden mich interessieren und auch ihre private Meinung. Wie kommt es dazu, daß es diese massive Spaltung gibt?

S.: Letzteres kann ich, ehrlich gesagt, genauso wenig oder noch weniger als Sie beantworten. Ich habe

meine Phantasien dazu, aber ich habe keine schlüssigen Antworten. Es besteht auch ein großer Unterschied zwischen denen, die unsere Station wirklich gesehen haben und den anderen. Wir haben kein Problem mit Besuchern, wir haben am Anfang sogar befürchtet, daß ein richtiger Besucherstrom auf uns zukommt. Das ist nicht der Fall, aber es kommen immer wieder Leute, die die Station anschauen wollen. Und bevor sie sie gesehen haben, gibt es immer wieder Leute, die sagen: „Hundertwasser, um Gottes Willen, und furchtbar, und wie kann man nur!“ usw. Ich erlebe aber immer wieder, daß das kippt, wenn die Leute genauer hinsehen. Sie sagen dann: „Na, das g'fällt mir. Das ist eigentlich toll, das ist faszinierend!“ Das betrifft die Leute, die sich wirklich die Mühe machen herzukommen. Bei den Patienten wird die Gestaltung zu 99 Prozent als äußerst angenehm und positiv aufgenommen, aber bei diesen Leuten von außen, die weder Angehörige haben, die nicht krebskrank sind, noch selbst betroffen sind, erlebe ich diesen Kontrast der Meinungen genau so wie Sie und habe es auch in der Umsetzungsphase stark gespürt ...

Sch.: Hat es kritische Artikel in den Medien gegeben?

S.: Natürlich, geradezu Pamphlete ...

Sch.: Das würde mich sehr interessieren.

S.: Herr Harel hat hier Unterlagen. Auf der Rückseite der Lithographie hat Hundertwasser auch eine Antwort auf diese Vorwürfe formuliert. In der Umsetzungsphase hat es auch Leserbriefe gegeben. Die Künstler der Steiermark haben dagegen lebhaft protestiert. Wir mußten ja in die Öffentlichkeit gehen, um das Geld zu akquirieren, und da hat es natürlich einige Auseinandersetzungen gegeben. Nie direkt, man hat sich nie getraut, zu mir zu kommen und zu sagen: „Was machen Sie da?“ Es waren einzelne, mit denen ich telefoniert habe, einer oder zwei, die gesagt haben, ja, warum nehmen Sie nicht uns und warum nehmen Sie den? Dann habe ich gesagt: „Wenn Sie mir sagen kön-

nen, wo Ihre Objekte stehen, und ich mir den Eindruck verschaffen kann, daß das wahrscheinlich für sehr viele Menschen aufbauend und positiv ist, und wenn Sie mir 3.000 Lithographien zur Verfügung stellen, die man zusätzlich noch verkaufen kann, und wenn Sie einen Namen haben, der so viel Geld einbringt, wenn diese drei Bedingungen erfüllt sind, bin ich sofort bereit, beim nächsten Objekt Sie zu nehmen“. Dann war es wieder schnell still, weil die Anrufer nichts davon vorweisen konnten.

Sch.: Sehr interessant ist für mich folgendes: Sie sind nicht der erste, sondern eigentlich der vierte oder fünfte in einer Reihe von Leuten, die mir gesagt haben, Hundertwasser sei völlig gratis in Erscheinung getreten. Auf der anderen Seite wird, ich würde jetzt schon sagen, zum Teil wider besseres Wissen, in der Öffentlichkeit oft kolportiert, Hundertwasser sei ungeheuer geldgierig. Das ist auch ein Ausdruck dieser geradezu haberdüllten Kampagne, der mich sehr interessiert. Sie haben gewisse Vorstellungen, woher das wohl kommt ...

S.: Wenn ich mich darauf einlasse zu phantasieren, kann ich folgendes sagen: Was Hundertwasser macht, ist in Wirklichkeit sehr berührend im Sinne von „Auslösen positiver Gefühle“. Und manche Menschen wehren sich wohl innerlich gegen diese Gefühle. Interessanterweise meint jeder dritte oder vierte Besucher, der sich nicht genau auskennt: Das muß eine Kinderkrebstation sein. Die Assoziation ist sofort: Es ist für Kinder gemacht. Wahr ist, daß hier aber Erwachsene liegen, und zwar Patienten zwischen 20 und 85 Jahren. Aber es ist bezeichnend, wenn Menschen glauben, diese Gestaltung sei für Kinder. Das heißt nämlich, daß diese Art der Gestaltung den kindlichen Teil im Menschen anspricht, und das ist auch das, was meiner Meinung nach ein wichtiger Effekt ist, warum das so gut bei den Menschen ankommt, weil das Kindliche angesprochen wird.

Sch.: Es wird oft von märchenhaft gesprochen ...

S.: Richtig. Von einer Grotte u. ä. Im übrigen fällt mir ein, die anfänglich größte Aggression gegen die Umgestaltung im Sinn Hundertwassers ist von dem unmittelbar benachbarten ärztlichen Leiter und von Ärzten, die in der Nachbarstation tätig sind, gekommen.

Sch.: Warum?

S.: Die hat das unheimlich durcheinandergebracht. Wir haben am Anfang aus organisatorischen Gründen in der Hundertwasser-Station ein Zimmer der Nachbarstation unterbringen müssen. Wir haben einen Eingangsbereich mit dem Torbogen, da steht groß „Onkologie“ drüber. Das allein hat eine Riesenaufregung bewirkt, das Wort Onkologie irgendwo hinzuschreiben. Gewisse Ärzte haben daraufhin den Spruch getan: „Durch dieses Tor gehe ich nie!“ „In diese Station gehe ich nicht hinein!“ Auch hier scheinen zutiefst emotionale Bereiche angesprochen, in denen gerade Leute mit einer gewissen sachlichen Kompetenz eine Verunsicherung erfahren. Die Reaktion dürfte so laufen: „Ich bin ein Mensch mit weißem Mantel“ oder „Ich bin ein Mensch mit diesem und jenem Status“ oder „Ich bin ein Mensch dieser oder jener gesellschaftlichen Position“ und dazu die instinktive Forderung: „Ich lasse mich von solchen Gefühlen nicht berühren“.

Sch.: Also eine Abwehr?

S.: Richtig. Etwa im Sinne von „Ich bin doch nicht so ein kindischer, kindlicher Mensch, daß ich das als angenehm empfinde“. Im übertragenen Sinn heißt das: „Das darf ich nicht, damit verliere ich meine Schutzhülle“. „Wenn ich mich zu meiner Kindlichkeit bekenne, könnte ich die Etikette verletzen“. Das wäre so dahinphilosophiert.

Sch.: Nein, das ist gar nicht dahinphilosophiert, sondern es handelt sich um sehr präzise Umschreibungen. Ich habe dieselben Fragen ja oft gestellt und habe sehr ähnliche Antworten bekommen. Ich glaube, Sie erfassen das Zentrum des Problems. Das

*für mich Faszinierende ist dabei dieses ungeheure Ausmaß – jedenfalls in manchen Kreisen – der Abwehr der Kindlichkeit. Es gibt einen renommierten österreichischen Architekten, ich will seinen Namen nicht unbedingt nennen, der hat einen Kindergarten ziemlich in Schwarz gehalten. Können Sie sich das vorstellen? Jedes Kind, mit dem sie sprechen, liebt das Bunte. Meine neunjährige Tochter ist auch von Hundertwasser begeistert, weil ihr das Bunte so gut gefällt, und sie wirft mir beispielsweise vor, mich nicht bunt genug zu kleiden. Und da gibt es tatsächlich Leute, die selbst in die Kinderwelt dieses harte Schwarzweiß, die Farbenlosigkeit tragen wollen.*

S.: Das ist meiner Meinung nach ein massives Abwehrphänomen. Das Bunte, Kindliche paßt nicht hinein, auch in unser gesellschaftliches Denken nicht. Denn das würde ja heißen, daß man sich bis zu einem gewissen Grad öffnet, daß man bis zu einem gewissen Grad Gefühle zuläßt. Das sind aber lauter Dinge, die dürfen in unserer modernen Welt der Erwachsenen eigentlich nicht sein! So etwas „macht man nicht“, und so etwas macht man natürlich auch in der Medizin nicht!

Es gibt ja nur drei klinische Abteilungen für Onkologie in Österreich, und ich bin am Anfang auch in den Fachkreisen – um es vorsichtig auszudrücken – eher belächelt worden. Das ist auch ein wenig gefährlich, denn da heißt es gleich: Er ist zwar Universitätsprofessor, der einer universitären Einrichtung vorsteht, aber in Wirklichkeit beschäftigt der Mann sich mit der künstlerischen Gestaltung einer Station. Was soll denn das?

Man hat das sehr belächelt und sogar belacht. Inzwischen fängt sich das Blatt aber langsam an zu wenden, weil es Daten von uns gibt, wie sich die Neugestaltung auf die psychosoziale Befindlichkeit der Krebspatienten auswirkt. Man beginnt heute immer mehr zu verstehen, daß es ganz ganz wichtig ist, wie solche Patienten sich fühlen. Es wird auch immer wahrscheinlicher, daß sich das auf den

Krankheitsverlauf, auf jeden Fall aber auf die Lebensqualität der Patienten ganz massiv auswirkt. Und plötzlich schlägt das Belächeln eher in Interesse um. Je weiter entfernt, umso größer das Interesse. Ich bin mit der Psychotherapeutin Elisabeth Andritsch, die hier auf der Station tätig ist, beispielsweise letztes Jahr nach New York eingeladen worden zum internationalen Psychoonkologiekongress. Wir waren auch in Deutschland ...

Sch.: Würden Sie mir das Referat zur Verfügung stellen?

S.: Wir sind dabei, unsere Ergebnisse in einer renommierten Fachzeitschrift zu publizieren. Normalerweise werden dort nur Daten klassischer medizinischer Forschung publiziert, aber wir versuchen es mit einem alternativen Ansatz. Es hat nämlich vor kurzem einen Bericht in diesem Journal gegeben, in dem bemängelt wurde, daß die Spitäler alle so fürchterlich aussehen und daß man eigentlich keine Daten darüber hat, wie sich eine andere Gestaltung auswirken würde. Wir haben nun gerade diese Daten und würden das gerne dort veröffentlichen, das heißt, wir sind dabei, die Publikation fertig zu machen. Ich darf daher diese Daten noch nicht aus der Hand geben oder zitieren.

Sch.: Natürlich. Aber nachdem das Papier akzeptiert worden ist, ich halte Ihnen die Daumen, würde ich mich natürlich sehr dafür interessieren.

S.: Einige Details aus der Untersuchung kann ich Ihnen nennen: Wir haben ca. hundert Patienten vor der Umgestaltung und ca. hundert Patienten nachher in einem sehr ausführlichen Evaluationsprozeß mit Interviewverfahren befragt, also nicht nur mit Fragebögen. Die Befragung ist sehr aufwendig gemacht worden und wurde im übrigen von Leuten vorgenommen, die nicht auf der Station integriert waren, damit nicht der Vorwurf der Patientensuggestion erhoben werden kann. Wir haben die Gruppen auch hinsichtlich vieler Einzelpunkte parallelisiert. Es handelt sich bei den Befragten natürlich

nicht um die gleichen Patienten. Aus dem ganz einfachen Grund, weil dazwischen zwei Jahre liegen. Viele Patienten, die vor zwei Jahren befragt wurden, haben nicht mehr gelebt. Und die, die gesund geworden sind, sind nicht mehr dort gelegen. Deswegen haben wir die Befragungsgruppen sehr genau stratifiziert, nach Alter, sozialem Status und Herkunft, wie oft sie schon da waren und, und, und ... Also eine große Zahl an Fakten, die wir parallelisiert haben, um Paare zu bilden. Und die Kernaussagen kann ich in drei Sätzen zusammenfassen. Die erste Kernaussage ist, daß hochsignifikant die



Onkologie Graz

Stimmung der Patienten auf der Station von ursprünglich indifferent bis depressiv auf hochpositiv umgeschlagen ist. Das heißt, die Grundstimmung hat sich massiv verbessert. Das ist etwas, was wir in dieser Dimension nicht erwartet haben, auch wenn wir insgesamt auf so einen Trend gefaßt waren. Der zweite Punkt, der noch viel faszinierender ist und den ich nicht erwartet habe: Die Station ist „entängstigt“.

Wir haben bei Krebspatienten natürlich einen relativ hohen Angstlevel, vor allem bei denen, die zur Diagnosesicherung kommen. Und wir haben hier hochsignifikant einen niedrigeren Angstlevel gefunden.



Das heißt also, die Patienten haben gesagt, die Gestaltung hilft ihnen, mit der Situation besser fertig zu werden, und sie empfinden weniger Angst. Und der dritte Punkt, der auch sehr faszinierend ist, ist die Antwort auf die Frage, inwiefern die Patienten glauben, daß diese Umgebung ihnen hilft, gesund zu werden. Im Vergleich zu den Befragungen vor der Umgestaltung wurde die Neugestaltung als diesbezüglich sehr hilfreich eingestuft, die Patienten konnten tatsächlich das Gefühl haben, in dieser Station eher gesund werden zu können. Im Vergleich zu vorher, wo man gesagt hat, diese Station macht depressiv, diese Station, in der kann ich nicht gesund werden, finden jetzt die Patienten, daß die Heilungskräfte in der Umgebung, in der sie liegen, aktiviert werden.

Sch.: *Ich bin sehr, sehr beeindruckt, und ich könnte mir vorstellen, daß das ein Schlußwort ist. Sie haben mir ein ungeheuer reiches Interview gegeben, aber wenn Sie noch einige zusammenfassende Worte sagen wollen, dann möchte ich dem natürlich nicht im Wege stehen.*

S.: Zum Abschluß vielleicht noch folgendes: Unser Projekt hat sehr viele Widerstände zu überwinden gehabt, und ich habe sehr viel Zeit auch meines Privatlebens dafür verwendet. Im Endergebnis möchte ich dankbar anerkennen, daß die Verwaltung und die Direktion schließlich, als sie merkten, da kommt etwas heraus, sehr, sehr mitgeholfen haben. Es hat anfänglich wirklich viele Widerstände gegeben. Ich habe etwa um jeden Lampenschirm raufen müssen, denn es hat natürlich geheißen, in einem Gang, in einem Spital schauen die Lampen aus den und den Gründen und aus der und der Praktikabilitätsüberlegung so und so aus. Jeder einzelne Lampenschirm mußte hier durchgesetzt werden. Und das gleiche gilt für die Betten, wir haben ja auch eigene Bettwäsche und eigenes Geschirr durchgesetzt und, und, und ... Das sind viele Faktoren. Wir haben ein Buffet im Wintergarten installiert. Es ist ja nicht mit der Gestaltung allein getan, – salopp formuliert – was hilft es, wenn wir so eine tolle Gestal-

tung haben, aber gleichzeitig müssen wir den Patienten das Essen in diesen weißen „Schwimmbädern“ servieren. Aber um zum Wesentlichen zu kommen: Die Leute, die dann in der Direktion und Verwaltung, in der Bauabteilung das mit mir umgesetzt haben, hat dann nach relativ kurzer Zeit eine Faszination erfaßt, so etwas zu machen, bei aller anfänglichen Skepsis. Sie waren vorher gewohnt: Ein Spital und ein Krankenzimmer, das schaut so und so aus, da gibt es die und die Regeln, das ist so und so zu machen. Die Skepsis haben sie zwar nie ganz verloren, aber es ist dann zunehmend eine Dynamik entstanden, und jetzt sind diese Leute natürlich auch sehr stolz darauf, was wir hier geschaffen haben. Eine große Unterstützung waren die Führungskräfte, etwa der damalige ärztliche Direktor Prof. Csesnik, der selber Maler ist. Der hatte zwei Seelen in seiner Brust. Auf der einen Seite meinte er, das dürfte eigentlich nicht sein, und auf der anderen Seite war er dann fasziniert. Vor allem war auch der damalige technische Direktor Dipl. Ing. Marteschleger der Idee gegenüber grundsätzlich wohlwollend eingestellt, und nach langem Zögern hat er auch zugestimmt. Er war dann, als er auf die fertiggestellte Station kam, schlichtweg fasziniert. Insgesamt ist so ein sehr hilfreiches Klima zustande gekommen. Es war keineswegs so, daß uns ausschließlich Prügel in den Weg geworfen worden sind – das hat es zwar auch gegeben – es hat aber auch andererseits diese Faszination gegeben und dieses Gefühl, da machen wir etwas Besonderes. Und selbstverständlich, das sage ich jetzt nicht, weil Harel Sie mit dieser Untersuchung beauftragt hat: Harel war extrem hilfreich, und ich habe mit ihm wirklich keine Probleme gehabt. Und ein Superarchitekt ist Dipl.-Ing. Pelikan, er ist ein Goldmensch. Wir haben viele Stunden diskutiert, und er war extrem hilfreich und verständnisvoll. Hundertwasser hat beispielsweise die Idee gehabt, es müßten Holzbetten her, ich habe sogar noch die Skizzen hier, Pelikan hat dann erfolgreich vermittelt.

Sch.: *Das ginge aber doch schwer, weil man fürs Pflegepersonal die ganzen Kippvorrichtungen braucht ...*

S.: Die Hygienevorschriften usw., das konnte aber alles geklärt werden. Man hat mich auch gefragt, wie war denn das mit dem Hundertwasser? Nun, wir haben teilweise mit Neuseeland hin und her gefaxt oder mit Pelikan, und es war ein tolles Arbeiten.

Sch.: *Zum Schluß vielleicht Ihre persönlichen Erfahrungen mit Hundertwasser.*

S.: Er war natürlich ein paar Mal da, und ich war, bevor ich dieses Projekt durchgezogen habe, kein absoluter Hundertwasser-Fan. Ich hätte nicht etwa gesagt, seine Kunst ist mein Lebenselixier. Ich habe auch vorher vieles nicht verstanden, was hinter dieser Kunst steckt. Für mich war es daher eine große Bereicherung, von Hundertwasser persönlich zu hören, was seine Überlegungen sind. Ich sage Ihnen ein Beispiel dazu, das mir bis heute in Erinnerung ist und das vielleicht auch ein schönes Schlußwort sein könnte: Hundertwasser ist dagegen, in den Zimmern Kanten zu haben. Er wünscht sich statt rechter Winkel möglichst fließende Übergänge. Wir haben, soweit das im Spital möglich war, das auch vollzogen. Und ich habe einmal mit ihm darüber geredet – über dieses Bedürfnis nach Unregelmäßigkeit – und er hat gesagt: „Ja, Sie müssen sich das vorstellen, sie liegen da im Bett drinnen, und das Auge braucht einen Halt. Wenn sie da ständig ihre Gedanken wälzen und immer auf eine weiße oder graue Wand schauen, auf völlig regelmäßige Kanten und Ecken, dann rutscht der Blick ab. Sie können sich nirgends mit dem Blick hinsetzen und ausruhen.“ Ich hoffe, ich habe ihn richtig zitiert, das ist jedenfalls, was ich verstanden habe. In den Zimmern muß es Bereiche geben, wo der Patientenblick

nicht auf glatten, ebenen Flächen abrutscht, sondern sich ausruhen kann.

Was für mich so faszinierend ist: Ein Schwerstkranker, ein junger Patient, der vor drei, vier Monaten bei uns war, und der inzwischen verstorben ist, ein Mensch, der sehr genau Bescheid gewußt hat über seine Situation und mit dem wir auch sehr viel geredet haben – der hat unserer Psychotherapeutin gesagt: „Wissen Sie, ich fühle mich hier auf dieser



Krankenzimmer, Onkologie Graz

Station so wohl, da kann ich mich mit meinen Blicken ausruhen“. Er hat das wortwörtlich so ausgedrückt, ohne zu wissen, daß er damit eigentlich Hundertwasser zitiert. Ich habe gar nicht mehr an mein Gespräch mit Hundertwasser gedacht, und in einer Morgenbesprechung, erzählt uns das die Psychotherapeutin. Ich war sehr berührt. Ein Mensch wie Hundertwasser spürt hier offenbar etwas, das für existentiell bedrohte Menschen tatsächlich zutrifft. Das ist faszinierend. Dieser schwerstkranken junge Mensch kannte die Philosophie Hundertwassers garantiert nicht, aber er hat genau dieselben Worte gefunden ...

## MICHAEL SANDAU

Schulleiter des Martin-Luther-Gymnasiums Wittenberg, Interview am 18. 9. 1997

Sch.: Können Sie mir etwas über Ihre persönliche Haltung zum Projekt sagen, bzw. wie es sich entwickelt hat?

S.: Meine Haltung ist eindeutig. Der Ausgangspunkt war die Tatsache, daß wir hier einen realsozialistischen Plattenbau als Schulgebäude hatten und demzufolge eine Sanierung durchgeführt werden mußte. Die haben wir gemeinsam mit den Schülern überlegt ...

Sch.: Es waren bauliche Notwendigkeiten? Oder mehr psychologische?

S.: Das sind mehr psychologische Notwendigkeiten gewesen, die aber durchaus mit baulichen Notwendigkeiten gepaart waren. Sie wissen, es ist immer schwierig, zu sagen, es ist eine bauliche Notwendigkeit. Man könnte auch mit einem baulichen Notstand durchaus noch zehn Jahre existieren.

Sch.: Kann man präzisieren, was besonders störend oder schlecht war?

S.: Von der baulichen Seite her muß gesagt werden, daß es keinerlei Wärmedämmung an dem Gebäude gibt, daß die Fenster marode sind, sie sind nicht mehr zu schließen, und daß eine Dachproblematik mit gelegentlichem Wassereintritt besteht ...

Sch.: Es ist ein Flachdach gewesen, nicht?

S.: Ja, das ist ein Flachdach gewesen. Also hier bestanden schon große bauliche Mängel.

Sch.: Und wie ist es dann dazu gekommen, einen so ungewöhnlichen Umbau zu realisieren?

S.: Die Schüler haben sich über den Umbau Gedanken gemacht, und ihre Gedanken ließen sich dann mit drei Begriffen formulieren. Es sollte rund sein, es sollte bunt sein, und es sollte ökologisch-grün sein.

Sch.: Interessant. Das hat also niemand, wie man so sagt, den Schülern „vorgekauft“. Das ist aus den Initiativen der Kinder gekommen?

S.: Das ist aus den Ideen der Kinder entstanden.

Sch.: Wissen Sie, warum ich das sage? Ich soll mich auch mit dem kritischen Echo befassen, das Hundertwasser findet, und zu diesen kritischen Bedenken gehört die Meinung, seine Architektur sei eine pseudo-kindliche Architektur, und dieses Bunte sei gar nicht von den Kindern her gekommen. Es ist also interessant zu hören, daß es offensichtlich doch von den Kindern kommt.

S.: Der Schritt, der Weg ist wirklich so gewesen. Der Name Hundertwasser ist zu dem Zeitpunkt noch gar nicht gefallen. Es sind eigentlich diese drei Attribute, die ich genannt habe, und von den drei Attributen ausgehend ist natürlich der Schritt zu Hundertwasser ein ganz kleiner.

Sch.: Natürlich. Aber wie sind sie damit konfrontiert worden, hat irgend jemand vom Personal der Schule oder von den Eltern oder vom Bauamt Wittenberg sich einmal das Hundertwasser-Haus in Wien angesehen und gesagt, das ist eigentlich das, was wir wollen?

S.: Die Schulreferentin des Landkreises, Kummetz, hat in dieser Zeit eine Ausstellung mit Hundertwasser-Architektur gesehen. Ihre Überlegung war, so etwas wäre eine tolle Sache auch für Wittenberg, etwas Ungewöhnliches.

Sie ist da seit der Anfangsphase mit dabei, und dann gab es die ersten Kontakte. Die Schüler haben an Joram Harel geschrieben, Herr Harel hat geantwortet, noch sehr sehr vorsichtig, muß ich sagen. Wir hatten einen sehr losen Kontakt, und auf dieser Ebene ist es eine Weile weitergegangen. Ich kann

auch seine Seite verstehen, er war natürlich daran interessiert, in dem neuen Teil der Bundesrepublik Deutschland etwas zu tun, die Frage war aber, gibt es eine reale Chance? Auf dieser losen Ebene ist es bis zum Herbst 1993 weitergegangen, und dann habe ich gedacht, wir brauchen hier nicht lange hin und her zu schreiben, wir müssen mit dem Manager reden. Daraufhin haben wir um einen Termin angesucht und sind im Dezember 1993 nach Wien gefahren. Da gab es das erste Zusammentreffen mit Herrn Harel. Erfreulicherweise war es auch zufällig möglich, Meister Hundertwasser zu treffen ...

Sch.: Was nicht leicht ist, weil er ja oft in Neuseeland und in anderen Gegenden ist.

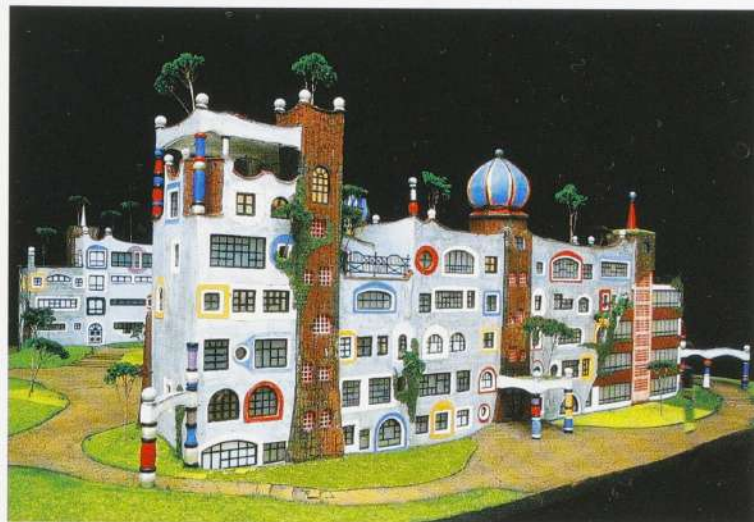
S.: Ich muß sagen, es war ein sehr beeindruckender Tag für uns. Sehr bewegend.

Sch.: Und Sie haben dann beschlossen, jetzt machen Sie es.

S.: Ja, wir haben dann die zwei hängen Fragen gehabt: Erstens, macht er's? Zweitens, was würde uns die Sache kosten? Diese zwei hängen Fragen sind mit dem positivsten Ergebnis, das man sich denken kann, beantwortet worden. Es war die Zusage: Ja, das ist möglich, das ist das, was mich interessiert. Es kam die phantastische Aussage: Ich verzichte auf jegliches Honorar.

Sch.: Das ist insoweit recht wichtig, weil eine zum Teil extrem kritische Presse Hundertwasser immer wieder unterschwellig vorwirft, geldgierig zu sein. Durchaus im Gegensatz dazu, daß er entweder nor-

male Architektenhonorarsätze zu beziehen scheint, bzw. häufig, wie offenbar in ihrem Fall, auch kostenlos arbeitet, was ja Architekten verständlicherweise nicht tun. Man versucht hier, Hundert-



Architekturmodell, Martin-Luther-Gymnasium Wittenberg, 1995

wasser zuweilen ein bißchen „schwarz zu malen“. Sie haben diese Erfahrung also nicht gemacht?

S.: Dieses Argument kann ich eindeutig entkräften. Schon bei unserem ersten persönlichen Zusammentreffen haben sowohl Harel als auch Hundertwasser ganz konkret gesagt: Wir würden das Projekt angehen, und wir verzichten auf jegliche Honorarforderung. Das ist ganz spontan dagewesen am Anfang, und das ist bis heute auch der Zustand. Das muß man deutlich sagen.

Sch.: Wie sind dann die Schwierigkeiten vor Ort gewesen?

S.: Es war eine Folge unendlich vieler kleiner Hindernisse. Die politischen Entscheidungsträger, sprich der Kreistag, der der Träger des Gymnasiums ist, mußte von der Notwendigkeit überzeugt werden. Es wurden Gespräche mit allen Parteien, mit allen Aus-

schüssen geführt – es war unendlich viel Kleinarbeit. Es mußten Argumente, die am Anfang dagegen geäußert wurden, entkräftet werden. Es gab dann im Prinzip eine Absichtserklärung, ein vorläufiges Ja. Im Juni 1995 hat der Kreistag seine Absicht erklärt, die Gestaltung durchzuführen, wenn es gelingt, die Regierung des Landes dafür zu gewinnen. Da war nun die Frage der Finanzierung, wie war das zu finanzieren? Das hat sich äußerst schwierig gestaltet. Ich denke, aus der Sicht von heute, war das entscheidende Ereignis, daß zum Jahre 2000 in Deutschland die Weltausstellung stattfinden wird. Es gibt Expo-Projekte über den eigentlichen Standort Hannover hinaus, das ist eine politische Absicht der Bundesregierung gewesen, und wir haben das Interesse der EXPO-GmbH wecken können. So ist diese Schule, die Neugestaltung der Schule ein Expo-Projekt des Landes Sachsen-Anhalt geworden. Das war ein ganz entscheidender Schritt.

Sch.: *Es geht insgesamt, habe ich gehört, um etwa 9,5 Millionen DM. Wobei aber die Kosten sozusagen der Verschönerung an sich – kann man die beziffern? – nur einen Teil davon ausmachen.*

S.: Ja, weit weniger als die Hälfte.

Sch.: *Dann wollte ich Sie folgendes fragen: Wenn Sie bei uns mit einem Architekten sprechen, ist es selten, daß er nicht gleichsam „Schaum vor dem Mund“ hat, wenn Sie den Namen Hundertwasser aussprechen. Entsprechend unfreundlich ist auch die Berichterstattung auf den Kulturseiten der Medien. Das hängt mit einem gewissen Konkurrenzdenken zusammen, aber auch mit dem Neid, daß hier jemand die Bestimmungen der Bauordnung, die in der Regel sehr strikt sind, doch weiter interpretieren darf. Und dann gibt es so eine ästhetische Ablehnung von „bunt und kitschig und Gartenweg“. Sind Sie mit ähnlichen Phänomenen konfrontiert worden?*

S.: Ich muß sagen, daß in der Region hier sachliche Argumente gegen den Umbau, die aus der Architek-

tenebene kommen, gar nicht so deutlich ausgesprochen wurden. Man hat sie gar nicht so sehr gespürt, über die künstlerische Gestaltung gab es kaum eine Diskussion. Vielmehr die Finanzierung war das Problem.

Sch.: *Also Verschwendungsvorwurf oder ähnliches?*

S.: Verschwendungsvorwurf möchte ich nicht sagen. Es ist einfach die besondere Situation des Ostens der Bundesrepublik ...

Sch.: *Oder die Auffassung, man solle nicht so viel Geld auf so ein Objekt konzentrieren?*

S.: Richtig. Es wurde etwa gesagt, mit diesem Geld könnte man doch lieber eine Straße bauen. Diese Diskussion hat doch einen breiten Raum eingenommen und viel Kraft gekostet.

Sch.: *Jetzt ist es soweit, habe ich gehört, daß im November mit den Bauarbeiten begonnen wird. Ich habe mit Architekt Springmann gesprochen, und er hat gemeint, daß im Juni nächsten Jahres schon einiges zu sehen sein müßte. Die Fertigstellung ist, wie ich höre, für Ende nächsten Jahres vorgesehen.*

S.: Ja, am 31. 12. 1998 soll alles fertig sein.

Sch.: *Bitte um einen „kernigen“ Schlußsatz.*

S.: Der Prozeß, der in den letzten Jahren abgelaufen ist, ist genau das, was ich am Anfang gedacht hatte: die pädagogische Auseinandersetzung mit dem Projekt und die Auseinandersetzung mit den Schülern. Das Ergebnis ist als eindeutig zu bezeichnen. Lassen Sie mich ein konkretes Beispiel nennen: Ein Abituriententreffen des vergangenen Jahres hat zum Abitur-Ball gegen 23 Uhr das Licht im Saal löschen lassen. Dann sind die Absolventen mit Fackeln eingezogen und haben ein als Eisbombe nachgebautes Exemplar des Hundertwasser-Modelles unserer Schule präsentiert. Das war ein Beleg für die ganz außerordentliche Identifikation, die hier plötzlich aufgetreten ist. Ich war tief beeindruckt.

## WIELAND SCHMIED

Professor für Kunstgeschichte, Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, München  
Interview am 9. 8. 1996

Schmied: Hundertwasser ist, wie wir wissen, kein gelernter Architekt. Er hat nicht Architektur studiert, auch Malerei hat er nur ein einziges Semester in Wien bei Robin Andersen studiert. Er ist also auch in der Malerei weitgehend autodidakt, in der Architektur hundertprozentig autodidakt. Nahezu alles unterscheidet ihn von der Haltung eines modernen, professionellen Architekten. Man könnte Hundertwasser in Analogie zu der Malerei von Henri Rousseau, die, als sie Ende des 19. Jahrhunderts auftauchte, als „Sonntagsmalerei“ charakterisiert wurde, ohne jeden bösen Beigeschmack oder Zynismus einen „Sonntagsarchitekten“ nennen. Was Hundertwasser von den anderen Architekten oder von allen Architekten seiner Zeit unterscheidet, ist, daß er nicht konstruktiv denkt, daß er nicht in Grundrissen, in Aufrissen denkt, sondern seine Entwürfe an bunten plastischen Modellen entwickelt. Er läßt seine Architektur in Analogie zu organischen Prozessen wachsen: So wie eine Biene ihr Wabengehäuse bildet oder wie die Ameise an ihrem Ameisenhaufen arbeitet; ein Stück ans andere setzend, eine Zelle an die andere fügend, eine Wabe mit der anderen verbindend. Er folgt dabei seinen Überzeugungen, die er von früh an entwickelt hat, die ihn auch in seiner Malerei geleitet haben: Kreativ tätig zu sein als Künstler, im Einvernehmen mit der Natur und nicht gegen die Natur. Nicht die Natur bezwingen, sondern mit der Natur und im Geist der Natur, so wie er ihn empfindet, tätig zu sein. Das gilt für ihn als Maler aber auch sonst, wenn er zum Beispiel Gebrauchsgegenstände entwirft, von der Uhr bis zum Halstuch. Und das gilt ganz besonders, wenn er Architektur schafft. Hundertwasser legt Wert darauf, daß es eine naturverbundene, eine naturgerechte und damit für ihn

auch eine menschengerechte Architektur ist. Das naturgerechte Bauen impliziert für ihn ein menschengerechtes Bauen, und er ist davon überzeugt, daß diese letztlich großzügigen Gebilde, die sich eben aus der Zusammenfügung von Einzelheiten definieren, schließlich ein Ganzes ergeben, das dem Menschen und seinen Bedürfnissen entspricht.

Sch.: *Vielen Dank. Ich möchte, da ich von der Ausbildung her Sozialwissenschaftler bin, in der Folge auf ein mich besonders frappierendes Phänomen Bezug nehmen. Einerseits gibt es eine sehr breite Zustimmung zu Hundertwasser, die sich etwa auch in enormen Touristenströmen äußert. Auf der anderen Seite zeigt sich schroffe Ablehnung seitens der Fachkritik, vor allem der Architekturkritik. Ich kann hier Ausdrücke zitieren wie „Beulenpest“ (von Lisbeth Waechter-Böhm) oder „Krebsgeschwür“ (Dietmar Steiner). Warum, glauben Sie, gibt es einerseits diese breite Zustimmung und andererseits eine doch recht typische massive Ablehnung?*

Schmied: Ja, es ist dies eine Frage, für die es keine einfache Antwort gibt. Es gibt sicherlich eine Reihe von Gründen für dieses Syndrom der geteilten Reaktion auf Hundertwasser. Einerseits zeigt sich die Zustimmung vor allem bei einfachen Leuten, denen Hundertwasser gleichsam „aus dem Herzen“ spricht. Andererseits konzentriert sich die Ablehnung bei den professionellen Architekturkritikern, aber auch bei vielen Architekten. Diese radikale Ablehnung versteigt sich dann manchmal bedauerlicherweise in Ausdrücke, die ich eher einem faschistoiden Vokabular zurechnen würde. Einen Grund für diese geteilte Reaktion sehe ich darin, daß Hundertwasser wirklich einen Nerv trifft, daß er Bedürfnisse, auch unausgesprochene Bedürf-

nisse des Menschen erfüllt, die sich in unserer Zeit nur unzureichend artikulieren konnten. Er spricht Menschen an, die in einer übertechnisierten Welt, in einer „neuen Unübersichtlichkeit“ (wie Habermas sagte) ihre Orientierung verloren haben. Warum leben wir, warum sind wir hier, wohin geht unser Weg, fragen sich diese Menschen. Es geht um die Frage nach dem sinnvollen Leben, einem Leben im Einklang mit der Natur und darum, nicht nur mit Surrogaten zu leben. Darauf versucht Hundertwasser in seinen Bildern, aber auch in seiner Architektur eine Antwort zu finden.

Ich will gar nicht sagen, daß ihm das immer gelingt, eine solche Behauptung wäre sicher unsinnig. Er selbst ist einer, der immer wieder neue Lösungen vorschlägt und sich dabei in seinen architektonischen Gestaltungen sicherlich im wesentlichen verbessert und weiterentwickelt. Er findet also sicher nicht die endgültigen Lösungen, aber er antwortet auf Bedürfnisse. Das trägt dazu bei, daß er in so breitem Maße akzeptiert wird, daß er so ungeheuer fasziniert, daß er eben die Menschen berührt und bewegt. Aber zugleich widerspricht das, was er tut, allen professionellen Regeln der Branche. So wie er vorgeht, gehen Architekten nicht vor. Sie haben es von Anfang an anders gelernt. Die großen, ich betone, die bedeutenden Vertreter der modernen Architektur agieren anders. Ich meine hier Namen wie Le Corbusier, Alvar Aalto, Mies van der Rohe, Walter Gropius, Frank Lloyd Wright, bei den Österreichern heute Hans Hollein, auch Holzbauer, Peichl, Heinz Tesar usw. Diese Architekten gehen alle nach Plänen vor, sie folgen einer Vision, die sie zu Papier bringen, die sie zuerst in Skizzen, in Zeichnungen ausarbeiten, sich entwickeln lassen und die sie dann Schritt für Schritt in Grundriß und Aufriß übertragen. Sie haben Büros mit Helfern, damit diese an diesen Details arbeiten, die sie dann zu der endgültigen Lösung zusammenfügen. Das ist eine vollkommen andere, sehr viel rationalere Vorgehensweise, die eben eine Architektur entstehen läßt, die zuerst im Kopf des Architekten vorhanden ist und die dann als

realisierte Vision uns vor Augen gestellt wird und uns immer wieder fasziniert. Es sind im übrigen, das möchte ich ausdrücklich betonen, nicht die Meisterwerke der Architektur, gegen die Hundertwasser sich wendet, sondern es ist die banale Alltagsarchitektur von kommerziell orientierten Architekten, die für ihre Bauherren eine möglichst billige, möglichst simple, normgerechte Architektur entwickeln. Dies ist die Architektur, die dieses graue Einerlei unserer Großstädte produziert, diese Mietskasernen mit den vielen Fensterlöchern, die wie Maikäferschachteln aussehen. Diese Gebäude sind es, gegen die sich Hundertwasser wendet, nicht die großen Visionen eines Frank Lloyd Wright oder eines Le Corbusier.

*Sch.: Ist es aber nicht so, daß Hundertwasser sehr wohl an eine Architekturtradition anknüpft, aber an eine andere als jene der Moderne, nämlich die des 19. Jahrhunderts, die er sehr viel mehr schätzt? Also eine Architektur, die oft, wie auch seine Werke, mit Ausdrücken wie Camouflage, Lüge usw. bekämpft wurde. Ist Hundertwassers Bauen nicht auch so etwas wie eine Reaktion auf die asketische Tradition der Moderne und ein Rückgriff auf die Traditionen der „Geschmücktheit“ im 19. Jahrhundert?*

Schmied: Man könnte das so ausdrücken. Aber um es kurz und vereinfacht zu sagen: In der Architektur wird oft die Moderne gleichgesetzt mit der Tradition des Bauhauses, also mit einer rationalistischen Tradition, wo es hieß: „Form follows function“, die Form folgt der Funktion. Oder „less is more“, wie Mies van der Rohe, ein ganz großer Architekt, gesagt hat. Aber es sind Zweifel angebracht, ob diese Version der Moderne die allein seligmachende ist. In der Malerei, in der bildenden Kunst ist die Moderne immer auch durch den Gegensatz definiert, da gab es neben den konstruktiven Tendenzen die surrealistischen Tendenzen, die expressiven Tendenzen. In der Architektur wurden solche expressiven Tendenzen, wie sie ein Bruno Taut oder ein Hermann Fin-

sterlin vertreten hatten, Tendenzen, die sehr viel phantastische Elemente enthalten, eher heruntergespielt. Sie waren eine ganz leise Begleitmusik, und man identifizierte die Moderne vor allem mit dem „rationalen Bauen“. Und da waren es auch nicht die Meister des Bauhauses, die wir angreifen oder heute verdammen sollten, sondern ihre sturen Gefolgsleute der dritten, vierten Generation und des dritten und vierten Ranges, die die Botschaft des Bauhauses in ein seelenloses Einerlei verkehrt haben und seine eigentlichen Intentionen ad absurdum geführt haben. Dagegen wendet sich Hundertwasser, und hier schließt er bewußt auch an Tendenzen an, die es im 19. Jahrhundert gab, die etwa ein John Ruskin vertreten hat (in „Stones of Venice“ zum Beispiel) oder ein Antoni Gaudí, mit seiner Sagrada Familia in Barcelona.

*Sch.: Kleiner Zwischenruf. In seinem „Verschimmelungsmanifest“ greift Hundertwasser aber sehr wohl die Meister selbst an, zum Beispiel auch Le Corbusier mit seinem „Plan Voisin“, und das ganze Bauhaus. Hier liegt also doch ein Gegensatz zu den Meistern selbst vor, ein grundsätzlicher, ideologischer und von Hundertwasser auch rational durchargumentierter Gegensatz.*

Schmied: Hundertwasser macht ganz eindeutig die Meister für die Folgen, für ihre Kinder und ihre Enkel verantwortlich, und in einer polemischen Überzeichnung seines Standpunktes ist das auch richtig. Aber wenn man mit ihm spricht, so hat er vor der Persönlichkeit dieser Meister durchaus Respekt, wenn er sie auch für die Folgen ihrer Visionen verantwortlich macht. Aber es sind letztlich nicht die Bauwerke dieser Künstler, sondern es sind einzelne ihrer Forderungen, und es sind die Epigonen eines, sagen wir, Mies van der Rohe oder Walter Gropius, die er attackiert.

*Sch.: Wir haben im Telefongespräch schon einmal davon gesprochen, daß Sie sehr gravierende Unterschiede machen zwischen den, salopp gesprochen,*

*sogenannten „Malerarchitekten“. Das heißt im wesentlichen zwischen Hundertwasser, zwischen Arik Brauer und Ernst Fuchs. Ich würde Sie bitten, das auch zu explizieren.*

Schmied: Wenn Sie mich danach fragen, so möchte ich sagen: Ich halte sie im Grunde genommen für gar nicht vergleichbar. Hundertwasser ist für mich ein ungeheuer ernstzunehmendes Phänomen, ein Außenseiter, aber gerade als solcher eine Bereicherung der Architekturszene. Arik Brauer ist ein interessanter Künstler, ein guter, phantasiereicher, phantasmagorischer Maler. Vor allem als Aquarellist hat er eine große Reihe von Vorzügen entwickelt. Als Architekt hat er sich, gleichsam für den Hausgebrauch, eine Architektur geschaffen, der das Hobbyhafte, das Liebhaberhafte anhaftet und darüber hinaus kaum objektive Qualitäten vermittelt. Arik Brauer ist für mich so etwas wie Hundertwassers farbiger Schatten, liebenswürdig, aber leichtgewichtig. Ich mag ihn.

Das dritte Phänomen, das Sie nannten, ist Ernst Fuchs. Für Ernst Fuchs empfinde ich diesen Respekt nicht, ich halte ihn für eine entbehrliche Erscheinung, für eine absolute Randfigur, die sich an den Erfolgen anderer orientiert.

Als Intellekt, als Schreibender, als Formulierer ist Fuchs mitunter brillant, hat kluge Ideen, als ausübender Künstler ist er epigonal, und in seinen architektonischen Versuchen ist er für mich indiskutabel.

*Sch.: Dieses Brunnentempelchen, das Fuchs in seinem „neubabylonischen Stil“ neben der Otto Wagner-Villa geschaffen hat, das würden Sie auch ablehnen?*

Schmied: Auf Einzelnes möchte ich hier nicht eingehen. Man sollte gewiß nicht einen Menschen mit Haut und Haaren, in jeder seiner Hervorbringungen verdammen. Ich muß auch sagen, ich kenne nicht alles, was er gemacht hat, aber ich bin insgesamt von Ernst Fuchs enttäuscht. Er war ein hochbegabter, ich würde sogar sagen, ein genial begabter Zeichner, der nach dem zweiten Weltkrieg als

„Jung-Genie“ hervorgetreten ist. Als damals Fünfzehnjähriger schloß er sich früh diesem Kreis der Wiener Phantasten an. Damals hat er malend und zeichnend Dinge gemacht, die durch ihre Perfektion faszinierten. Später hat er sein Talent ausgebeutet, um es in den Dienst des kommerziellen Erfolges zu stellen. Das hat jemanden wie mich, der von seinen frühen Arbeiten beeindruckt war, tief enttäuscht. Wenn ich jetzt diese eindeutig ablehnende Stellungnahme abgebe, so spielen dabei also auch die enttäuschten Hoffnungen eines Menschen mit, der sehr viel mehr, vor allem an innerer Haltung, von Ernst Fuchs erwartet hätte.

Sch.: *Darf ich noch einmal auf eine kultursoziologische Frage zurückkommen. Sie kennen den berühmten Ausspruch von Loos, das Haus „müsse allen gefallen“, das müsse das Kunstwerk nicht. Paradoxerweise hat der Anti-Loosianer Hundertwasser diese Forderung eigentlich in viel größerem Maß als Loos erfüllt. Auf der anderen Seite gibt es Äußerungen wie die von Mark Girouard, typischerweise aus 1973, der gemeint hat, daß die moderne Architektur „darin versagt hätte, Bilder der Freude, der Konvivialität, auch der Häuslichkeit zu schaffen“. Glauben Sie nicht, daß der Erfolg Hundertwassers hier auch so eine Art Trendbruch bedeuten könnte? Wir haben seit den siebziger oder achtziger Jahren eine ganze Fülle von Phänomenen, die, wenn Sie so wollen, auf Ablehnung der asketischen Tendenzen der Moderne hinauslaufen. Das ist der Altstadt-schutzgedanke, das war die Postmoderne, das ist Hundertwasser, das ist aber auch die sogenannte „Entertainment-Architektur“ à la Disneyland in ihren verschiedenen Varianten, beispielsweise in verschiedenen Freizeit-Architekturen. Glauben Sie, daß es hier so etwas wie ein Auslaufen der Moderne gibt? Schönberg hat ja geglaubt, daß später seine Melodien auf der Straße gepfiffen werden. Wir wissen, sie werden dort aber auch heute nicht gepfiffen. Hat vielleicht auch Loos geglaubt, daß seine Häuser einmal allen gefallen werden, und sie gefallen bis*

*heute nur relativ wenigen? Glauben Sie, daß hier Hundertwasser eine Art Indiz für eine Wendung in Richtung einer mehr hedonistischen Auffassung von Kunst, wie sie auch im 19. Jahrhundert geherrscht hat, sein könnte?*

Schmied: Ich sehe keine radikale Trendwende, aber ich sehe, daß jede Bewegung in der Kunstgeschichte, sei es unmittelbar, sei es in einem zeitlichen Abstand, auch eine Gegenbewegung hervorruft und daß die Gegenbewegung wahrscheinlich umso stärker ausfällt, je stärker sich vorher eine Bewegung durchgesetzt hatte. Ich persönlich glaube nicht an das vielberufene Ende der Moderne. Ich glaube, daß die Moderne weitergeht, daß eher die Postmoderne vorher endet. Ich meine aber, daß die Moderne immer weiter auffächern wird und noch mehr widersprüchliche Züge aufnehmen wird. Auch wenn es nicht gelingen sollte, sie zu integrieren, so werden sie doch mit einer gewissen Gleichberechtigung nebeneinander bestehen. Sicherlich hat Hundertwassers Bauen mehr Elemente des Entertainment aufgenommen bzw. integriert, als dies üblicherweise der Fall ist. Ich sehe das nicht als einen Nachteil an, wohl aber kommt es auf die Dosierung an. Man kann alles überdosieren, und auch Hundertwasser neigt dazu, manchmal diese Entertainment-Elemente, die „Arabesken“, die „Ornamente“ zu übertreiben. Diese vielfachen Verzierungen, Ausschmückungen, Behübschungen, hier tut Hundertwasser sozusagen des Guten zuviel. Das mag man schon kritisieren, und es könnte manchmal auch ein bißchen weniger sein, ohne daß ich damit sagen will, man sollte ganz darauf verzichten. Keineswegs. Aber etwas von diesen Elementen, von den Entertainment-Elementen gehört dazu, das ist kein Nachteil. Die besondere asketische Strenge, die die Haltung mancher Architekten und ihrer Häuser widerspiegelt, die hat ebenso etwas, was der Mensch nicht lange aushält, wie er eine Hypertrophie an Entertainment genauso wenig aushält. Es kommt also darauf an, das rechte Maß zu finden.

Sch.: *Hundertwasser hat sich manchmal ganz bewußt auf den Kitsch als Alliierten berufen. Er hat sich für die Gartenzwerge als Erben der alten Laren, der Hausgötter, ausgesprochen, und auch in einem Interview mit Robert Buchacher habe ich so eine bewußte Hundertwasser-Berufung auf den Kitsch gelesen. Wie sehen Sie das? Sind hier die Preßsteinlöwen auf dem Haus in der Löwengasse eine Verirrung oder eine herausfordernde Geste?*

Schmied: Ich würde es nicht eine Verirrung nennen. Ich will jetzt unterscheiden zwischen dem, was er tut, und dem, wie er das, was er tut, interpretiert. Ich würde es auf keinen Fall eine Verirrung nennen, wenn Hundertwasser vom Kitsch spricht und wenn er davon spricht, daß der Mensch gewisser Elemente des Kitsches bedarf, daß sie zu seinem Leben gehören. Das ist das eine. Aber es ist typisch für Hundertwasser, daß er Vorwürfe, die man ihm macht, aufnimmt und sich stolz dazu bekennt: Man nennt ihn einen Behübscher, er nimmt es also an und sagt: „Ja, ich bin ein Behübscher“. Obwohl er wahrscheinlich sehr viel mehr ist als ein Behübscher. Oder man sagt, Hundertwasser macht Kitsch, und er sagt: „Ja, ich bekenne mich zum Kitsch und möchte ihn integrieren“. Das ist eine Art Taktik, den Gegner zu unterlaufen, ihm sozusagen die Speerspitze umzudrehen, indem man sagt, wunderbar, das akzeptiere ich. Er integriert ohne Zweifel Elemente dessen, was wir als Kitsch empfinden. Aber Kitsch ist ja etwas, was in jeder Zeit anders definiert wird. Das, was heute unter Umständen Hochkunst ist, wird morgen schon als vom Kitsch durchsetzt empfunden. Da wandelt sich unsere Weise der Empfindung. Die ganze Popkultur, die Subkultur hat unendlich viele Elemente von Kitsch oder Entertainment, wie sie es nennen wollen, integriert und lebt davon. Was Kitsch ist, ist also eine Frage der Definition. Ich würde sagen, davon etwas wie eine Prise Salz der Suppe hinzuzufügen, das kann nicht schaden. Aber ich teile nicht Hundertwassers Interpretation, indem er alle Vorwürfe, die man ihm macht,

annimmt und sie mit einem positiven Vorzeichen versieht. Das mag die Taktik im Gespräch sein, mag seine Lebenseinstellung sein, die ist mir zu undifferenziert, und da gibt es dann schließlich zu viele Mißverständnisse. Ich billige auch nicht, daß Hundertwasser sehr gerne durch polemische Äußerungen zu Ausfällen provoziert, die dann in Retourkutschen enden. Die derzeit eher unfreundliche Haltung der Architekturkritik dürfte auch durch Hundertwassers seinerzeitige Architektenbeschimpfungen mit provoziert sein. Die Neigung Hundertwassers zu blindwütigen Rundumschlägen dient aber ebenso wenig einer ernsthaften Diskussion wie die unqualifizierten Beleidigungen, denen er und seine Arbeit ausgesetzt sind.

Sch.: *Darf ich noch einmal in Sachen Schönheitsbegriff insistieren? Es gibt heute, negativ gefärbt, den Vorwurf der „Behübschung“, und früher hat es, positiv gemeint, die „Verschönerungsvereine“ gegeben. Das sind ja ganz unterschiedliche Akzentsetzungen. Wenn Hundertwasser, wie Sie jetzt gesagt haben, den Vorwurf der Behübschung aufnimmt und sagt: „Ja, ich bin ein Behübscher“, dann meint er doch in Wahrheit: „Ja, ich bin ein Verschönerer, ich möchte der Schönheit zu ihrem Recht verhelfen“. Das ist schon eine grundsätzliche Frage. Soll man die Welt als Künstler schöner gestalten oder soll man, wie das seit der Moderne, insbesondere nach der schrecklichen Erfahrung des ersten Weltkrieges, immer wieder betont wird, quasi den Schrecken der Welt duplizieren und ihn aushaltbar machen? Aus dieser Sicht erst wird ja die „Verschönerung“ zur „Lüge“.*

Schmied: Das ist eine Frage, die wiederum eine komplexe Antwort verdient. Wir haben gerade vom Kitsch gesprochen und daß der Kitsch ein Phänomen ist, dessen Bewertung in den Jahrzehnten schwankt. Auch in den einzelnen Kulturkreisen, in den einzelnen Gesellschaften schwankt. In Indien ist etwas natürlich, was bei uns als kitschig erscheint usw. Genauso verhält es sich mit der Schönheit.

Auch die Schönheit ist etwas, was nicht unverändert gleich bleibt. Was vor dreitausend Jahren schön war, ist ganz unterschiedlich von dem, was vor zweitausend Jahren als schön galt, was vor tausend Jahren schön war. Auch was am Anfang unseres Jahrhunderts als schön empfunden wurde, deckt sich nicht unmittelbar mit dem, was heute als schön gelten kann. Der Begriff des Schönen, verbunden mit dem des Wahren und dem des Guten ist einer ständigen Veränderung unterworfen. Erinnern Sie sich daran, was Nietzsche zu dieser Frage aus dem Gesichtspunkt des „Perspektivismus“ gesagt hat. Ich möchte einschränkend sagen, das ist auch ein Einwand, den ich gegen Hundertwasser richte: Hundertwassers Schönheitsbegriff ist zwar reich und vielfältig und setzt Schönheit gleich mit einer Vielfalt der Phänomene, dennoch ist mir dieser Schönheitsbegriff etwas zu starr, zu statisch. Wenn wir umgehen mit dem, was wir moderne Kunst oder Avantgarde nennen, hat sich dieser Schönheitsbegriff verändert und hat sehr viel Phänomene mit aufgenommen, die uns heute als ästhetisch angenehm, eben als schön erscheinen, die aber vor dreißig oder vierzig Jahren nicht so empfunden wurden. Und da meine ich, verharnt Hundertwasser zu sehr auf einem verengten Schönheitsbegriff.

Noch ein Beispiel: Goethe zog, als er nach Italien fuhr und mit der Postkutsche über die Alpen unterwegs war, den Vorhang zu, weil er das „Chaos“ der

Berge nicht ertragen konnte. Oder: In der Zeit von Altdorfer und den Malern, die als erste den deutschen Wald gemalt haben, diesen damals noch undurchdringlichen, dschungelhaften Urwald – damals war dieser Wald noch ein unheimliches Gebiet, das als häßlich empfunden wurde. Heute ist das ganz anders. Ich kenne die Liebe von Hundertwasser zu den Bäumen, zu den Wäldern, eine Liebe, die ich hundertprozentig teile. Aber ich weiß auch: Wir empfinden die Wälder, auch die tiefsten Urwälder, die dunkelsten Wälder, erst seit Caspar David Friedrich, seit der Romantik, als schön. Wir müssen uns jedoch daran erinnern, daß das vor 500 Jahren eine böse, bedrohliche Welt war, in der Hexen und Räuber zu Hause waren, in der der Mensch in jeder Weise gefährdet war. Das empfand er als häßlich. Das heißt, diese Begriffe verwandeln sich. Es würde also Hundertwassers Kunst bereichern, wenn er seinen Schönheitsbegriff noch weiter fassen könnte und Momente aufnehmen würde, von denen er meint, sie seien häßlich, während andere sie bereits in einen umfassenderen Begriff des ästhetisch Schönen integriert haben. Unser Schönheitsbegriff unterliegt wie alles Lebendige einer ständigen Wandlung. Das sollte Hundertwasser, der für alles Organisch-Lebendige schwärmt, als erster verstehen.

Sch.: Herzlichen Dank für das Gespräch.

## HEINZ M. SPRINGMANN

Interview mit Architekt DI Heinz M. Springmann am 15.9.1997 in Plochingen

Sch.: Darf ich Sie, Herr Diplomingenieur Springmann, als wichtigsten Architektenpartner Friedensreich Hundertwassers in Deutschland bitten, etwas über das Projekt in Plochingen, aber auch über die anderen laufenden bzw. in Aussicht genommenen Projekte zu sagen?

Sp.: Zunächst zum Plochinger Projekt.

Wir haben im Jahr 1985 an einem begrenzten städtebaulichen Wettbewerb in Plochingen teilgenommen. Kollege Siegfried Kaltenbach und ich als ARGE-Partner haben eine städtebauliche Lösung entwickelt und entworfen. Kaltenbach hat den zweiten Preis, ich habe mit meinem damaligen Partner Stribel den ersten Preis erhalten. Wir haben im Laufe von fünf Jahren dieses Gebiet gemeinsam mit der Stadt Plochingen entwickelt. Es sollten auf rund 5.000 m<sup>2</sup> Tiefgaragen-Stellplätze entstehen, auf weiteren 5.000 m<sup>2</sup> gewerblich genutzte Flächen, und noch weitere 5.000 m<sup>2</sup> sollten einer Wohnnutzung zugeführt werden. Ungefähr 1987/88 hat Plochingens Bürgermeister Eugen Beck vorgeschlagen, an dieser städtebaulich nicht ganz einfachen Lage eine besondere Gestaltung zu initiieren, und so kam der

Name von Friedensreich Hundertwasser ins Gespräch. Man hat uns gefragt, ob wir als Wettbewerbspreisträger bereit wären, mit Hundertwasser zusammenzuarbeiten. Wir meinten, es wäre wohl nicht die Frage, ob wir das tun, sondern ob Hundertwasser bereit wäre, sich in dieses Konzept einzubringen. Das ist dann geschehen.

Plochingen hat eine Partnerstadt in Österreich, nämlich Zwettl, und über diese Partnerstadt ist man an den Kollegen Peter Pelikan und Joram Harel herangetreten. Was Hundertwasser an unserem Projekt besonders interessiert hat, war die Tatsache, daß es sich nicht um ein einzelnes Gebäude handelte, das zu gestalten war, sondern um eine ringförmige Anordnung von Baukörpern mit einem Innenhofraum. Wir sagen immer: Der Fußboden und die begleitenden Außenwände sind von Hundertwasser, nur der Himmel ist von einem anderen Gestalter. Hundertwasser hat seine Vorstellungen von diesem Innenhof skizziert, es wurden Modelle gebaut, und auf Grundlage des Werkmodelles, das wir im Dezember 1992 erhalten haben, wurde das Projekt umgesetzt. Naturgemäß hat Hundertwasser seine



FASSADENGESTALTUNG NACH HUNDETTWASSER | FARBIGER PUTZ, ROTE - BLAUE KERAMIKFLIESEN |

Vorstellungen von Architektur einfließen lassen, wobei mir die wichtigste scheint, der Natur möglichst viel zurückzugeben von dem, was ihr durch den Bau genommen wurde. Das Thema der Begrünungen hatten wir in unseren Konzepten bereits angedacht, und es wurde nun intensiviert. Bei der Begrünung in der Fassade, den Baummiern, der Begrünung in den Dachschrägen, sind wir wirklich an die technischen Extreme herangetreten.

Sch.: *Wie ist denn Hundertwasser als Partner im Bauen? Ist er schwierig, oder ist es leicht, mit ihm auszukommen?*

Sp.: Wir haben uns hier im Laufe der Zeit gut arrangiert. Er hat natürlich eine andere Auffassung von Architektur, er hat Architektur nicht wie ich in einem langen Diplomstudium gelehrt bekommen, deswegen kann er sich auch ganz andere Freiheiten herausnehmen. Wir Architekten bekommen eingetrichtert, uns an Ordnungen und Reglements zu halten. Er geht da mit einer ganz anderen Auffassung an seine Arbeit heran.

Er ist natürlich sehr skeptisch gewesen am Anfang. Da ist ein fremder Architekt, und der soll Hundertwassers Ideen umsetzen. Die Tatsache, daß wir nach dem Plochinger Projekt jetzt die Waldspirale in Darmstadt und das Martin-Luther-Gymnasium in Wittenberg für ihn, mit ihm gemeinsam realisieren, zeigt, daß es uns gelungen ist, uns in ihn hineinzu-denken und seine Vorstellungen umzusetzen. Ich habe letztes Jahr mit meinem Kollegen Lubik, mit dem wir

die Waldspirale in Darmstadt bearbeiten, Hundertwasser in Neuseeland besucht. Es ist mittlerweile ein sehr freundschaftliches Verhältnis geworden, und wir diskutieren auch, welche technischen Möglichkeiten in der Umsetzung seiner Ansprüche gegeben sind, wo die Probleme liegen, auch, welche ökologischen Anliegen mit welchen Mitteln zu erreichen sind. Und von da an, denke ich, hat sich mittlerweile für beide Seiten ein positiver Dialog ergeben.

Sch.: *Sprechen wir vielleicht gleich über die Waldspirale. Ich habe den Hinweis bekommen, daß der grün-alternative Stadtverordnete Siebert eine wilde Rede gegen die Waldspirale geschwungen hat. Wie steht's darum? Ist die Waldspirale in Realisierung, gibt es massive Gegnerschaft, oder ist Siebert ein Ausnahmefall?*

Sp.: Siebert ist ein Ausnahmefall. Wir haben bei der Waldspirale in Darmstadt die Zuständigkeit des Gremiums der Stadt gebraucht, und zwar einfach deswegen, weil sich im Laufe der Bearbeitung die Situierung des Baukörpers im Grundstücksbereich verschoben hat. Das Baurecht war an der Stelle, wo die Waldspirale jetzt umgesetzt wird, nicht vorhanden. Daher hat in einer Stadtratsitzung nochmals ein grundsätzlicher Beschluß fallen müssen. Es zeugt nicht unbedingt vom erweiterten Kenntnisstand der Grünen, daß sie dieses Projekt, in dem der Stadt sehr viel Grün zurückgegeben wird, nicht tolerieren wollen. Es wird von der Fremdheit

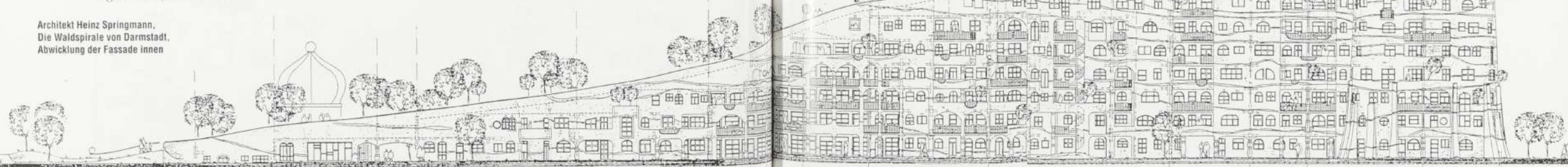
der Form, von der Andersartigkeit gesprochen und davon, daß es sich zu wenig in die Umgebung einpaßt. Auf dem ehemaligen Schlachthofgelände in Darmstadt ist auch ein städtebaulicher Wettbewerb gelaufen, dessen erste Preisträger der Architektur in ihrer modernen Ausprägung gehuldigt haben. Der Bauverein als Bauherr der Waldspirale wollte aber die Vielfältigkeit der Architektur mit zum Ausdruck bringen. Darmstadt ist einer der bedeutenden Hochschulstandorte in der Bundesrepublik, und daher glaube ich, daß diese Andersartigkeit, die die Bauherren mit der Waldspirale umzusetzen versuchen, der Kontrast zu dieser Moderne, ja zu dieser Bauhaus-Philosophie sehr interessant und aufschlußreich sein wird.

Sch.: *Vielleicht darf ich da etwas einbringen. Ich hatte persönlich den Eindruck, daß Hundertwassers Architektur einer breiten Mehrheit von Menschen sehr gut gefällt, sie positiv anspricht, sie froh macht. Auf der anderen Seite gibt es „progressiv-elitär“ gestimmte Menschengruppen, die zum Teil auch bei den Grünen organisiert sind und das nicht so wollen und es als Kitsch ansehen. Ich zitiere da immer die „Schwarzgekleideten“. Sie sind unter Architektenkreisen nicht ganz so selten, auch in*

*Künstler- oder künstlernahen Kreisen. Das sind nicht unbedingt Menschen der Oberschicht, aber Angehörige einer Schicht, die sich geistig überlegen fühlt. Diese Leute sehen gerne auf Hundertwasser herab und äußern sich mit Stichworten wie „Gartenzwerg“ oder „Entertainment-Architektur“. Sind Sie dem auch schon begegnet?*

Sp.: Zwei Dinge möchte ich dazu anmerken. Zum einen, ich habe ja während der Bauzeit und nach der Bauphase sehr viele Führungen durch die Anlage in Plochingen gemacht und kann Ihren Eindruck bestätigen. Die große Mehrheit, die das Haus besichtigt hat, ist positiv beeindruckt. Wir Architekten haben so ein bißchen die Mentalität, daß wir meinen, der Zeitgeist heute bestünde in einer Ästhetik, die sich in Grau und Weiß, in Kühle und Nüchternheit ausdrückt. Und gerade bei meinen Führungen mußte ich feststellen, daß die warmen Farben, die anderen Formen die Menschen doch sehr ansprechen. Gerade deswegen, denke ich, gibt es so einen großen Zuspruch. Nun gibt es aber eine kleine, harte Minderheit, ich würde sagen,

Architekt Heinz Springmann,  
Die Waldspirale von Darmstadt,  
Abwicklung der Fassade innen



zehn bis fünfzehn Prozent, die aufschreit, die meint, ihre Ästhetik wäre die wahre Lehre. Diese Leute bringen sehr wenig Toleranz auf.

Sch.: *Wie würden Sie diese Menschen einordnen? Sie haben ja mit ihnen gesprochen, haben sie sich deklariert, welchen Berufsgruppen gehören sie eher an, welchen Altersgruppen, welchem sozialen Umfeld?*

Sp.: Also, ich denke schon, daß es eine Schicht der Intelligenz ist, die findet, der reine Rationalismus im Bauen sollte sich durchsetzen. Ich möchte an der Stelle vielleicht etwas anderes einfügen: Ich selbst bin hier auch Mitglied in der Architektenkammer, und bin in ihren Ausschüssen tätig. Wir haben unter den Berufskollegen am Anfang durchaus gelitten, weil man uns vorgeworfen hat „wie können Sie sich eigentlich dazu hergeben, so etwas außerhalb jeglicher Normierung zu tun?“

Sch.: *Also ein Vorwurf des Hochverrats ...*

Sp.: Ja, sicher. Im Laufe der knapp zweieinhalbjährigen Bauzeit habe ich aber festgestellt, daß mir immer mehr Kollegen auf die Schulter klopfen: „Ich finde es eigentlich gut, daß du so eine andere Umsetzung wagst und versuchst, eine Anregung zu geben, aus der Normierung auszubrechen“. Wir haben mit unserer Kammergruppe Veranstaltungen gemacht, es war die am besten besuchte in der Nachkriegszeit. Es war auch die eigene Intention da, „Was kann ich draus lernen“. Man würde Hundertwasser sicher völlig falsch interpretieren, wenn man glaubt, so wie er es macht, müßten es alle Architekten tun. Er hat ein Beispiel gesetzt. Es soll einfach eine Anregung sein, eigene Kreativität zu finden, für seine Vorstellungen zu kämpfen und sie zur Diskussion zu stellen.

Sch.: *Ich habe den Eindruck, daß Ihre Architekten-schaft aufgeschlossener und toleranter reagiert, als das in Wien der Fall ist. Soweit ich es absehen kann, ist Hundertwasser in Wien noch immer Persona non grata in dieser Berufsgruppe.*

Sp.: Der Prophet im eigenen Land hat's immer etwas schwerer als weiter draußen. Aber ich würde schon sagen, daß wir hier Hundertwasser-sche Architektur diskutabel machen, wenngleich eben in den klassischen Architektenzeitschriften hinter die Waldspirale auch ein Fragezeichen gestellt wurde. Aber es gibt aus der klassischen, der promovierten Architektenschaft durchaus Zustimmung. Das erleben wir auch in Darmstadt. Es herrscht die Meinung, das muß so angepackt werden, und das kann auch nur jemand, der eben nicht die klassische Architekturausbildung hat. Nur von einer anderen Seite her bauen, so kann man anregen und hinterfragen.

Sch.: *Das ist fast die Beschreibung eines Idylls. Jetzt eine persönliche Frage: Hundertwasser stellt schon ein paar Dogmen in Frage, die sehr lange gegolten haben, etwa die Dogmen von Adolf Loos. Die Vorstellung, daß Ornament zwar nicht unbedingt Verbrechen sei, aber mit Verbrechen sehr nahe verwandt. Die Tatsache der Farbigkeit, die auch in der klassischen Moderne immer zugunsten von Weiß entschieden wurde, und das Verspielte, das Farbige ist schon – auch wenn man die Formen nicht kopieren möchte – eine ganz grundsätzliche Herausforderung. Hundertwasser hat keinerlei Scheu vor dem Ornament. Gibt es irgend jemand unter den Architekten, der sich sagt, ich traue mich das auch, ich mache das auch, in meiner persönlichen, vielleicht ganz anderen Weise?*

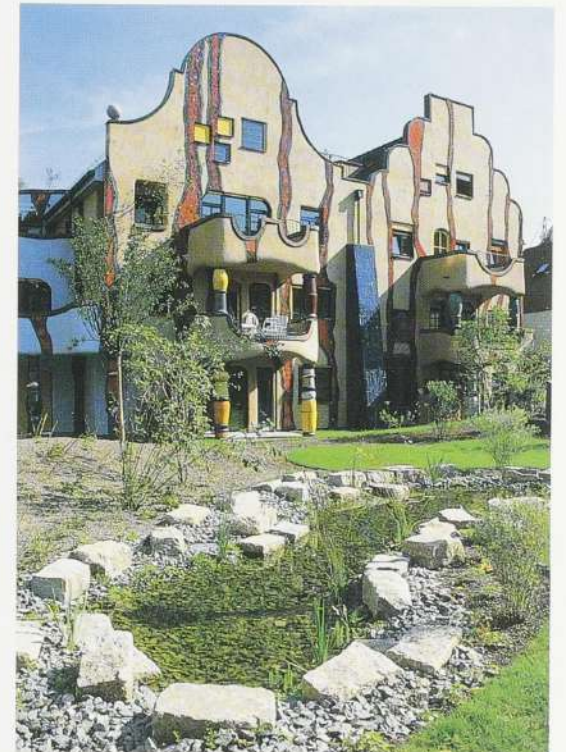
Sp.: Es ist sicher schwierig, wenn man aus der klassischen Lehre kommt. Hundertwasser verhilft seine Bekanntheit, ja seine Berühmtheit zu einer großen Akzeptanz, während die „kleineren“ Kollegen, die Architektur betreiben, sich sehr viel schwerer tun würden, solche gestalterischen Bandbreiten abzufordern und genehmigungsrechtlich durchzusetzen. Diese Erfahrung haben wir gemacht. Man versteht seine Bauten eher als Unikate, zumindest hier in der Bundesrepublik, und läßt sie dann zu.

Sch.: *Die klassische Funktion des Architekten im 19. Jahrhundert war allerdings durchaus die des „Schön-*

*machers“ oder, wie man heute negativ wertend sagt, die des „Behübschers“. Es hat auch, historisch gesehen, sehr viele Architekten gegeben, die Künstler waren und eben Künstler-Architektur eingebracht haben. Nur hat sich das dann geschieden, ins Ingenieurmäßige und ins Architekturmäßige, aber noch bis in den späten Klassizismus, der ja in Amerika bis in die dreißiger Jahre gedauert hat, war die Funktion des Architekten als „Dekorateur“ des Bauwerkes durchaus auch gegeben. Ist sie jetzt von der Architekturlehre her ausgeschlossen, tabuisiert, diese durchaus traditionelle Aufgabe oder Funktion des Architekten?*

Sp.: Also, ich denke, wir haben beide Komponenten. Zum einen muß der Architekt dafür sorgen, daß funktionelle Bezüge umgesetzt werden. Wir schaffen spezifische Räume, Räume zum Leben, zum Wohnen, zum Arbeiten, Räume, um sich zu versammeln, um sich zu treffen. Und diese Funktionsanforderungen an die Räume müssen natürlich erfüllt sein. Die Berufsgruppe der Architekten hat aber in den letzten Jahren Kompetenz eingebüßt, weil sie die gestalterischen Momente abgetreten hat. Es ging zumindest in der Nachkriegszeit um die Erfüllung der Funktionen, es mußte viel Raum geschaffen werden, und man hat vergessen, daß auch die Gestaltung eines Bauwerkes Qualitätsmaßstäbe setzt. Jetzt sind wir mühsam dabei, wieder ein bißchen Terrain zurückzugewinnen. Man muß ja überhaupt einfügen, daß sich Architektur, wie man sie Ende des letzten Jahrhundert verstanden hat, auf dem Rückmarsch befindet. Wir sind dabei, Wohnungen zu bauen, wie wir andere Gebrauchsgüter herstellen. Der Architekt ist nicht mehr der Baumeister, der für Funktion und Gestaltung zuständig ist, sondern er schafft einfach ein Wirtschaftsgut: Wohnungen oder Lagerhallen. Wir haben nicht mehr die Potenz, zu behaupten: Architektur ist Kunst. Da gibt es einen Wertewandel, den wir kritisch überprüfen sollten. Im Zuge der Spezialisierung der Architekten gibt es einfach auch einen Wegbruch an dieser

Komponente der Gestaltung. Angesichts der Tatsache, daß die Grundbedürfnisse, zumindest hier in den westlichen Ländern, weitgehend erfüllt sind, sollten wir uns wieder überlegen, warum wir uns da und dort nicht wohlfühlen. Es gibt Leute, die mir sagen: „Herr Springmann, ich arbeite hier in



„Wohnen unterm Regenturm“, Plochingen, Innenhof

Plochingen, und wenn ich mit meiner Arbeit nicht mehr klar komme, dann gehe ich den Hundertwasser-Innenhof, setze mich eine Viertelstunde hin, betrachte, was sich vor meinen Augen auftut, und zurück an meiner Arbeitsstätte bin ich wieder dem Streß, der mich dort umgibt, gewachsen“.

Sch.: *Direkt in den Hof dürfen sich Hausfremde seit einiger Zeit nicht mehr setzen ...*



Sp.: Ja gut, das ist ein anderes Problem. Ein Gebäude, das von Hundertwasser gestaltet ist, hat naturgemäß einen großen öffentlichen Zuspruch. Es stellt sich auch bei einem Projekt wie der Waldspirale immer dieselbe Frage: Wie können wir dieses öffentliche Interesse befriedigen, wie können wir aber auf der anderen Seite dem privaten Interesse derer, die so eine Wohnung gekauft oder gemietet haben, nachkommen? Wir haben in Plochingen einen Kompromiß versucht, wir haben Teile der angrenzenden Nutzungen an diesen Innenhof öffentlich gemacht. Von einer Zahnarztpraxis, einer Augenarztpraxis, einer kleinen Galerie und vom Cafe aus sowie von einer Passage aus kann man den Innenhof mit seinem räumlichen Ambiente vom Rande her erleben. Auf der anderen Seite, stadtzugewandt, haben wir von der Fußgängerzone aus eine Treppenanlage zum Innenhof hochgeführt und können dort zumindest das Fotomotiv, den Regenturm mit seinen vier goldenen Kugeln, anbieten. Die Stadt Plochingen hat mittlerweile von Montag bis Freitag Führungen eingerichtet. Bei diesen Führungen werden die Tore, die den privaten Bereich abschließen, geöffnet, und die Besucher können unter Anleitung einer Führungskraft durchgehen. Aber, das denke ich, ist einfach der Widerspruch, der zwangsweise in so einer Anlage liegt.

Sch.: *Wie hoch ist die Besucherfrequenz?*

Sp.: Ich denke, mehrere Busgruppen besichtigen täglich den Bau. Es gibt mittlerweile in Plochingen auch kleinere Galerien und Shops, die vom Verkauf von Hundertwasser-Artikeln – von Büchern bis zu Postern – leben, und auch die Gastronomie wurde belebt. Genaue Zahlen kann ich Ihnen nicht nennen, aber ich denke, dieser Besuch gehört heute fast schon zum Standardprogramm bei einer Fahrt durch den mittleren Neckar-Raum. Man besucht Ludwigsburg, man geht in den Schloßgärten in Stuttgart, man besucht neben Sterlings schöner Architektur in Stuttgart auch den Regenturm in Plochingen.

Sch.: *Wird der lange Hang, den man bei der Waldspirale hinaufgehen kann, öffentlich sein, und der Innenhof nicht? Wie wird das aussehen?*

Sp.: Dort gibt es dasselbe Problem. Theoretisch ist die Waldspirale so angelegt, daß man sie sich von unten nach oben erlaufen kann. Es ist sehr interessant gestaltet, der halbe Weg der Spirale ist im geschlossenen Raum, die andere Hälfte auf der Terrasse im freien Raum. Aber weil man auch in Darmstadt den Wohnungen die Privatheit ihrer Terrassen sichern will, kann man praktisch nur den Fuß des Gebäudes öffentlich erleben. Man kommt dann zu einer großen Wasserfläche, die eine natürliche Sperre ist, sodaß man nicht in diese privaten Ebenen hinaufgehen kann.

Sch.: *Das heißt, diese leicht ansteigende Dachebene hat nur Zugänge von Privatterrassen?*

Sp.: Ja, in die Dachgleiche sind Öffnungen eingelassen, große Terrassen, wo wir den in der Schräge ankommenden Wohnungen Austrittsmöglichkeiten lassen, um die Terrasse zu nutzen.

Sch.: *Das bedeutet aber, daß die grüne Dachfläche völlig privatisiert wird? Das ist ein Unterschied zu dem mir vorliegenden Prospekt, der hier eigentlich die Illusion eines kontinuierlichen, nicht unterbrochenen Hanges vermittelt.*

Sp.: Man muß zugeben, daß das in der Darstellung nicht besonders gut herauskommt. Aber die nach innen gezogenen Mauerstreifen sind immer Austritte ...

Sch.: *Und wie steht es mit Zäunen? Werden die Dachschrängärten mit Zäunen parzelliert werden?*

Sp.: Es sind private Gärten, den Wohnungen zuge schlagen.

Sch.: *Und die sind letztlich in irgendeiner Weise doch abgezäunt, nicht wahr? Da sehe ich schon einen gewissen Widerspruch zum Modell.*

Sp.: Im Modell sieht es so aus, als könnte man nach oben wandern, aber wir haben hier private Nut-



Architekturmodell „Die Waldspirale von Darmstadt“, 1996

zungsbereiche. Es gibt übrigens viele Beispiele, wo Häuser in geketteter oder in gereihter Form nebeneinander stehen und der Zaun nicht mehr unbedingt auf der Grundstücksgrenze sitzen muß.

Sch.: *Wie sieht der Terminplan in Darmstadt aus?*

Sp.: In Darmstadt erwarten wir die Baugenehmigung zum Jahresende. Wir sind im Büro im Augenblick dabei, die Werkplanung zu erstellen, die Ausschreibung vorzubereiten, und wir wollen, so weit es das Wetter zuläßt, zu Jahresbeginn 1998 mit dem Bauvorhaben beginnen.

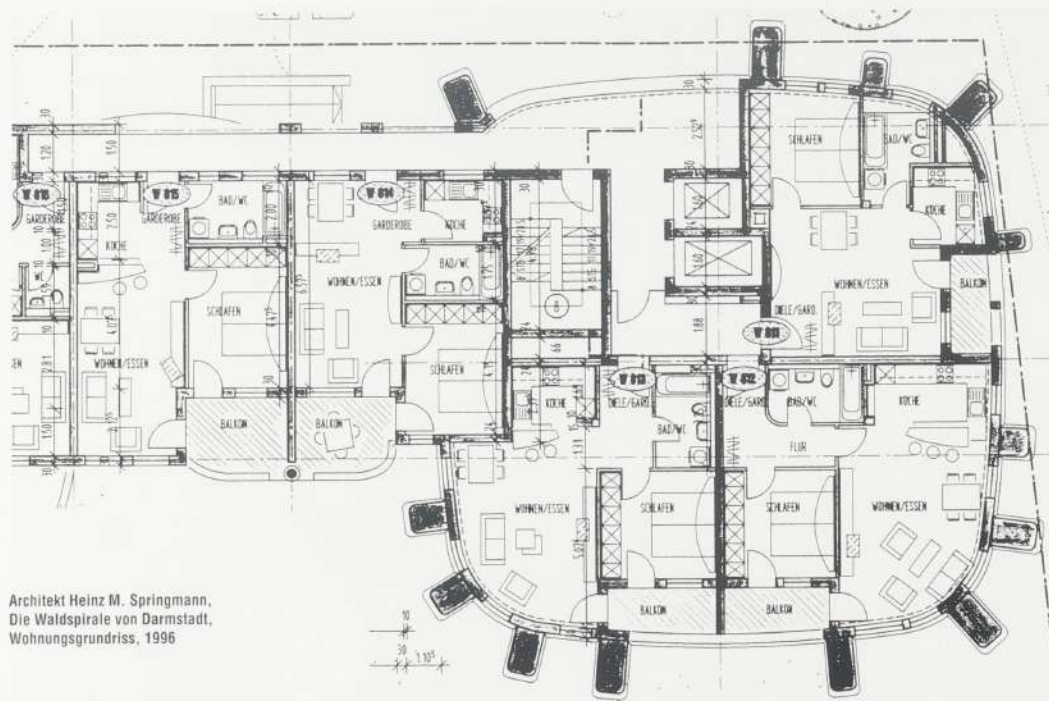
Sch.: *Gibt es schon Voranmeldungen? Der Bauträger ist eine hundertprozentige Tochter der Stadt Darm-*

*stadt. Werden hier frei finanzierte oder geförderte Eigentumswohnungen errichtet?*

Sp.: Es sind frei finanzierte Eigentumswohnungen. Der Verkaufsprospekt ist jetzt aus Wien freigegeben worden, wir werden ihn jetzt wohl Ende des Monats September verfügbar haben, und dann wird man mit dem Verkauf starten.

Sch.: *Welche Größe haben die Wohnungen?*

Sp.: Die Wohnungsgrößen rangieren zwischen etwa 50 bis 120 m<sup>2</sup>, es handelt sich in der Mehrzahl um Zwei- und Dreizimmerwohnungen. Die Zweizimmerwohnungen mit etwa 60 – 65 m<sup>2</sup>, die Dreizimmerwohnungen mit 75 – 80 m<sup>2</sup>.



Architekt Heinz M. Springmann,  
Die Waldspirale von Darmstadt,  
Wohnungsgrundriss, 1996

Sch.: Mit anderen Worten, es sind keine extrem großen Luxusapartements.

Sp.: Es hat sicherlich das, was der Markt im Augenblick hergibt, mit Einfluß genommen. Wir haben großen Zuspruch zu Zwei- und Dreizimmerwohnungen, es gibt ja einen zunehmenden Anteil von Singles in der Bundesrepublik, und ich denke, man hat hier eine vernünftige Wohnungsgröße konzipiert, die das Wohnungseigentum auch finanzierbar werden läßt.

Sch.: Mit anderen Worten, das Hundertwasser-Haus in Bad Soden dürfte in den Wohnungsgrößen zu groß gelegen sein und hat damit Finanzierungsanforderungen gestellt, die von vielen nicht erfüllt wurden – bzw. wer soviel Geld hat, baut sich dann ein eigenes Haus.

Sp.: Ich denke, im Geschößwohnungsbau gibt es einfach eine natürliche Größe. Es gibt wenig Zuspruch

zu sehr großen Wohneinheiten. Hier in Plochingen haben wir beim Regenturm noch einen relativ hohen Anteil von Wohnungen mit 100 bis 120 m<sup>2</sup> gehabt. Sie sind 1992 bis 1994 noch recht gut gegangen, aber es gibt einfach eine Kostengrenze, ab der ist das individuell gestaltete Einfamilienhaus attraktiver.

Sch.: Gibt es über die Schule in Wittenberg und über das jetzige Projekt in Darmstadt hinaus schon andere Hundertwasser-Projekte?

Sp.: Wir werden, so wie es aussieht, im Bereich der Dresdner Neustadt ein gemeinsames Projekt umsetzen.

Sch.: Ist es eine Umgestaltung eines bestehenden Gebäudes wie in Wittenberg oder ein neues Gebäude?

Sp.: Nein, es ist ein neues Gebäude. Es gibt städtebauliche Bezüge, es ist ein sehr interessantes Grund-

stück. Hundertwasser hat es sich im Jänner angesehen, und wir versuchen, den Zugang zur Dresdner Innenstadtzone neu zu gestalten. Es ist also quasi eine Torsituation für eine Innenstadt. Die Dresdner Neustadt ist ein Gebiet, das von seiner Ornamentik, von seinem Jugendstil her Bezüge zu Hundertwasser wach werden läßt, und es geht darum, einen Blockbau zu ergänzen und Innenbereiche mit Bauwerken zu füllen. Insgesamt ein sehr anspruchsvolles und auch großes Projekt mit gemischter Nutzung.

Sch.: Letzte Frage: Haben Sie den Eindruck, in Ihrer ureigensten Architektur auch schon von Hundertwasser beeinflusst zu sein, etwa was Farbwahl betrifft? Oder ist das zu trennen: auf der einen Seite die Betreuung der Hundertwasser-Projekte, auf der anderen Seite das, was Sie selbst erstellen? Architekt Pelikan hat sich sehr beeindruckt lassen, würde ich sagen. Es tritt dann die Gefahr auf, als „Fünfzigwasser“ bespöttelt zu werden, nicht wahr?

Sp.: Ich bin kein Fünfzig- und kein Zwanzigwasser. Ich denke, wir versuchen, bei den Hundertwasserschen Projekten das unsere dazuzugeben, das sind Umset-

zung, Funktion. Ich kann bestätigen, daß die Zusammenarbeit mit Hundertwasser naturgemäß Auswirkungen auf unser eigenes Tun hat. Man überlegt sich an vielen Punkten, ob man sich die Freiheit nehmen kann, einfach die Uniformität zu verlassen. Es ist uns in der Folge bei einem sehr konventionellen Gebäude gelungen, eine Dachbegrünung und eine Innenhofbegrünung durchzuziehen. Sie hat aber in der formalen Ausgestaltung durchaus andere Qualitäten, als die, die wir mit Hundertwasser im Innenhof in Plochingen gemacht haben. Aber mit diesem Beispiel konnten wir auch den Bauherren des anderen Projekts von der Richtigkeit einer begrünten Lösung überzeugen. Ich glaube, daß mein Büro auch in der Akzeptanz anderer Farbigkeiten durch Hundertwasser weitergekommen ist. Wir verharren nicht in Grau und Weiß, und wir sind sicherlich freier geworden und überlegen, in welche Richtung es gehen könnte.

Es gibt hier im Büro 25 bis 30 Mitarbeiter, die natürlich im wesentlichen von der Bauhaus-Tradition geprägt sind. Wenn sie allerdings eine Weile bei den Hundertwasser-Projekten mitgearbeitet haben,

Architekt Heinz M. Springmann, Martin-Luther-Gymnasium Wittenberg,  
Ansicht West, 1995



greift eine Faszination über. Die jungen Kollegen, die noch während des Studiums hier ein Praktikum machen, sich dieses Büro ausgesucht haben und an Hundertwasser-Projekten mitarbeiten, können sich dieser Faszination nicht entziehen. Sie beginnen sich zu fragen, welche Methodik steckt dahinter, wie kommt er zu seinen Farbigkeiten, wie kommt er zu diesen Aussagen? Gerade die jüngeren Kollegen, die am Anfang mit recht großen Ressentiments hier angetreten sind, halten dann im zweiten Semester einen Vortrag über Hundertwasser, holen sich bei mir Informationen und können die Projekte wirklich als gelungene und positive Beispiele darstellen. Das ist ein sehr interessanter Aspekt. Die schönsten Führungen sind übrigens immer die mit Schulklas-

sen. Da muß man gar nicht viel erklären, sie gehen in den Innenhof hinein, sehen sofort, was hier anders ist und fragen mich, warum es anders ist. Da kommen dann die Fragen, warum sind denn hier nicht alle Fenster gleich, warum sind sie in unterschiedlichen Höhen in der Fassade, und warum machen die Architekten das nicht auch an anderen Orten? Warum ist meine Wohnung zu Hause nicht so bunt und so farbenfroh wie das, was ich hier sehen kann? Schon aus diesen Gesprächsfetzen entnehme ich, daß es ein wirkliches Bedürfnis ist, diese anders gestalteten Wohnanlagen zu bauen.

*Sch.: Danke für das Gespräch.*

## DIETMAR STEINER

Interview mit Mag. Dietmar Steiner, Leiter des Architekturzentrums Wien, am 9. 7. 1996

**St.:** Hundertwasser und die Architektur? Na ja, man muß zwei Dinge unterscheiden. Einerseits hat sich Hundertwasser schon in den fünfziger Jahren mit Architekturthemen beschäftigt, und daher ist eine biographisch künstlerische Berechtigung vorhanden, sich dem Thema der Architektur oder des Bauens zu widmen. Andererseits gibt es das allgemeine Phänomen „Entertainment-Architektur“, Unterhaltungsarchitektur im generellen.

Hundertwassers seit den fünfziger/sechziger Jahren erhobene Forderungen zur Architektur sind ein individuelles künstlerisches Statement, das aber von vielen anderen Architekten durchaus geteilt wird. Das ist eine legitime Position. So etwas wie organische Architektur zu verlangen, hat Tradition in der Architekturgeschichte. Peinlich wird es dann, wenn so etwas gebaut wird. Es zeigt sich, daß Hundertwassers Bauten – unter dem Blickwinkel der Architekturgeschichte der organischen Architektur – sehr unbeholfen wirken. Sie sind nicht wirklich gebaut, sie sind nicht wirklich strukturell gebaut, es sind Dekorationen. Dagegen ist auch im Prinzip nichts zu sagen. Vergleiche mit Gaudí und ähnlichen Architekten sind einfach an den Haaren herbeigezogen. Das hat mit Gaudí überhaupt nichts zu tun. Wer das Werk von Gaudí kennt, mit den statischen Forschungen, die er unternommen hat, muß zugeben, daß Hundertwasser weit davon entfernt ist. Es handelt sich bei Hundertwasser um Dekorationen mit zerbrochenen Keramikscherben. Insofern ist sein Werk für die Architekturgeschichte wahrlich nicht von Bedeutung. Es handelt sich sozusagen um Side-steps eines Künstlers, legitim, aber nicht besonders interessant.

Daß es unter dem Markenzeichen Hundertwasser trotzdem zu so einer fast europäischen Markenware geworden ist, hängt mit Vermarktungsstrategien

zusammen. Ich erinnere mich an sehr kluge, sehr effiziente Marketingstrategien, beispielsweise die deutsche Kaufhausausstellung vor ein paar Jahren und ähnliches. Genauso könnte man sozusagen ein neues Joghurt auf dem Markt plazieren. Das ist gut gemacht, sagt aber nichts über die Qualität aus. Der zweite Problembereich ist die Frage von „Entertainment-Architektur“. Es gibt keinen Zweifel, daß es Unterhaltungsarchitektur immer gegeben hat.

*Sch.: Wie würden Sie das umschreiben? Man könnte sagen, die Paläste der Wohlhabenden waren auch so etwas wie eine „Entertainment-Architektur“, nicht nur die Wasserspiele, die sie sich haben errichten lassen.*

**St.:** Sie könnten, flapsig gesagt, auch Hellbrunn darunter subsumieren. Ich würde das aber nicht tun, weil der Barock sozusagen Unterhaltungsarchitektur ist. Ich möchte es aber nicht in dieser Form in der Kunstgeschichte verankert wissen. Die heutige „Entertainment-Architektur“ ist nicht eine auf kunsthistorischen Programmen basierende Hochkulturentwicklung. Sie ist ein Reflex einer Massenbewegung. Das heißt, zunächst geht sie einmal konform mit der Industriegesellschaft zu Ende des 19. Jahrhunderts. Ich denke hier an die Jahrmärkte, an den Wiener Prater oder wenn auf Coney Island ein Hotel in der Form eines Walfisches gebaut wurde etc. Das diente der Attraktivierung, und diese Tradition ergibt ein Massenkultur-Phänomen und kein elitäres Phänomen. Das möchte ich schon im Unterschied zur Hochkultur sehen.

*Sch.: Was mich besonders interessiert, ist sozusagen der kompensatorische Effekt des Phänomens Hundertwasser. Ich würde vollkommen zustimmen, daß hier „Entertainment-Architektur“ vorliegt, auch der Vergleich mit dem Prater wird oft gewählt.*

St.: Aus städtebaulichen Gründen.

Sch.: *Das Interessante ist ja, daß der Prater oder der Ort des Entertainments ein Ort der Freude ist. Und ich komme da jetzt schon auf eine Äußerung, die natürlich typischerweise in den siebziger Jahren von Mark Girouard gemacht worden ist, der meinte, die moderne Architektur habe darin versagt, Bilder der Freude, der Konvivialität und der Häuslichkeit zu schaffen. Man könnte meinen, daß diese „Entertainment-Architektur“, wie sie in Disneyland, auf Coney Island, vielleicht auch bei Hundertwasser auftritt, eine Kompensation einer bestimmten, sehr asketischen Richtung darstellt, die sich, sagen wir, seit ungefähr 1910 sehr stark geäußert hat. Man könnte meinen, daß es nicht nur die Massen sind, sondern vielleicht auch ein großer Teil der Vertreter von „Besitz und Bildung“, wie man sie einst nannte, denen es heute ein bißchen zu kalt wird mit dem, was an hochkultureller Architektur da ist. Wie würden Sie das sehen?*

St.: Ziemlich vereinfacht gesagt: Man muß hier wieder zwischen dem allgemeinen Bauen und der Architektur unterscheiden. Ob das jetzt kalt ist, ist eine individuelle Position und nicht eine Frage der Entwicklung oder des Stils. Ich möchte vielleicht doch noch einmal auf diese Entertainment-Frage eingehen. Ich habe überhaupt nichts gegen „Entertainment-Architektur“. Ich war einer der ersten, der auch das ganze Disney-Programm verteidigt hat, weil natürlich hier Reservate geschaffen werden, die – gerade für die amerikanische Gesellschaft – eine gewisse Form von Stadt inszenieren, die in der realen Stadt aus wirtschaftlichen und politischen Gründen nicht mehr vorhanden ist – die Idylle. Bei der österreichischen „Entertainment-Architektur“ gilt natürlich eines – ich meine jetzt die Künstlerhäuser – das ist ein soziokulturelles Phänomen.

Sch.: *Brauer und allenfalls Fuchs, wenn sie etwas bauen wollten ...*

St.: Ich möchte sogar den Schwächerer Flughafen dazu nehmen, auch das Bundesamtsgebäude von Czer-

nin, weil sich hier etwas darstellt, was ich fast schon als die österreichische Seele bezeichnen möchte, insofern, als es durchaus konform geht mit den Geschmacksbildern von Funktionären halböffentlicher Institutionen.

Sch.: *Da würden Sie sicher das Gebäude der Arbeiterkammer, das Arbeiterkammer-Bildungs-Gebäude auch nennen – als Funktionärsbarock.*

St.: Richtig. Man könnte es noch überspitzter formulieren: Der unbewältigte Barock der Sozialdemokratie.

Sch.: *Aber genau das gibt es – in viel größerem Maßstab – in England. Da werden sogar riesige Shopping-Center im römischen Stil gebaut, in der Londoner City gibt es dieselbe Art von „Entertainment-Architektur“ mit Rosse-Bändigern und ähnlichen Dingen. Glauben Sie nicht, daß das etwas mehr ist als nur typisch österreichisch?*

St.: Ich habe ja gesagt, „Entertainment-Architektur“ ist ein weltweiter Bereich, wenn ich den ganzen Tourismus z.B. hernehme. Sie wird einfach inszeniert für die Anwesenden, und für mich gehört auch das neue Mozart-Haus in Salzburg dazu. Ich nenne das die „asiatische Disneyisierung“. Es entspricht der asiatischen Kultur, daß der Begriff der Authentizität eines Objekts keine materielle, sondern eine ideelle Kategorie ist. Ein Tempel, der nach einer Vorlage des 15. Jahrhunderts heute neu gebaut wird, gilt demnach als authentisch. Wenn dieser Akt im euro-amerikanischen Kulturkreis im Hinblick auf eine vorwiegend touristische Nutzung des neu-alten Objekts gesetzt wird, dann spreche ich von einer „asiatischen Disneyisierung“. Sie tritt in verschiedenen Ländern verschieden auf.

Ich meine hier schon die typisch österreichische Variante, die von einer hervorragenden Geschmackslosigkeit ist. Da kommt einfach dazu, daß man es wild und bunt haben möchte, und je grauslicher, je Geisterbahn-artiger, umso eher gefällt es einem. Es ist schon ein regionales, österreichisches Phänomen, daß gerade die Malerfürsten ...

Sch.: *Aber die Besucher sind relativ international ...*

St.: Na ja, das ist eine Frage des Tourismusmarketings. Wenn es am Reiseplan draufsteht, dann kommt das halt dazu.

Sch.: *Ist das nicht eine Verschwörungstheorie?*

St.: Nein, das ist keine Verschwörungstheorie. Es entspricht den offiziellen Auskünften der Tourismuswerbung, daß im Österreich- oder Wien-Paket die Hundertwasser-Hervorbringungen beworben werden. Man sagt, wenn die japanische Reisegruppe nicht nur Barock sehen will, dann bieten wir das als Beispiel für zeitgenössische österreichische Architektur an. Das sind offizielle Tourismusstrategien, da ist keine Verschwörung dabei. So läuft es halt.

Sch.: *Aber warum werden andere Sachen nicht gezeigt?*

St.: Weil die Tourismusleute sie wahrscheinlich selbst nicht kennen bzw. glauben, daß der Spektakelwert entscheidend ist.

Sch.: *Zwischenfrage: Sie haben vorher anklingen lassen, und das ist, glaube ich, eine in akademischen Architektenkreisen durchaus gängige Vorstellung, daß ein bis zwei Prozent der Bauten Architektur sind, der Rest ist „bloßes Bauen“. Würden Sie dem (ich glaube, Richard Rogers hat es einmal gesagt) zustimmen? Das ist natürlich ein sehr elitäres Bild von Architektur.*

St.: Nein, das ist kein elitäres Bild, sondern es ist eine tragische Äußerung dahingehend, daß die Architektur als Baukunst im weitesten Sinn, angesichts der Menge von Bauten, die errichtet werden, nur eine marginale Rolle spielt.

Sch.: *Früher war das anders?*

St.: Nein, das würde ich nicht sagen. Ich glaube, dieses Verhältnis hat es immer gegeben. Wie groß die Unterschiede waren, ist eine zweite Frage. Aber es gibt den Unterschied zwischen dem einfachen Bauen für die eigenen Bedürfnisse und einem kultu-

rellen, künstlerischen und kunsthistorischen Anspruch. Das sind zwei verschiedene Sachen. Daß natürlich die eine die andere immer beeinflusst, daß hier ein Austausch von Erfahrungen, von Ideen, von Bildern im weitesten Sinne stattfindet, ist ganz normal.

Sch.: *Jetzt noch einmal eine sehr paradoxe Vorstellung, ich hoffe, daß ich Sie nicht provoziere. Sie kennen den berühmten Ausspruch von Loos, daß „das Haus allen gefallen müsse, das Kunstwerk aber (quasi als Privatsache) nicht“. Damit ist doch ein Anspruch auf soziale Verankerung, auf die soziale Dimension der Architektur gegeben. Wenn wir die Qualitätsdiskussion ausblenden, dann ist Hundertwasser diesem Anspruch von Loos mehr gerecht geworden als Loos selbst.*

St.: Das ist jetzt ein Untergriff. Dieser Ausspruch von Loos und der Anspruch, den er stellt, ist nicht auf das Unterhaltungsbedürfnis des Bürgers zu reduzieren. Der Ausspruch von Loos, dieses „allen gefallen“ bezieht sich selbstverständlich auch auf die Tradition des Bauens, auf die Tradition der Stadt, auf die Typologien und Morphologien der Stadt. Man kann das nicht, weil es eben eine provokante Formulierung war, nur auf das Unterhaltungsbedürfnis des Bürgers reduzieren. Der Architekt trägt auch Verantwortung gegenüber den Traditionen der Stadt. Und wenn man die Kompositionen und Überlegungen am Beispiel des Hauses am Michaelerplatz in Wien ansieht, so sieht man ja, daß es sich hier ganz bewußt, für damalige Zeiten provokativ, in die Tradition des einfachen Bauens, in die Tradition des damals biedermeyerlichen Bauens der Nachbarhäuser, der einfachen Häuser, gestellt hat. Dieser Ausspruch hat auf jeden Fall eine in dem Sinn kunsthistorische Dimension und kann nicht auf die soziale oder gesellschaftliche Komponente reduziert werden.

Sch.: *Sie haben vom Unterhaltungsbedürfnis gesprochen. Kann man nicht auch, und ich bleibe jetzt provokant, kann man nicht einfach auch sagen, daß es ums „Wohlfühlen“ geht? Ich bin Sozialwissen-*

*schaftler und immer interessiert an Reaktionen in Besucherbüchern. Ich habe zum Beispiel in den Besucherbüchern in den Hundertwasser-Bauten gefunden, daß sich enorm viele Leute quasi befreit fühlen, daß sie nahezu Haß, aber jedenfalls eine große Ablehnung gegenüber der asketischen Tradition der Moderne an den Tag legen und daß sie bei Hundertwasser so etwas wie Erholung finden. Man findet immer wieder Äußerungen wie „Ja, davon sollte es mehr geben“, „das sollte es überall geben“. Das Grün findet positive Erwähnung, aber auch die Farbigkeit.*

*Dagegen hat Frau Waechter-Böhm von der „bonbonfarbenen Verkremserung“ gesprochen. Es gibt die große Neigung zu Schwarzweiß usw. Gibt es da nicht wirklich eine Konfrontation zwischen einem nicht nur massenkulturellen Phänomen, einer Ablehnung einer bestimmten Kultur der Askese, und einem geradezu verzweiferten „sich dagegen stemmen“, das für mich auch zum Ausdruck kommt in den Worten wie „Krebsgeschwür“, „Beulenpest“ und ähnlichen, harten Metaphern, die von dieser elitär asketischen Seite gegen Hundertwasser vorgebracht werden. Dieses Phänomen überschießender Äußerungen gegenüber Hundertwasser ist für mich, ganz offen gesagt, ein Phänomen der Angst. Ich finde das bedauerlich und problematisch.*

St.: Das kann schon sein. Ich glaube aber nicht, daß das nur als Reflex zu sehen ist, sondern als Ausdruck einer gewissen Tradition. Asketisch in diesem Sinn, wie es auch die griechische Architektur ist, asketisch in diesem Sinne ist auch die römische.

Sch.: Sie war bunt bemalt.

St.: Ja, aber in ihrer Struktur. Man findet einerseits natürlich eine Entwicklungslinie der Architekturgeschichte, die auf verschiedene gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklungen reagiert und ihre eigene Tradition hat. Man könnte hier natürlich Angst davor haben, daß sich jetzt eine relativ grundlose, basislose, theoriele, konzeptlose „Verschönerungs“-Entwicklungsbreit macht. Sie macht sich ja auch breit.

Was noch ein Grund sein könnte, ist, daß man fälschlicherweise der Architektur in ihrer Entwicklungsgeschichte immer noch so eine gesellschaftlich erzieherische Rolle zuweist. Sie kennen ja durchaus kulturelle Situationen anderer Länder, wo sozusagen Repräsentanten der Gesellschaft andere Haltungen zum Bauen und zur Architektur einnehmen. In Holland, der Schweiz und zum Teil sogar in Deutschland und Spanien herrschen im Selbstdarstellungsbedürfnis der wirtschaftlich politischen Macht Begriffe oder Werte wie Transparenz, Klarheit, Offenheit, Nachvollziehbarkeit von Baustrukturen, von politischen Strukturen durchaus vor. Da haben Sie sehr wohl eine Beziehung zwischen bestimmten Entwicklungen der Moderne mit gesellschaftlichen Übereinkünften. Die österreichische Problematik ist, daß man halt wirklich nicht umhin kann, wenn Sie schon von Sozialwissenschaft sprechen, gewisse Reflexe österreichischer Verhaltensformen und Befindlichkeiten in diesen, ich sage jetzt einmal, umjubelten Manifestationen zu sehen. Ich finde, Schwechat ist der einzige Ostblock-Flughafen, den es auf der Welt noch gibt. Es gibt Auftraggeber, Politiker, Manager, die bei Architekten oder bei Künstlern diese Produkte bestellen und die sich mit diesen Produkten identifizieren. Das ist eben dann einfach ein Ausdruck dieser Befindlichkeit.

Sch.: Also, wenn Sie mir gestatten, möchte ich da ein bißchen die österreichische Sicht differenzieren. Es gibt natürlich nationale Spezifika. Ich glaube aber schon, daß es international mehr in Richtung dessen, was man negativ Behübschung, positiv einmal Verschönerung genannt hat, geht und daß, wenn Sie so wollen, diese asketische, auch durch die Weltkriege beeinflusste Kultur der Moderne, heute einem etwas hedonistischeren Stil widerspricht. Ich glaube allerdings, daß sozusagen in der Konfrontation die jeweils für die eher asketischen Ideale Eintretenden sagen werden: „Gerade bei uns seid ihr ja so borniert!“ Ich habe einmal eine ähnliche Dokumentation in Spanien vorgefunden. In Barcelona ging es um

*die Diskussion um den Palau Nacional. Da hat es auch solche Konflikte gegeben, die ganz typischen Konflikte zwischen Denkmalschützern und jenen, die für eine moderne Gestaltung eintraten. Da haben auch die Modernen den Vorwurf erhoben – ausgerechnet in Barcelona – ihr seid so provinziell und ...*

St.: Also bitte, das geht wirklich nicht. Ich muß hier einiges klarstellen: Der Palau Nacional, nomen est omen, wurde zur Weltausstellung 1928/29 mit Absicht als politische Architektur zur Begründung der katalonischen Identität in einem historisierenden Vokabular errichtet. Zur selben Zeit, als wenige Meter entfernt der deutsche Pavillon von Mies van der Rohe als eine Inkunabel der Architektur der Moderne errichtet wurde.

Sch.: Soll ich es Ihnen aus den spanischen Zeitungen kopieren?

St.: Gerne. Denn wissen Sie, worum es bei der Diskussion zur am Beginn der neunziger Jahre erfolgten Renovierung des Palau Nacional ging: Um die Frage des Nationalismus und Separatismus, und nicht um einen Konflikt zwischen Denkmalschutz und Moderne. Und da ist es historisch legitim, zu fragen, ob ein Symbol des Nationalismus sklavisch rekonstruiert werden muß oder auch Zeichen der Überwindung und Toleranz baukünstlerisch haben soll. So wie es gerade beim Berliner Reichstag engagiert versucht wird.

Sch.: Es gibt Strukturen von Argumenten ...

St.: Nein, gerade die Architektursituation in Barcelona und in Katalonien zeigt, daß von offizieller Seite sehr genau und sehr überlegt mit der eigenen Geschichte umgegangen wird. Erinnern Sie sich an den Anbau an den Palau de la Música von Domenech Y Montaner, an alle diese Geschichten, schauen Sie sich den Plan vom Wiederaufbau des Liceo an. Gerade in Barcelona gibt es absolut intelligente Umgangsformen mit Geschichte. Barcelona

als Beispiel für eine Hundertwasser-Debatte heranzuziehen, ist schlicht nicht zulässig.

Sch.: Aber Barcelona hat auch Bofill, den Sie nicht so schätzen werden.

St.: Sehen Sie sich doch den Flughafen von Bofill an, er ist einer der schönsten neuen Flughäfen der neunziger Jahre, um Klassen besser als der Schwechater. Warum sagen Sie, daß ich Bofill nicht schätze – mir geht's darum, daß es hier um einerseits eine intelligente, überlegte Architektur mit Konzepten geht und auf der anderen Seite um ganz andere Dinge. Das ist nicht vergleichbar. Sie wechseln da die Ebenen der Auseinandersetzung. Natürlich wär's lustig, einmal den Herrn Sinkovics über einen Musikantenstadl schreiben zu lassen, nur: Er wird die Terminologie dafür nicht haben. Ich kann nicht das ganze Bauen, das ganze Baugeschehen quasi auf einer morphologischen Ebene zusammenfassen. Das ist ein großer Irrtum! Ich müßte sonst auch den ganzen Lärm, der uns umgibt, unter Musik subsumieren. Es ist ein Unterschied, ob hinter einem komponierten Stück eine bestimmte inhaltliche Absicht steht oder ob es sich um zufälligen Lärm handelt. Das ist, ich gestehe ein, eine Frage, die nicht immer leicht zu beantworten ist, gerade nicht in der zeitgenössischen Kunst, weil sie immer wieder an Grenzen herangeht und durchaus dieses Kippmoment in sich trägt, sodaß man schwer sagen kann, ist da jetzt eine Absicht dahinter oder ein Konzept oder nicht – wenn man es rein phänomenologisch betrachten würde. Es ist ein Problem, das ist keine Frage, es entschlägt uns aber nicht der Verantwortung, uns ernsthaft mit diesen kunsthistorischen, künstlerischen Fragen auseinanderzusetzen. Und mit den dahinterliegenden Konzepten.

Sch.: Wir kommen zu sehr in eine allgemeine Debatte. Die Hundertwasser-Bauten würden Sie also mit dem Lärm vergleichen. Sie sagen, da ist kein Konzept dahinter, außer einem Fassadenbehübschungskonzept, das ist nicht ausreichend, wenn ich Sie richtig verstehe ...

St.: Ja, es ist nicht Architektur in dem Sinn, das kann man wirklich sagen; weil keine Gesamtüberlegungen zur Struktur eines Baus damit verbunden sind.

Sch.: *Das bedeutet aber schon auch, daß ein großer Teil der modernen Bürobauten, die innen Betonstelen haben und außen die Curtain walls, auch keine Architektur sind.*

St.: Ja, der große Teil des Bauens ist nicht Architektur. Wenn wir diese Unterschiede nicht erkennen und erklären können, dann können wir die Disziplin aufgeben. Dann überlassen wir die Gestaltung der Stadt den Bühnenausstattern. Wir müssen darauf insistieren, daß es Konzepte und Überlegungen, die in einer Tradition der Architekturgeschichte stehen, gibt. Aber die Unterschiede immer wieder herauszufinden, ist nicht leicht, da haben Sie recht.

Sch.: *Es ist für mich so, daß Sie da auch für die Vergangenheit ungeheure Bereiche des Bauens mehr oder weniger aus der Architektur herausnehmen. Wenn ich das richtig sehe, würden Sie den interessanten Grundriß als einen wesentlichen Aspekt von „Architektur“ nehmen. Die Barockschlösser haben aber alle keinen interessanten Grundriß, da sind die Zimmer perlenschnurartig aneinander gereiht, und dahinter ist ein Erschließungsgang. Wo immer Sie ein großes Element des Dekorierens finden, das würden Sie somit aus der Architektur ausschließen?*

St.: Sehen Sie, was da passiert. Sie haben eigentlich auf den Punkt gebracht, wo es gefährlich wird. Nämlich „Dekoration ist gleich Dekoration“, „Lebendigkeit ist gleich Lebendigkeit“ und „Ab-

wechslung ist gleich Abwechslung“, und insofern steht Hundertwasser in der Tradition des Barock ...

Sch.: *Das habe ich nicht behauptet.*

St.: Nein, nein, diesen Schluß könnte man jetzt ziehen, wenn man nicht das spezifische kunsthistorische Programm des Barock auch sieht. Wenn man nicht sieht, welche Botschaften philosophischer und gesellschaftlicher Art hier abgegeben wurden. Wenn Sie sich das Programm für die Karlskirche z.B. anschauen, dann waren das sehr wohl überlegte Botschaften, die da vermittelt wurden.

Sch.: *Aber Hundertwasser hat ja auch Botschaften, gegen die „Hendlställe“, gegen die Kollektivierung, die Vermassung. Er hat z.B. ganz interessante Beziehungen zu den marschierenden Karrees der dreißiger Jahre aufgezeigt. Aus diesem Grund lehnt er das ab. Da gibt es ja schon eine gedankliche Substruktur. Das ist nicht reines Goldkugeln-Draufkleben, sondern da ist schon ein Gedanke dahinter.*

St.: Das habe ich ja am Anfang gesagt, als individueller Künstler hat er seine Legitimation. Das will ich ihm gar nicht absprechen. Als individueller Künstler macht er seine Statements, das ist in Ordnung. Ich habe jetzt, im zweiten Teil, auf diese soziokulturellen, kunsthistorischen, gesellschaftlichen Reflexe Bezug genommen. Mich interessiert bei Hundertwasser nicht seine individuelle künstlerische Leistung, sondern die Betrachter und ihre Reflexe, das Systems des Gefallens, das dahintersteht. Da erkenne ich eine Entwicklung, die, zumindestens für Österreich, eine bedenkliche ist.

## EFTHYMOS WARLAMIS

Interview mit Architekt Efthymios Warlamis am 2. 9. 1998

Sch.: *Die meisten Architekten haben gegenüber Friedensreich Hundertwasser eine sehr kritische Haltung – um es milde auszudrücken. Ich habe den Eindruck, daß Ihre Position anders akzentuiert ist. Warum?*

W.: Lassen Sie mich ein wenig weiter ausholen. Es gibt hier zwei Ebenen. Die Architekten haben einerseits Grund, Hundertwasser nicht zu lieben, weil er als Konkurrent auftritt, der Erfolg hat. Das ist ja in der Neidgesellschaft schon ein guter Grund. Andererseits geht es um die generelle Trennungslinie zwischen Hochkultur und dem Empfinden der breiten Basis der Gesellschaft, der Mehrheit der einfachen Menschen. Die akademische Hochkultur der Architektur hat sich ja erst vor kurzem in abfälligen Äußerungen Roland Rainers gegen das Volk in Sachen Museumsquartier zu erkennen gegeben. Da wird deutlich, daß die Architektur von der Demokratisierungstendenz unserer Zeit noch kaum erfaßt worden ist. Es steht aber fest: daß Architektur ein öffentliches Anliegen ist, ein Thema, das die ganze Gesellschaft angeht, und die Gestaltung des städtischen Raumes ist eine sehr wesentliche Materie, mit der wir uns auseinandersetzen haben. Das heißt, Architektur sollte im Prinzip ein demokratisches Instrument sein, es sollte einen Demokratisierungsprozeß geben. Ich verstehe das so, daß die Architekten sich viel mehr mit den Anliegen der Menschen befassen müßten, viel mehr auf die Bedürfnisse ihrer Benutzer und Kunden eingehen sollten, statt mit obrigkeitlicher, disziplinierender Haltung aufzutreten. Bisher wurde aufgrund einer „höheren Gesinnung“ oder Ästhetik („die das gemeine Volk nicht versteht“) gerne eine bestimmte Form diktiert, übrigens mit wenig Verständnis für die populäre Liebe zum altstädtisch Vertrauten. Wir sind aber in einer gewach-

senen, historischen Stadt geboren, und die meisten von uns lieben sie. Es geht also um ein Nebeneinanderexistieren der Stile, der Zeiten, der Jahrhunderte. Das ist in der Geschichte auch immer so gewesen, etwa wenn die Architekten des Barocks gotische Kirchen in ihre Werke miteingebaut haben. Die Geschichte ist immer eine Entwicklung zu Kompromissen und zum Zusammensein oder Nebeneinanderexistieren verschiedener Elemente.

Hier muß man sich ein wenig mit dem Begriff der „Moderne“ auseinandersetzen. Er ist nicht im 20. Jahrhundert geboren, er hängt mit der Aufklärung zusammen. Die Aufklärung hat die Welt zum Objekt gemacht. Aus dieser ersten Distanzierung entstand auch die Geometrisierung, die Versachlichung der Materie. In der Aufklärung ist alles meßbar, alles geometrisierbar. So geht die Entwicklung bis hin zur Postmoderne (im philosophischen Sinn). Erst die Postmoderne setzt nicht mehr diese absolute Distanz zur Welt, in ihr beginnt die Aufklärung abzubrockeln, und es kommt zu einem Zustand der berechtigten Fragestellungen. Aus philosophischer Sicht sind hier die Arbeiten Hundertwassers einzuordnen, im Zusammenhang mit der Demokratisierung der Postmoderne, wenn Sie wollen. Ich spreche hier übrigens nicht von der sogenannten „postmodernen Architektur“. Ich spreche immer von der Tendenz der postmodernen Philosophie, die wieder eine ganzheitliche Sicht, eine Spiritualität sucht und somit die Dinge – Intellekt und Gefühl – nicht mehr so streng trennt. In diesem Sinne bringt Hundertwasser – und da liegt sein Verdienst – eine Initiative und auch einen Exodus aus dieser schon abgeschlossen geglaubten, modernen Aufklärung. Er setzt Impulse für kommende Epochen, für kommende Jahrhunderte. Man ist ja zuweilen geneigt, Hundertwasser und

seine Arbeit zu verharmlosen. Das mag bestimmten Zwecken entsprechen, aber Hundertwasser ist gar nicht harmlos, auch wenn beim ersten Anblick alles so pittoresk und so lieblich erscheint. Ich sehe seinen Hauptimpuls darin, daß er die Architektur und den architektonischen Prozeß, auch den städtebaulichen Prozeß, von einer rein intellektuellen Ebene auf eine Beziehungsebene verlagert. Er bringt in den Planungsprozeß eine Emotionalisierung, eine Beziehungskultur ein, und da können dann natürlich nicht bloß die „Experten“, sondern alle Menschen mitreden. Ich brauche kein akademisch gebildeter Architekt zu sein, um Hundertwasser zu verstehen. Das heißt, Hundertwasser fordert die Oligarchie der sogenannten Hochkultur der Architektenschaft, die ja hervorragend mit der Industrialisierungswelle harmoniert, in sehr grundsätzlicher Weise heraus.

Sch.: *Sie meinen die rationale Planerideologie, den Traum vom vortabrizierten Haus, von der „Wohnmaschine“ ...*

W.: Ich würde meinen, daß man Architekten dieses Typs eher als „Zementgeometriker“ oder so ähnlich bezeichnen sollte. Aber die Unkultur in der Architektur ist schon längst von einigen großen Architektur-Denkern unserer Zeit erkannt worden. Ich denke vor allem an den großen Frederic Kiesler, meinen eigentlichen „heimlichen“ Lehrer, der sie schon als einer der ersten in den zwanziger Jahren angeprangert hat. Kiesler weist darauf hin, daß unsere Baukultur im Zerbröckeln ist, denn wir empfinden nichts mehr für gewachsene Zusammenhänge ...

Sch.: *Wer ist dieses „wir“? Da scheint es eine Spannung zwischen sehr breiten Schichten der Bevölkerung, bis weit in die Bildungsschicht, und gewissen In-Gruppen der Kulturszene und der Architekturakademien zu geben.*

W.: Mit „wir“ meine ich alle. Wenn ich die Pyramide der Gesellschaft anspreche, dann gibt es oben natürlich eine Oligarchie, und es gibt auch die Basis. Ich neige allerdings dazu – da ich ein demokratischer

Mensch bin – das Ganze anzusprechen und nicht bloß die wenigen oder nur die Basis. Ich bin weder ein Populist, noch ein Oligarch, sondern ich meine, man sollte einen demokratischen Dialog eröffnen. Daher meine ich mit „wir“ alle die, die in einem städtischen Raum oder in einem Kulturraum leben oder an ihm teilhaben. Hier muß man noch einmal betonen, daß es die sogenannte Hochkultur und die Politik nicht geschafft haben, die Kultur zu demokratisieren. Wobei ich damit nicht die falsche Diskussion meine, in der es heißt, die Mehrheit sollte die Richtung bestimmen. Das Recht des Menschen auf Kultur erscheint mir aber als Menschenrecht. Ohne Kultur beginnt das banale, eintönige Leben, und ohne sie gibt es keinen Geist, keine Spiritualität. Kunst und Kultur sind für mich der Fundus der Qualität, der dem Leben einen Sinn ermöglicht und schafft. Und hier ist Hundertwasser ein Vollblutkünstler. Man muß ihn natürlich auch in seinen Begrenzungen sehen, er kann ja nicht alles machen. Aber das, was er geleistet hat, ist gigantisch. Noch einmal zurück zu dem geistigen Aspekt. Es liegt im Wesen Hundertwassers eine Art Bescheidenheit, eine nicht allzu große Aufdringlichkeit im Geistigen. Er will nicht unbedingt Menschen überzeugen. Und das führt dazu, daß er oft auch ein wenig unterschätzt wird.

Sch.: *Können Sie Ihre persönliche Position zu Hundertwasser umreißen?*

W.: Wir haben uns bei dem Bau des Hundertwasser-Hauses kennengelernt, weil wir dort mitwirken durften. Unsere Keramik-Werkstätte hat damals die keramischen Teile hergestellt. Und zur Gleichfeier sollte eine Art Festschrift herauskommen. Da wurde ich von der Gemeinde Wien, von der Kulturabteilung, gebeten, eine Art philosophischen Einstieg zu schreiben, und das habe ich gemacht. Der Text hat Hundertwasser gut gefallen, und so haben wir uns kennengelernt. Es gab dann viele Gespräche und Diskussionen, und als der Bau fertig war, habe ich gedrängt, das „Hundertwasser-Haus-Buch“ zu

machen. Das haben wir auch gemeinsam gemacht, der Titel „Architektur der Hoffnung“ stammt von mir, und ich habe versucht, in diesem Buch Hundertwasser und den Bau in das Architekturgeschehen einzubinden. Wir haben dann gemeinsam in Salzburg an der Sommerakademie mitgewirkt, mit Professor Eibl-Eibesfeldt zusammen. Hundertwasser hat zur Klasse für experimentelle Architektur mit seinen Vorlesungen und Vorträgen Wesentliches beigetragen. Ich habe mehr die praktische Arbeit mit den Studenten gemacht. Wir haben uns später bei vielen Projekten getroffen und auch beim Rogner-Projekt zusammengearbeitet. Grundsätzlich ging es mir darum, eine „ganzheitliche“, hundertwassergerechte Einrichtung anzubieten.

Sch.: *Gibt es Aspekte, unter denen Sie Hundertwasser kritisch sehen?*

W.: Vor allem in bezug auf das Weitertragen seiner Botschaft. Ich sehe in Hundertwasser viel mehr als Hundertwasser selbst in sich sieht. Ich sehe eine Bewegung und eine pädagogische Aufgabe. Ich habe angeregt, eine Schule zu gründen, eine Hundertwasser-Schule der Architektur, die auf den geistigen Aspekten beruht, die Hundertwasser einbringt. Man müßte dann seine Botschaft ernster nehmen. Man könnte vieles nachweisen, begründen ... Hundertwasser allerdings sieht nur Hundertwasser. Er ist ein großer Individualist. Es erscheint mir eine Gefahr, daß seine Botschaft zu sehr an die physische Person gebunden wird. Das heißt, ich plädiere – da ich ja nicht Hundertwasser bin – für eine solche Schulgründung, damit Hundertwassers große Verdienste überleben und weitergetragen werden können.

Sch.: *Damit Hundertwasser kein „Sonderfall“ bleibt ...*

W.: Eine solche Schule sollte sich meiner Meinung nach auch mit anonymen Architektur befassen, wie sie Rudolfsky in „Architektur ohne Architekten“ zitiert hat. Es ginge also darum, die volkstümlichen, weltweit umspannenden, interessanten und positiven Leistungen der bauenden Menschen miteinzuz

beziehen. Hundertwasser bliebe ansonsten in seinem Stil isoliert, und das schiene mir gefährlich.

Sch.: *Ich stoße gleich nach: Die Kritiker, zum Beispiel Dietmar Steiner, werfen Hundertwasser vor, er betreibe „Entertainment-Architektur“. Manchmal wird auch von Praterbuden-Architektur gesprochen, Hundertwasser wird mit dem „Marbella-Barock“ und ähnlichem in einen Topf geworfen. Das mag nicht ganz falsch sein, denn alle diese Architekturen, von den Entertainment-Paradiesen Disneys bis zu Hundertwasser, gehen ein auf ein Bedürfnis vieler Menschen nach Buntheit, nach Geschmücktheit, das die Moderne ab 1910 asketisch verleugnet. Das war bis in die Gründerzeit anders, und in dem Sinn erscheint es mir korrekt, Hundertwasser mit manchen anderen auch als kritische Reaktion gegen die Moderne einzustufen.*

W.: Ich meine, daß ein städtischer Raum ein pluralistischer Raum ist und damit auch eine gewisse Akzentuierung, Humor, Farbe, sehr notwendig sind. Freilich: Stellen Sie sich vor, die Stadt Wien würde nur aus Hollein-Bauten bestehen. Das ließe sich nicht integrieren. Hier liegt auch die Problematik bei Hundertwasser. Wenn es um städtebauliche Aspekte geht, gibt es Einschränkungen. Man kann das Hundertwasser-Prinzip nicht verallgemeinern.

Sch.: *Sie meinen, Hundertwasser-Bauten sind typische Solitärbauwerke?*

W.: Ja, oder zumindest in den Ansätzen. Um aber eine ernsthafte Bewegung und eine breitere, eine städtebauliche Realität im Hundertwasserschen Sinn zu schaffen, bedürfte es einer Öffnung und einer offeneren Ästhetik. Hundertwasser kommt aus dem Wiener Raum, und er verleugnet auch nicht seine Beziehungen zu Klimt, zur Wiener Schule, zu dieser Tradition. Aber es gibt auch andere Zeiten, es gibt auch das Mittelalter, es gibt auch die Antike, es gibt auch die Romanik, es gibt auch die anonyme Architektur, die volkstümliche Kultur, die man in solchen Prozessen miteinschließen kann.

Ich sehe in Hundertwasser eine Art ersten Revolutionär, der aber jetzt mit seiner eigenen Revolution langsam in Schwierigkeiten gerät, indem er diesen Prozeß viel mehr materialisiert als spiritualisiert im Sinne der Pädagogik, im Sinne der Didaktik. Mag sein, ich bin zu sehr von der Hochschule geprägt, aber ich bin der Meinung, diese Errungenschaft von Hundertwasser sollte als geistige Disziplin weitergegeben werden. Man kann sie nicht nur als eine ästhetische, abgeschlossene Realisation eines einzelnen sehen, denn dann läuft sie Gefahr, daß Hundertwasser-Bauten bloß als Entgleisung in der Architektur oder als eine Sonderform in der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts gewertet und nur am Rande erwähnt würden. Und das wäre sehr schade, denn es geht ja im Grunde um sehr wichtige Dinge.

Sch.: *Die Individualität, der „Künstlerbonus“ hilft natürlich im Kampf gegen Verwässerungen. So sehe ich es als Hundertwassers großes Verdienst, die Anschüttung großer Erdmassen auf den Dächern durchgesetzt zu haben, trotz der damit verbundenen Mehrkosten der Statik. Aber so wachsen eben auf seinen Terrassenbauten in der Regel größere Bäume als auf den üblichen Dachbegrünungen (auch wenn mir Professor Hollein im Gespräch in diesem Punkt sehr entschieden widersprochen hat), und sie geben ein positives Beispiel.*

W.: Hier muß man aber aus den Zwängen des „Jetzt“ bzw. der Diktatur des „Jetzt“ herauskommen, aussteigen und eine Vision über die Tiefe der Zeit schaffen, die die ökologischen Aspekte noch viel stärker einbezieht. Ich spreche von einer nächsten, positiven Welle, einem Renaturierungsprozeß unserer Städte. Hier sieht man, daß Hundertwasser am Anfang steht. Es geht um einen Renaturierungsprozeß der immer künstlicher werdenden Welt, mit ihrer aktuellen Tendenz zur globalen Virtualisierung und Entfremdung vom Naturzustand der Erde. Hier wird es zu entscheidenden Zäsuren kommen. Wir werden das nicht mehr vom Kunstataspekt her sehen

können, sondern wir werden das viel praktischer angehen müssen, wieder Erde zu gewinnen, wieder zu beginnen, die Natur über unsere Monsterbauten wuchern zu lassen. Hier sieht man den Visionär Hundertwasser. Er nimmt eine Bewegung voraus, er sieht mit prophetischem Blick die Zukunft. So muß man Hundertwasser werten, nicht bloß verniedlichen als ästhetischen Menschen, der Behübschungen vornimmt. Hundertwasser legt vielmehr den Finger auf eine sehr tiefe Wunde, auf eine blutige Wunde der Menschheit. Er weist die Richtung weg von der Geometrisierung der Erde, aus dem distanzierenden, objektivierenden Geist der Aufklärung. Die Natur sind ja auch wir, und die Natur wird sich rächen, wenn wir nicht rasch gegensteuern. Es ist absehbar, daß wir uns einer Katastrophe nähern, und dagegen sollten wir mit beiden Gehirnhälften reagieren. So gesehen ist Hundertwasser jemand, der eigentlich auf das Überleben hinweist. Er ist ja dem Leben zugeneigt, er ist kein Verzweifelter, kein Zyniker oder einer, der das Negative dramatisiert. Was man ihm so oft unter dem Titel Oberflächlichkeit vorwirft, ist auch etwas wie eine mediterrane Zurückhaltung. Der Norden will immer eine hintergründige Dramatisierung haben, aber Hundertwasser protestiert gegen diese nördliche, angsteinflößende Auffassung – die „metaphysische Angst“. Hundertwasser kämpft gegen diese Angst, indem er Farben der Natur einfängt und somit die Menschen auch in ihrem Herzen anspricht.

Sch.: *Die Natur als große Mutter, nicht wahr? Das ist natürlich ein bißchen idyllisch, es gibt ja andererseits auch Leute, die die Natur nicht ganz zu Unrecht als unendlichen Kampf des Fressens und Gefressenwerdens darstellen, als eine Art permanente Hölle ...*

W.: Lassen Sie mich bei den großen Kulturräumen bleiben. Die mediterrane Kultur ist eine der ältesten Kulturen der Menschheit und vor allem eine Kultur, die ihre Verbindung zu Asien immer bewahrt hat. Wir müssen jetzt aber feststellen, daß Europa dabei

ist, sich von Asien total zu trennen. Wir haben praktisch eine isolierte europäische Kultur. Und diese Kultur ist sehr bedrohlich, sehr materialistisch, sehr banal. Hundertwasser dagegen erinnert an das mediterrane Erbe Europas, denn seine Häuser sind mediterran, das darf man nicht übersehen. Er bringt diese Fröhlichkeit der Sonne ein, der Farben – Farben sind ja Gefühle. In den ängstlichen nördlichen Regionen äußern die Menschen ihre Gefühle ein bißchen sparsam. Daher kommt vielleicht auch die Angst vieler Architekten, Farbe einzusetzen, denn Farbe bedeutet Gefühl und Leben. Und das widerspricht dieser gewissen Distanz und Scheu, Gefühle zu sehr zu zeigen.

Sch.: *Und doch sind vor allem die Städte des Südens oft blendend weiß gekalkt, was bezüglich der Wärmeabstrahlung sicher sehr sinnvoll ist. Aber ich meine, es geht nicht nur um die Farbe. Wenn Sie sich die Schriften von Loos ansehen, dann ist es ja auch die asketische Ablehnung des Ornaments und bei Le Corbusier hat die Ablehnung des „Unreinlichen“ geradezu etwas Phobisches.*

W.: Da geht es um die Fortsetzung der „Revolutionsarchitektur“, die sich zur Zeit der Französischen Revolution im Geist der Aufklärung entwickelt hat. Selbst Goethe wurde von ihr beeinflusst, von dieser Konzentration auf bestimmte reine Grundformen, wie Kugel, Kubus, Pyramide, Zylinder ...

Sch.: *Man hat aber andererseits damals gerade der mediterranen Formenlehre die antiken Säulenformen gerne entlehnt, allerdings wurden die Säulen nicht so bunt bemalt wie in der Antike.*

W.: Natürlich gibt es solche Übergänge und Zwischenphasen. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß da und dort ein sehr geometrischer Bau entsteht. Nur, wenn daraus ein weltumspannendes und philosophisches System wird, das eng mit der Technik, mit der Industrie zusammenhängt, dann wird es problematisch. Wer hätte gedacht, daß zum Beispiel die Stahlerzeugung sich auch um die

Architektur kümmern würde. Heute sind wir leider soweit – das ist ein Rückschritt für mich – daß die Behausung des Menschen vorrangig als eine Art High-tech-Behausung gesehen wird. Sicher, mit allem Komfort, mit computergesteuertem Energiesparen und anderen Raffinessen. Aber dabei geht doch viel verloren.

Sch.: *Hundertwasser wäre also ein Prophet, der in die andere Richtung weist.*

W.: So ist es. Prophet und Realist gleichzeitig, denn er bleibt ja nicht beim Wort, sondern er realisiert es. Und das, glaube ich, verlangt sehr viel Mut. Für mich ist wiederum die Krönung dessen die Lehre. Es ginge darum, eine Kontinuität zu gewährleisten, und dann hätten auch junge Menschen die Möglichkeit, Hundertwasser persönlich zu erleben und seine Botschaft weiterzutragen. Denn es ist ja auch sehr wichtig, daß man von der Haltung dieses lebendigen Menschen etwas mitbekommt.

Sch.: *Sie treten also, nochmals gesagt, für eine Hundertwasser-Akademie ein?*

W.: Ja, absolut. Wobei auch eine Orientierung auf das anonyme Bauen vorhanden sein sollte. Ich habe zum Beispiel eine Studie über die Architektur der „Häuslbauer“ gemacht. Dabei bin ich, obwohl man immer geneigt ist, die Häuslbauer abzuwerten, zu dem Schluß gekommen, daß das die eigentliche österreichische Architektur ist, weil sie praktisch die meistgebaute ist.

Sch.: *Das ist natürlich ein soziologischer Architekturbegriff, den ich an sich teile, der aber vom elitären Architekturbegriff total abgelehnt wird. Seine Vertreter sagen, nur ein bis zwei Prozent des Gebauten sei Architektur, der Rest ist eben bloß „Gebautes“.*

W.: Aber ich brauche ja Fachkataloge, Fachführer, damit ich diese sogenannten modernen Architekturobjekte überhaupt ausfindig machen kann, denn sie verschwinden in diesem Meer der Realität! Da zeigt sich eben der oligarchische Geist: Er wendet sich



einfach ab, anstatt sich mit dieser Realität zu befassen, anstatt sich zum Häuslbauer hinzustellen und zu sagen: Okay, wir beraten Dich, wir helfen Dir, zum Beispiel altes volkstümliches Wissen einzusetzen. Hier sehe ich wieder Hundertwasser als Auslöser. Wir haben ja unsere Ortschaften kaputtgemacht, wir haben sie einfach multipliziert in eine Anonymisierung kollektivierter Architektur, die überhaupt nichts aussagt, die verstummt und nur die Funktion erfüllt und keine Spiritualität, keine Sinnlichkeit, keinen Geist, also nichts Kulturelles mehr vorzuweisen hat. Hier bedarf es großer Korrekturen. Den einfachen Begriff „Architektur-Doktor“, den Hundertwasser eingeführt hat, finde ich sehr treffend. Denn hier werden alle diese Krankheiten, die sich häufen, angesprochen, ob das jetzt das Verschwinden der alten Dorfkerns oder überhaupt das Besetzen der Landschaft mit dieser wirklich banalen Baukultur ist. Hier merkt man, wie notwendig eine Hundertwasser-Schule ist, bzw. wie notwendig Hundertwasser selbst ist, um darauf hinzuweisen, wie falsch das alles läuft. Die Groß-Architekten begeben sich freilich nicht in diese Niederungen. Sie beschäftigen sich ja vornehmlich mit Museums- und Repräsentationsbauten, aber der Staat ist ja auch das Volk!

*Sch.: Vielleicht noch ein abrundendes Schlußwort?*

W.: Was ich mir von Hundertwasser wünsche, ist – ich appelliere auch an ihn persönlich – diesen einen Gedanken, den wir einmal gehegt haben, in Sachen menschengerechter Baugesinnung, eine Art internationale Solidarität zu schaffen. Die Problematik bezieht sich ja nicht nur auf Österreich. Es wäre über den ganzen Globus eine Art Greenpeace-Projekt für Architektur zusammenzustellen, von Menschen, die den Mut haben, auf die gigantische Aufgabe, nämlich die Befriedung des Menschen mit der Natur hinzuweisen. Wenn man schon etwas Künstliches bauen muß, dann sollte das mit einem hohen Maß an Spiritualität, an Gemeinschaftssinn, in Besinnung auf die eigene Kultur geschehen. So kann ich mir auch vorstellen, daß Hundertwassers Ideen auch regionalisiert würden. Daß er nicht als eine „Marke Hundertwasser“ überall in der Welt fixiert bleibt, denn da besteht wieder die Gefahr der Kollektivierung oder des Einheitsstils. Ich wünsche mir, daß es vielleicht bald einen tschechischen Hundertwasser geben kann, vielleicht einen indischen, vielleicht einen amerikanischen Hundertwasser. Ich sehe Hundertwasser als einen Anreger, der neue Hundertwassers in der ganzen Welt ermöglicht.

## FRIEDRICH ZECK

Pfarrer der Kirche St. Barbara in Bärnbach, Interview am 19. 10. 1997

*Sch.: Ich möchte Sie bitten, mir zu sagen, wie es überhaupt dazu gekommen ist, daß diese Kirche so umgebaut und damit so bekannt wurde. War das Ihre persönliche Initiative, und wenn, wie sind Sie auf Hundertwasser gekommen?*

Z.: Ausgangspunkt für den Umbau der Kirche war ihr Zustand. Die Kirche war sehr renovierungsbedürftig, sie war 1948 – 57 gebaut worden, und es wurde im Pfarrgemeinderat überlegt, was zu tun wäre. Es wurde beschlossen, die Kirche zu sanieren und zu renovieren. Das war 1979. Dann haben wir nach jemandem gesucht, der diese doch sehr einfache Kirche etwas schöner machen kann. Vor allem war die Absicht dabei, die Wichtigkeit der Kirche auch vom Aussehen her stärker zu betonen, wo sie doch ganz am Rand steht. Das bedingte die Suche nach jemandem, der das machen könnte. Anlässlich einer Ausstellung von Friedensreich Hundertwasser in Graz 1981 bin ich auf ihn gekommen. Sein Bild „Der wunderbare Fischfang“ hat in mir den Gedanken geweckt, zu versuchen, diesen Künstler anzusprechen und zu fragen, ob er das machen würde. Es ergab sich eine relativ günstige Konstellation dadurch, daß ein Bärnbacher, der bekannte Briefmarkensteher Wolfgang Seidel, den Meister schon kannte. Zu ihm bin ich gegangen und habe ihn gebeten, er möge den Kontakt herstellen. Es hat drei Jahre, bis 1984, gedauert, bis plötzlich Hundertwasser Herr Seidel angerufen hat, daß er nach Bärnbach kommt. Hundertwasser kam am 20. August 1984, und ich habe ihm unser Anliegen vorgetragen. Er hat zuerst nichts gesagt, wir haben uns die Kirche angeschaut, sind herumgegangen, es gab weitere Überlegungen und Gespräche über die Möglichkeiten, wie das aussehen könnte. Meister

Hundertwasser hat sich die ersten Notizen gemacht, und das Ergebnis dieser Begegnung war: „Ich mache es“. Und Hundertwasser hat noch gesagt: „Das kostet Sie nichts“.

*Sch.: Wenn ich jetzt gleich in die Gegenwart springe, wie sind Sie mit der heutigen Situation zufrieden? Es ist natürlich nicht nur ein Gotteshaus, das ästhetisch herausgehoben wurde, sondern sicherlich auch so etwas wie ein Touristenmagnet.*

Z.: Dazu muß ich sagen, daß ich am Anfang nicht gewußt habe, welche Konsequenzen das haben wird. Die Kirche ist wirklich eine Touristenattraktion geworden. Ursprünglich war beabsichtigt, es sollte hier, in einem Gebiet, wo die Landschaft durch den Kohlebergbau sehr verletzt war, ein Zeichen gesetzt werden. Ich wußte ja, daß Hundertwasser ein Naturprophet, ein „Naturapostel“, ist, und ich habe es ihm bei unserem ersten Gespräch auch so dargelegt, er möge ein Zeichen setzen, ein Zeichen der Versöhnung zwischen den Menschen und der Schöpfung, der Natur. Das waren die ersten Überlegungen. Daß hier einmal ein Touristenmagnet entsteht, das konnte ich nicht ahnen. Es kommen sehr viele Leute. Erst war aber die Absicht da, eine Kirche, eine schöne Kirche zu haben, die die Wichtigkeit des Glaubens, dem ich als Pfarrer zu dienen habe, hervorhebt. Daß daraus ein Touristenmagnet geworden ist, war ein nicht beabsichtigtes Ergebnis.

*Sch.: Wie sehen Sie das jetzt? Sehen Sie darin doch eine Chance, daß vielleicht Menschen in eine Kirche gehen, die sie sonst nicht besuchen würden, oder sehen Sie es eher kritisch?*

Z.: Die Leute, die die Kirche, das Bauwerk besichtigen, schauen eine Kirche an. Es war Absicht, daß

ein Künstler wie Friedensreich Hundertwasser seine Kunst ganz in den Dienst der christlichen Vision stellt. Das hat er auch getan, selbstverständlich. Es gibt also hier eine eindeutige, klare Botschaft.



Kirche St. Barbara, Bärnbach, Steiermark, ursprünglicher Zustand

Sch.: Jetzt komme ich gleich auf etwas, was mich in meinen Nachforschungen immer sehr beeindruckt, aber auch ein bißchen erschreckt hat. Die Mehrzahl der Menschen hat zu diesem bunten, geschmückten Universum der Hundertwasserschen Architektur, die die Dinge verschönern will, den Menschen in Einklang mit der Natur bringen will, eine positive Beziehung. Es gibt aber auch eine nicht unbeträchtliche Minderheit, vor allem in den Medien, die sehr grundsätzlich gegen diese Dinge auftritt und sehr böse Artikel schreibt und das Ganze als Kitsch, als

Praterbuden-Architektur – ich weiß nicht was da noch alles für Schimpfwörter fallen – betrachtet. Wie sehen Sie das? Ist Ihnen diese Spannung hier auch schon aufgefallen?

Z.: Das war schon so, bevor noch die Arbeit begann. 1984 war es klar geworden, daß Hundertwasser hier tätig würde. Als das bekannt wurde, gab es natürlich sofort Stimmen, die sich dagegen aussprachen. Ich kann namentlich niemand nennen, aber es gab Anrufe verschiedenster Art ...

Sch.: Könnten Sie das nach Berufsfeldern der Anrufer eingrenzen?

Z.: Das kann ich nicht sagen ...

Sch.: Also anonyme Anrufe?

Z.: Ja, sicher. Aber auch in Zeitungen wurde das Projekt nicht sehr positiv beurteilt.

Sch.: Und was haben die anonymen Anrufer gesagt?

Z.: Das ging allerdings in eine ganz andere Richtung, ...

Sch.: Antisemitische Anrufe? (Bejahendes Nicken von Dr. Zeck). Gut, das ist ein anderer Aspekt. Bleiben wir aber bei den publizierten Vorwürfen. Ihr Konzept der Verschönerung, das Sie vorher genannt haben und das Hundertwasser wohl teilt, ist zwar im 19. Jahrhundert sehr gebräuchlich gewesen, aber jetzt wird in der Publizistik und in Architekten- und Künstlerkreisen das Konzept der Kargheit, Schlichtheit, der baulichen Askese in den Vordergrund geschoben – obwohl das gar nicht so besonders fromme Menschen sind, glaube ich. Dementsprechend wäre die alte, „unverschönte“ Kirche die redliche gewesen. Viele wollen das „Verschönern“, negativ ausgedrückt, das Behübschen, in der Architektur nicht mehr haben. Wie sehen Sie das?

Z.: Ich stelle fest, daß sich die Architekten derzeit bemühen, sehr viel Farbe und auch sehr viel Gestaltungskraft in die Bauwerke hineinzutragen. Sicherlich gibt es auch noch nüchterne Bauten, kahle Bauten, das mag aber auch zusammenhängen mit denselben

Fragen. Es scheint ganz neue Architekten zu geben, die ihre Bauten mit sehr viel Gedanken, mit sehr viel Ideen gestalten. Man denke nur an die neuen Museen, die entstehen und an Opernhäuser oder ähnliches

Z.: Ich glaube, das sind Zeiterscheinungen. Denken Sie an die Klassiker, an Gustav Klimt, der heute zu Höchstpreisen gehandelt wird. Er hat sehr viele Ornamente, er verwendet auch Gold und alle mög-



... und nach der Umgestaltung

mehr. Ich glaube, das sind nicht nur nüchterne Bauten, sondern sie sagen ja auch etwas aus, nicht?

Sch.: Aber das Ornament zum Beispiel. Hundertwasser hat hier Schmuck angebracht, Ornament an einer bisher kahlen Fläche. Und das Ornament ist bei vielen „Experten“ tabuisiert – seit Loos gilt das Ornament als etwas, was eigentlich nicht mehr sein darf, was nicht zum modernen Leben paßt. Das ist eine Schwelle, die Hundertwasser überschritten hat, die andere nicht gerne überschreiten – vor allem nicht die Architekten.

lichen Farben. Man spricht einerseits so und handelt anders. Ich glaube, daß das mehr damit zusammenhängt, daß Hundertwasser hier sehr geschickt war, auch im Betrachten der Natur. Eine seiner Aussagen hat mich völlig fasziniert: Als junger Künstler sah er die „Bäume mit Seelen“. Demgemäß hat alles Geschaffene auch etwas zu sagen, ist nicht einfach ein nüchterner Baum oder ein Stein, sondern trägt Botschaften der Natur dem Menschen zu. Ich glaube, daß er die Vielfalt der Natur, die vielgestaltig und einmalig ist, in seine Gedankenwelt übernom-

men hat. Ich habe oft das Gefühl, es ist auch eine Art Automatismus, wenn er Bilder malt. Es WIRD, es ist nicht schon geworden. Da hat Hundertwasser seine Ideen, und er bringt sie zu Papier. Sehr geschickt, sehr schön, und die Ideen sprechen an, die Leute sind begeistert von seinen Bildern ...



St. Barbara Kirche, Bärnbach

Sch.: Aber warum andererseits dieser Haß? Sie haben zum Beispiel erwähnt, er hat diese Kirche umgestaltet, ohne etwas dafür zu verlangen. Ich weiß von anderen Fällen, wo er auch kostenlos agiert hat. Trotzdem wird ihm immer wieder unterstellt, von Leuten, die auch nicht ganz ungern gut verdienen, super-geschäftstüchtig zu sein und aus allem eine Goldgrube machen zu wollen.

Z.: Da würde ich meinen, daß er einen guten Manager hat. Dieses Gespann Hundertwasser-Harel ist an sich ein sehr gutes Gespann: Einer entwickelt ein wunderbares Produkt, und der andere weiß, wie man das Ganze richtig an die Öffentlichkeit bringen kann. Und es gefällt. Ein Produkt, das überhaupt nicht gefällt, werde ich wohl kaum anbringen. Hundertwasser gefällt aber. Wenn man das ansprechend und mit Vernunft macht, ist es auch grundsätzlich kein Fehler. Wenn man Geschäfte macht, hängt es davon ab, was man mit dem Geld anfängt, was daraus wird. Meine Kenntnis von Hundertwasser, und davon rede ich, ist, daß er persönlich sehr einfach lebt und mit einfachsten Dingen zufrieden sein kann, daß er also nicht darauf aus ist, einen aufwendigen Lebensstil zu pflegen. Aber es ist sicher ein Spiel von verschiedensten Interessen, die hier eben zum Zuge kommen. Leute kommen, Leute sehen es, das freut Hundertwasser. Soll er sich ärgern darüber, daß sich die Leute freuen? Ich glaube schon, daß er es versteht, die Seele des Menschen anzusprechen. Das kann er eben, nicht? Und bei allen, die das nicht können, spielen ja andere Dinge auch eine Rolle. Wenn zu gleicher Zeit verschiedene Leute etwas machen, einer hat Erfolg, der andere nicht, da kommen vielleicht auch so Gefühle wie Neid ins Spiel.

Sch.: Wie würden Sie Ihr persönliches Verhältnis zu Hundertwasser beschreiben? Sie haben ihn ja doch ganz gut kennengelernt ...

Z.: Beim persönlichen Verhältnis ist es so: Für mich war es eine Fügung, eine unverdiente Fügung, daß ich mit einem ganz großen Künstler, einem ganz großen Menschen zusammengekommen bin und daß wir uns nach wie vor, glaube ich, gut verstehen. Dieses Gefühl habe ich nämlich, und wir treffen uns oft auch in den Gedankengängen. Was mir an ihm gefällt, ist seine Offenheit, seine Weite und auch die Menschlichkeit. Das ist etwas, das einen sehr berührt.

Sch.: Das wäre, glaube ich, fast schon ein wunderschönes Schlußwort. Aber wollten Sie noch etwas Zusammenfassendes sagen?

Z.: Was mir das Wichtigste ist: Ich bin davon zutiefst überzeugt, daß diese Welt neben den vielen, vielen Dingen, die mit der Vernunft, mit der Ratio, gefunden werden können, neben Entdeckungen, Erfindungen und dergleichen, einfach die Seele braucht. Und diese Seele, das sage ich jetzt als Gläubiger, als Priester, diese Seele kommt aus der Religion, kann nur in der Religion ihre Wurzeln finden, ihre letzte Quelle. Daß ich als katholischer Pfarrer das im Mittelpunkt sehe, ist klar. Aber unsere Kirche ist auch so gestaltet, daß man wirklich, wenn man in sie hineingeht, nach vorne geht, in diese wunderschöne Apsis, die Antwort findet. Wir sind alle auf der Suche nach dem Leben, nach dem Licht, nach der Wahrheit, und es ist meine Überzeugung, daß diese Wahrheit in dieser Kirche ist. Ich mache viele Kirchenführungen, und auch meine Leute bringen das den Besuchern nahe. Das ist die Botschaft, die diese Kirche zu verkünden hat, und wir spüren immer, wie sehr die Menschen berührt sind.

Sch.: Weil Sie vorher anonyme Hetzanrufe angesprochen haben: Sie haben ja um die Kirche diese Bogengänge mit Symbolen verschiedener anderer Religionen. Nun sind die zwei Bogen, die unmittelbar aufeinander folgen, einer mit dem indischen Hakenkreuz – was aber sicher viele Menschen nicht wissen, daß es aus der indischen Religion kommt – und der andere mit dem Davidstern. Haben Sie dazu auch Kommentare gehabt?

Z.: Daß Feindzeichen aufeinander folgen, nebeneinander sind, das kann Absicht sein. Ich weiß es nicht, darüber habe ich mit Hundertwasser nie gesprochen. Nur, daß eben das eine das Symbol des Hinduismus ist. Beim jüdischen Glauben habe ich überhaupt keine Schwierigkeiten, weil ich ja als Christ sehr wohl weiß, wo die Wurzeln liegen. Und die sind im alten Testament, im Judentum, das kann niemand wegtun. Jesus Christus war auch ein Jude, die Apostel waren Juden. Man sollte das auch einmal bedenken. Ich meine aber schon, daß man auch auf

diesem Gebiet nicht stehenbleiben darf. Das alte Testament ist nicht die letzte Offenbarung. Christus hat eben den „menschlichen Menschen“ gelebt, verkündet ...

Es berührt mich im übrigen ganz eigen, daß Sie gerade heute, an diesem Tag hier sind, an dem Therese von Lisieux, die die „kleine“ Therese genannt wird, vom Papst zur Kirchenlehrerin erhoben worden ist. Erst einmal ist sehr beachtenswert, daß sie



Bärnbach, Torbögen des Prozessionsweges

erst die dritte Frau in der Kirchengeschichte ist, die zur Kirchenlehrerin erhoben wurde. Und dann: Dieser Gedanke, daß die Kleinheit, das heißt, dieses nicht alles im Griff haben, sondern sich beschränken lassen, daß dieses Kleinsein etwas zu verwirklichen vermag, etwas, das Menschen suchen und wollen. Das Geliebtwerden, das Angenommen-, Geachtetwerden, das Akzeptiertwerden in der Art, wie man ist, jemand ertragen können, wie er ist, jemand nicht unbedingt ändern wollen. Und vor allem ist ganz klar, daß diese Heilige entdeckt hat, daß die Liebe alles ist. „Die Liebe“, sagt sie, „ist alles. Ich suchte einen Weg, eine Möglichkeit, wo

ich viel sein kann.“ Und dann: „Ich habe entdeckt, daß die Liebe ewig ist. Sie ist alles“. Und als sie das gefunden hatte, war sie zufrieden, ganz glücklich. Ich möchte das in Beziehung bringen mit dem Denken, mit der Schlichtheit und Einfachheit der Form und Farben, die sich in den Bauwerken des Künstlers Hundertwasser ausdrücken. Daß hier einerseits eine Frau ist, die von dieser großen, hochgescheiterten Theologie mit ihren Sätzen und Begriffen und Definitionen auf eine Ebene steigt, die jeder Mensch leben kann. Hundertwassers Kunst ist ja auch nicht elitär, sie ist einfach und schlicht. Und das ist das, was die Menschen berührt. Und so glaube ich, daß man hier einen Konnex herstellen kann, eine Beziehung zwischen dem Denken dieser Frau und dem Denken dieses Künstlers.

Sch.: *Sie haben vorhin den Vergleich der Kindlichkeit gebracht ...*

Z.: Ob ich es noch einmal genauso sagen kann, weiß ich nicht. Aber dem Sinne nach. Was mir auffällt: Man sagt oft Hundertwassers Kunst nach, sie sei sehr kindlich, manche meinen sogar, kindisch. Sie sei einfach, sie sei schlicht, sie habe keine großen Aussagen. Nun, die kleine Therese ist auch eine Frau gewesen, die den Menschen wieder zum Kind machen wollte und zwar zum Kind Gottes. Sie meint: Ich möchte hier nicht als die Kluge auftreten, das muß ich nicht sein, sondern ich soll mich von Gott lieben lassen. Ob der Künstler auch so denkt oder nicht, das bleibt dahingestellt, aber die Einfachheit, die Schlichtheit, das Nicht-Rationelle, sondern einfach das den Menschen Erfüllende, das Herz, das kommt auch bei ihm zum Ausdruck.

## HELMUT ZILK

Dr. Helmut Zilk, Bürgermeister a. D., Interview am 15. 10. 1997

Sch.: *Ich würde Sie sehr herzlich bitten, Herr Dr. Zilk, zunächst ein Eingangsstatement zum Phänomen Hundertwasser abzugeben. Sie haben mit ihm ja als Kulturstadtrat viel zu tun gehabt, als Bürgermeister und auch als Privatmensch. Ich brauche Sie nicht zu bitten „frei von der Leber weg“ zu sprechen, jedenfalls sind Sie heute vollkommen frei von den Rücksichten des Amtes.*

Z.: Das hat bei mir nie eine Rolle gespielt, Rücksichten auf das Amt habe ich nie gekannt. Ich sage immer, was ich mir denke. Aber von dem abgesehen: Ich kenne Hundertwasser natürlich seit vielen Jahren, seit vielen Jahrzehnten, habe seine Entwicklung mitbeobachtet, habe mit ihm immer wieder in großen Abständen – manchmal mehr, manchmal weniger – zu tun gehabt. Nicht zuletzt auch deshalb, weil meine Frau und ich ganz gut mit Joram Harel befreundet waren, der eine Zeitlang auch für meine Frau tätig war. Harel ist ja wirklich Freund, Begleiter, Manager und Durchsetzer der Hundertwasserschen Ideen.

Ich kenne Hundertwasser sehr lange und habe immer mit großem Interesse seine Überlegungen verfolgt. Vor allen Dingen gab es eine sehr zentrale, wichtige Begegnung am Beginn meiner Tätigkeit im Fernsehen. Wir haben damals eine, wie ich glaube, bemerkenswerte Sendung gebracht – eine Unterhaltungssendung, die heute zur Geschichte des Fernsehens gehört. Das war die Sendung „Wünsch Dir was“. Bei dieser Sendung wurden in unterhaltsamer Verpackung Probleme aufgezeigt, darunter auch viele Umweltprobleme. Umweltaktivisten wie etwa Arik Brauer und viele andere Persönlichkeiten waren oft dabei. Und einmal gab es eben auch eine Sendung, in der das Hundertwassersche Fensterrecht behandelt wurde. Hundertwasser hat darin

seine grundsätzlichen Vorstellungen zum Thema „Wohnen und Architektur des Wohnens“ dargestellt. Es ging unter anderem darum, Leuten, die in einem eher eintönigen „Emmentaler-Plattenbau“ gewohnt haben, das Gefühl zu vermitteln, sie könnten diesen Bau verschönern. Wenigstens von außen, wenn schon nicht von innen, indem sie um ihr Fenster



711 Hausbemalung anlässlich der Sendung „Wünsch Dir Was“ in der Anergasse, 1170 Wien. Februar 1972

herum eine Verzierung anbringen. So wie das früher die Leute gemacht haben mit Pflanzen, Efeu, den sie haben hinaufwachsen lassen. Dafür hat es damals seitens der Häuserverwaltungen überhaupt kein Verständnis gegeben, einerlei, ob es kommunale oder private waren. Man hat das als eine Verschandelung der Häuser betrachtet, als unerlaubten Eingriff in die Rechte des Eigentümers etc. Wir haben diese Sendung damals gemacht, sie hat großes Aufsehen erregt, aber vor allen Dingen sehr viel Zuspruch und Interesse gefunden. Und eigentlich bildete sie einen



Hundertwasser in der Sendung „Wünsch Dir was“ mit Dietmar Schönherr, 1972

Durchbruch in bezug auf die Lockerung von bestimmten Grundauffassungen.

Sch.: Hundertwasser wollte ja damals auch schon praktisch werden und vorzeigen, wie es besser ginge mit dem Bauen. Das ist aber nicht so leicht gewesen, es hat eine Weile gedauert.

Z.: Ja, es hat lange gedauert. Wir haben oft Kontakt gehabt. Ich bin aber unterdessen in die Politik gegangen, vom Fernsehen weg, über die Zeitung, war dann Kulturstadtrat. Das war zu dem Zeitpunkt, an dem die Frage eines Hundertwasser-Hauses akut wurde. Diese Frage ist eigentlich Folge dieser Debatte und dieser Diskussion gewesen, die immer

wieder auch von den Medien aufgegriffen worden ist. Mit einem heftigen „Pro und Kontra“, wobei das vorsichtige „Pro“ eher in der Bevölkerung vertreten war, das eher stabile „Kontra“ mehr aus den Fach- und Architekturkreisen gekommen ist.

Sch.: Ich erinnere mich an giftige Kommentare von Harald Sterk, soweit ich weiß, bereits zur erwähnten Sendung von „Wünsch Dir was“.

Z.: An das kann ich mich gar nicht mehr erinnern. Jedenfalls weiß ich, daß man dann gesagt hat: „Ja, er soll es tun“. Herr Wurzer war damals Planungsstadtrat, der Bürgermeister hieß Leopold Gratz, und ich war Kulturstadtrat. Mich hat das sehr interessiert, ich

habe das Projekt sehr forciert. Es war auch ein durchaus starkes Interesse im Büro des Planungsstadtrates vorhanden. Vor allen Dingen aber ist es gelungen, den Bürgermeister zu gewinnen. Bürgermeister Gratz hat sich ganz auf die Seite derer gestellt, die das Projekt befürworten haben, und so hat das Hundertwasser-Haus entstehen können.

Sch.: Wer war dagegen? Es hat ja doch ziemlich lang gedauert und beträchtliche Widerstände gegeben?

Z.: Dagegen war die Fachwelt. Die Facharchitektur, sowohl die amtliche Facharchitektur als auch die freie Facharchitektur. Man hat sehr viele Bedenken gehabt und sich gefragt: „Wie kann man diesen Mann beauftragen, er hat ja keine Ahnung vom Bauen, das ist ja ein Maler, ein Künstler“. Es war aber eigentlich immer klar, daß Hundertwasser zwar die Ideen einbringen sollte, aber natürlich ein Architekt da sein mußte, der sie umsetzt und baut. Denn das Haus muß ja nach statischen Grundsätzen gebaut werden, nicht nur nach „Fingersprung“ und nach der Form der Veilchen, die dann darauf gemalt werden. Das ist dann auch geschehen, es hat sich ein Architekt gefunden, ich weiß nicht mehr, wie er geheißen hat ...

Sch.: Es war Architekt Krawina. Er hat aber ein Haus vorgestellt, das gar nicht sehr nach den Intentionen von Hundertwasser ausgesehen hat.

Z.: Ich weiß, daß es große Debatten gegeben hat. Sie sind nicht zusammengekommen. Jedenfalls hat man dann gesagt, wir wollen das Projekt aber machen, und da hat man Architekt Pelikan von der Magistratsabteilung 19 gewonnen. Er hat sich mit großer Begeisterung und mit großem Einsatz hineingeknielt und sich mit Hundertwasser zusammengeräuft. Hundertwasser ist als Künstler auch kein unkomplizierter Mensch und wollte nicht immer alles sofort einsehen, auch deshalb, weil er ja kein Architekt war und auch die Probleme nicht kannte. Aber Pelikan ist es gelungen, eine gute Zusammenarbeit zu schaffen, und so ist das Haus dann ent-



Prince Charles und Bürgermeister Helmut Zilk vor dem Hundertwasser-Haus, 1986

standen, das bis heute ja noch etwas Besonderes ist. Ich kann übrigens eine für Ihre Arbeit interessante, soweit ich weiß, unpublizierte Anekdote beisteuern, keine erfundene, sondern eine wirkliche. Und zwar: Im Jahr 1986 ist Prince Charles mit Diana nach Wien gekommen, und die beiden haben ein Besuchsprogramm absolviert, in Übereinstimmung mit der britischen Botschaft und den Sendboten des jungen Paares, das Wien anlässlich der britischen Woche besucht hat. Ich war damals gemeinsam mit meiner Frau drei Tage lang Gastgeber für die beiden Royals. Als wir Charles empfangen und ihm das offizielle Programm, in einer Mappe gebunden, übergaben, hat er sich das angeschaut und als erstes gefragt: „Wo ist das Hundertwasser-Haus?“ Beide waren hervorragend auf Wien vorbereitet, sie hätten eine Prüfung machen können über die Geschichte Wiens, die Baugeschichte, die historische Geschichte ... Wir haben natürlich sofort eine Programmänderung veranlaßt. Charles wollte unbedingt beim Hundertwasser-Haus vorbeischaun. Das war natürlich sehr schwierig, besonders für die Polizei und für seine Bewachungsleute. Das Interessante war, daß Charles nicht nur eine Viertelstunde, sondern zwei Stunden beim Hundertwasser-Haus war. Er hat mit den Hausparteien geredet, ist auf und ab gegangen und war sehr interessiert und beeindruckt. Auch viele andere waren beeindruckt. Am meisten beeindruckt war Architekt Pelikan, der als Belohnung für sein Ausharren und Durchstehen dieses schwierigen Projektes selbst ein Haus bauen durfte. Es ging ja auch immer um Baukosten, denn der Hundertwasserbau sollte ein Gemeindehaus sein, und Baukostenüberschreitungen durften nicht sein, wegen der Weitervermietungsgrundsatzregel der Wohnbauförderung, die ja nur bestimmte Größenordnungen vorsieht. Für das Durchstehen dieser Probleme hat Pelikan dann die Genehmigung bekommen, auch ein Haus zu bauen. Er hat das Haus in der Gumpendorferstraße gebaut ...

Z.: Ja, das aber auch durchaus bemerkenswert und interessant ist, weil es zwar manche künstlerische Anleihe bei Hundertwasser nimmt, aber vielleicht auch das verwirklicht, wofür es Hundertwasser hauptsächlich ging: um die Umweltnähe, das Gras und die Bäume auf dem Dach. Wir haben dann auch Arik Brauer die Möglichkeit gegeben, ein Haus zu bauen. Weniger in bezug auf die Umwelt als auf die künstlerische Gestaltung ist auch das ein bemerkenswertes Haus geworden. Ich glaube, das waren sehr gute Beispiele, und Hundertwasser hat dann ja noch vieles andere verwirklicht, etwa sein Museum. Mehrmals im Jahr gibt es dort Ausstellungen, die ich manchmal persönlich eröffne. Das ist eine Tradition geworden, wobei ich immer sage, das ist die Anerkennung dafür, daß Hundertwasser mit Harel seinen Traum, dieses Museum zu schaffen und zu gestalten, durchgesetzt hat, und zwar ohne öffentliche Subvention und durchaus erfolgreich mit hunderttausenden Besuchern im Jahr, wie wir wissen. Dazwischen hatte ich dann eine Idee gehabt, als es darum ging, nach einem Brand die Heizwerke in der Spittelau umzubauen. Mir schwebte der Gedanke vor, daß auch ein Industriegebäude einen künstlerischen Wert haben kann. Wir schätzen ja heute Industriegebäude des 19. Jahrhunderts und reißen sie nicht ab, weil sie historische Bedeutung haben und einen ästhetischen Wert darstellen. Es hat ja immer in Wien diese Neigung gegeben, auch Zweckbauten ästhetisch zu gestalten: Ich erinnere nur an die Gestaltung der Stadtbahn-Stationen durch Otto Wagner, ich erinnere an den Favoritner Wasserturm, an die Wasserbehälter der Wien ...

Sch.: Darf ich da kurz einhaken. Da geht es ja eigentlich um eine typische Auffassung des 19. Jahrhunderts, nämlich um die der ästhetischen und monumentalen Harmonisierung und „Verschönerung“, es hat ja damals auch die Verschönerungsvereine gegeben. Heute spricht man aber in Architekturreisen eher negativ von „Behübschung“. Ist nicht Hundertwasser ein später Erbe des 19. Jahr-

hunderts? Auch er will „verschönern“ und verwendet das Wort „Behübschen“ als Herausforderung an seine Kritiker. Heute ist es bei den Architekten aber nicht „in“, das Stadtbild zu „verschönern“, sondern man will „Kontraste setzen“, „Brüche bewußtmachen“, Herausforderungen formulieren. Wenn wir uns die Diskussionen ansehen, einerseits um Hundertwasser oder andererseits zum Beispiel um das Museumsquartier, wo bewußt ein moderner Gegenpol gegen das alte Hofensemble gesetzt werden soll, oder um das Monument am Judenplatz von Rachel Whiteread, so hat man Hundertwasser meist vorgeworfen, zu „gefällig“ zu sein, während die Schwierigkeiten mit den anderen Projekten wohl daher kamen, daß sie nicht, wie Hundertwasser harmonisierend „behübschen“ wollen, sondern Kontraste setzen.

Z.: Das hat damit nichts zu tun ...

Sch.: Vielleicht doch, insoweit als etwa Frau Whitehead auch schon in Ost-London mit ihren großen Betonobjekten Konflikte, ich glaube durchaus bewußt, erzeugt hat. Es ist ja heute in der Kunstwelt fast Ehrensache zu sagen, wir behübschen nicht, wir machen nicht etwas schöner, sondern wir suchen die – vielleicht fruchtbare – Provokation.

Z.: Natürlich gibt es im Generationskampf verschiedene Auffassungen. Das ist ja durchaus gerechtfertigt. Wir sehen heute die Architektur an sich als Kunst. Ein Architekt muß und soll Künstler sein mit ästhetischem Wollen, und es gibt eine sehr zeitgemäße, moderne Architektur, die auf die Art der Behübschung im Sinne der Anregung der Phantasie und des allgemeinen Schöngestes, wie das Hundertwasser sieht, verzichtet. Es gibt moderne Architektur, die auf jeglichen Zierat verzichtet und trotzdem schön und ästhetisch ist. Nicht dazu gehört allerdings diese zu lang andauernde Phase der Notbauweise des „Emmentaler-Stils“ der Wiener Gemeindehäuser der Jahre 1946 bis 1960. Ich habe Verständnis für 1946, aber ab 1950 hätte man sich etwas einfallen

lassen müssen. Also, das ist nicht Kunst in der Architektur. Da war Architektur „Behausungsgewerbe“ und sonst gar nichts.

Ich meine aber, ich würde das eine nicht gegen das andere ausspielen, sondern im Gegenteil sagen, beides ist durchaus bemerkenswert und interessant, mir gefällt beides außerordentlich. Mir gefällt zum Beispiel das Hollein-Haus am Stephansplatz hervorragend, auch ohne Behübschung, das gefällt aber natürlich nicht jedem an dieser Stelle.

Aber zurück zur Spittelau. Ich habe einmal zu Hundertwasser gesagt, es wäre schön, wenn er bereit wäre, etwas für die Stadt zu tun. Um anderen ein Beispiel zu geben, daß auch ein Industriebau seinen Vorstellungen genügen könnte. Hundertwasser hat nachgedacht und gesagt, ja, warum eigentlich nicht? Zu meinem sechzigsten Geburtstag hat er mir dann quasi als Geschenk das Fernheizwerk verschönt. Und er hat auch tatsächlich nichts bekommen, keine Gage, gar nichts ...

Sch.: Es wurde Hundertwasser aber immer wieder, auch in der Presse, unterstellt, sich zu bereichern.

Z.: Ich glaube, mit solchen Schwachsinnigen muß man sich nicht auseinandersetzen.

Sch.: Sie sind ein sehr toleranter Mensch ...

Z.: Als das Fernheizwerk fertig war, hat es vor allem auch die modernsten Filteranlagen bekommen. Das Dioxin, das herauskommt, ist ja kaum mehr meßbar. Aber der Widerstand gegen die Anlage war in den benachbarten Bezirken zunächst sehr groß. Und die Leute haben gesagt, „erst bekommen wir diese Giftschleuder, dann behübschen sie sie auch noch“. Als es sich aber dann herausstellte, daß es keine Giftschleuder ist, haben sich die Bewohner auch mit Hundertwasser angefreundet. Und, ich kann mich genau erinnern, bei der Wahl 1991, bei der wir diese furchtbaren Auseinandersetzungen hatten, hat das überhaupt keine Rolle mehr gespielt. Die ÖVP, also die Oppositionspartei, hat wegen der Spittelau Flugzettel verteilt und einen ungemeinen Aufstand

anzetteln wollen, als Wahlschlager. Im 18., 19., 9., 20. und 2. Bezirk haben wir aber die besten Wahlergebnisse gehabt. Das hat also überhaupt keine Rolle gespielt. Die Leute haben gesagt, das ist in Ordnung. Das waren eben so Phasen, in denen man meinte, „das kostet zuviel“. Man muß ja zugeben, eine andere Verkleidung kostet auch viel, und Hundertwasser selbst hat nichts bekommen. Die Anlage ist aber heute ein Bestandteil jeder Fremdenführung, und jeder, der mich hier im Ringturm besucht, schaut erst einmal aus dem Fenster. Ich schaue jeden Tag dreimal da hinüber und freue mich über zwei Dinge: über den Turm von Hundertwasser und über die weiße Wolke über dem Schlot. Denn solange die Wolke weiß ist, kommt nur Wasserdampf heraus und alles funktioniert.

*Sch.: Dem häßlichen Postturm am Arsenalgelände, den man vom Schwarzenbergplatz so deutlich sieht, täte es vielleicht auch ganz gut, wenn er von Hundertwasser verschönert würde.*

Z.: Es wäre überhaupt gut, wenn man mit Hundertwasser über einige Dinge reden würde. Ich habe noch ein paar Ideen, doch er geht natürlich auch ganz gerne woanders hin. Mehr kann ich Ihnen zu Hundertwasser nicht sagen. Ich glaube, er ist ein hervorragender Mann, ein großer Künstler, und er hat Bleibendes geschaffen. Nicht nur als bildender Künstler, sondern auch als Architekt. Wobei man sagen muß, er hat immer anerkannt, daß es fachliche Architektur-Grundlagen geben muß und daß es eine Kooperation mit dem Künstler gibt. Er hat Bleibendes insofern geschaffen, als die Ideen, die er verwirklicht hat, heute in die allgemeine Debatte des Bauens und Wohnens und auch in die allgemeine Architektur Eingang gefunden haben, wenn auch vielleicht nur tröpfchenweise. Es gibt eine Reihe von Dingen, die man sich heute ansehen kann, wo man ähnliches merkt. Da hat etwa ein privater Bauherr auf der Mariahilferstraße ein Kaufhaus gebaut, vis-à-vis von der Otto

Bauer Gasse. Die Architekten haben mit einem Künstler, mit Christian Ludwig Attersee gearbeitet. Das sind Dinge, die durch unser Projekt befruchtet worden sind. Die Nähe des Grün, überhaupt das Grüne im Fenster, ums Fenster, im Haus selber, beim Haus, das sind bleibende Werte von Hundertwasser.

*Sch.: Das wäre schon ein wunderbares Schlußwort. Was mich an meinem Auftrag aber besonders interessiert hat, und wo ich noch nicht ganz lockerlassen möchte, das ist das Phänomen des Hundertwasser-Hasses. Ich bin ihm begegnet in verschiedenen Architekten- und Künstlerkreisen, auch in der Architektur-Publizistik. Ich hätte doch gern einen Kommentar zu dieser Spannung, die sich, glaube ich, auch nicht eingeebnet hat. Ich weiß beispielsweise, daß die Architektur-Publizistin Waechter-Böhm einmal von „Beulenpest“ gesprochen hat im Zusammenhang mit Hundertwasser, Brauer, etc. Es ist tatsächlich so, daß man kaum mit einem Architekten reden kann, ohne daß er sozusagen „Schaum vor dem Mund“ bekommt, wenn er den Namen Hundertwasser hört. Und auf der anderen Seite haben sie eine ungeheure Popularität und auch eine große, verbreitete Ablehnung der Werte eben jener Architekten, die wiederum so böse über Hundertwasser reden.*

Z.: Ja, ich würde das so sagen: Was das Verhältnis der Architekten untereinander betrifft, müssen wir, von wenigen wirklich bedeutenden Leuten abgesehen, sagen, es ist unter Architekten, Lehrern und Ärzten ähnlich. Das sind Berufe, wo man sehr auf sich selbst bezogen lebt, sich selbst verwirklicht, nicht Zeit, Muße und den Blick für andere hat, das sind auch sehr nach innen gerichtete Berufe, wo man selten Anerkennung von Berufskollegen findet. Wenn Anerkennung, dann zähneknirschend. Nehmen Sie zwei Architekten der gleichen Schule, die gegen den Hundertwasser sind; da müßten Sie hören, was der eine über den anderen sagt. Die Verkehren miteinander nicht anders, nur auf Hundertwasser haben sie sich halt konzentriert, weil das ein

Außenseiter ist. Vergessen Sie nicht, daß in Österreich auch die Akupunktur erst seit zehn oder zwanzig Jahren anerkannt ist und daß hier die Naturheilmethoden auch heute noch umstritten und bekämpft ist. Daß ein ordentlicher Schulmediziner auf jeden Fall sagen muß, daß die Naturheilmethoden Scharlatanerie ist. Das ist auf allen Gebieten so, dort wo sich Neues begibt, dort wo Leute von außen eindringen in ein Fachgebiet, wo es übergreifende Tendenzen gibt. Ich glaube, das muß man einfach mit Geduld sehen und mit dem Zeitablauf, es pendelt sich von selber ein und es hört einfach selbst auf. Das muß man als menschliche Schwäche sehen und dort, wo Haß war, der ja nicht nur Hundertwasser, sondern vor allen Dingen auch die Stadt betroffen hat und mich, als Bürgermeister, gelegentlich besonders getroffen hat, da kann ich nur sagen: Mit Schwachsinnigen und Dummköpfen habe ich mich nie beschäftigt. Da hat es für mich immer das alte und schöne Wort gegeben „Die Hyänen heulen und die Karawane zieht weiter“. Ich habe auch nie auf solche Sachen etwas erwidert. Schauen Sie, wir haben jetzt das Hrdlicka-Denkmal, es war ein wichtiges Mahnmal, von dem wir dreißig Jahre geredet haben, es ist ein Mahnmal gegen Faschismus und Krieg. Das kann einem mehr oder weniger gefallen, auf dem Platz oder nicht. Ich habe mich dazu bekannt. Früher hat man gesagt, das wird eine Katastrophe werden, eine ganze Polizeikompanie muß es beschützen. Ich sage Ihnen heute etwas zu diesem Mahnmal: Wir haben natürlich am Anfang Kriminalpolizei dort gehabt, weil das Denkmal von Hrdlicka wirklich provozierend für viele ist, und zwar umso mehr, je weiter man nach rechts blickt. Aber im Gegensatz zu den Häusern der Umgebung hat es gerade dort kein einziges Mal auch nur eine Verstümmelung oder Beschädigung oder auch nur eine Beschmiering gegeben. Nicht ein einziges

Mal, solange das Denkmal dort steht. Man muß also Geduld haben. Ich kann mir vorstellen, daß Gustav Peichl, ein sehr ernstzunehmender Architekt, zu Hundertwasser Bedenken hat, das kann man diskutieren.

*Sch.: Gerade Peichl respektiert aber bei aller Kritik Hundertwasser, das ist durchaus nicht einer von denen, an die ich gedacht habe ...*

Z.: Nun, diejenigen, die ihn hier aus Jux und Tollerei mit Haß verfolgen – da ist es schade um jede Zeile, die man ihnen widmet. Die Geschichte wird sie nicht kennen. Die meisten kennt nicht einmal die Gegenwart.

*Sch.: Interessanterweise gehen viele Architekten und Mitglieder der Kulturszene fast in einer Uniform, die der Hundertwasserschen Buntheit sehr widerspricht, in einer Art Uniform der Nonkonformisten, nämlich als „Schwarzgekleidete“. Mit Günter Nennung habe ich vor kurzem darüber geplaudert – es ist sozusagen eine „Schwarz-Schickeria“. Und das sind häufig die lautesten Hundertwasser-Gegner.*

Z.: Belasten Sie nicht ihre Arbeit mit solchen Dingen...

*Sch.: Aber es ist soziologisch interessant.*

Z.: Schauen Sie, das war so. Früher haben auch die Maler einen besonderen Schlips gehabt und einen Schlapphut oder die Musiker den Wagner-Hut. Das ist nicht ernst zu nehmen.

*Sch.: Ich verurteile es ja gar nicht. Aber es gibt so einen Konventionalismus der Unkonventionellen, und das ist faszinierend.*

Z.: Die ernstzunehmenden Architekten, alle, die von der Klasse eines Hollein sind oder eines Peichl oder eines Holzbauer, eines Luigi Blau, eines Harry Seidler, sie gehen alle nicht schwarz gekleidet.